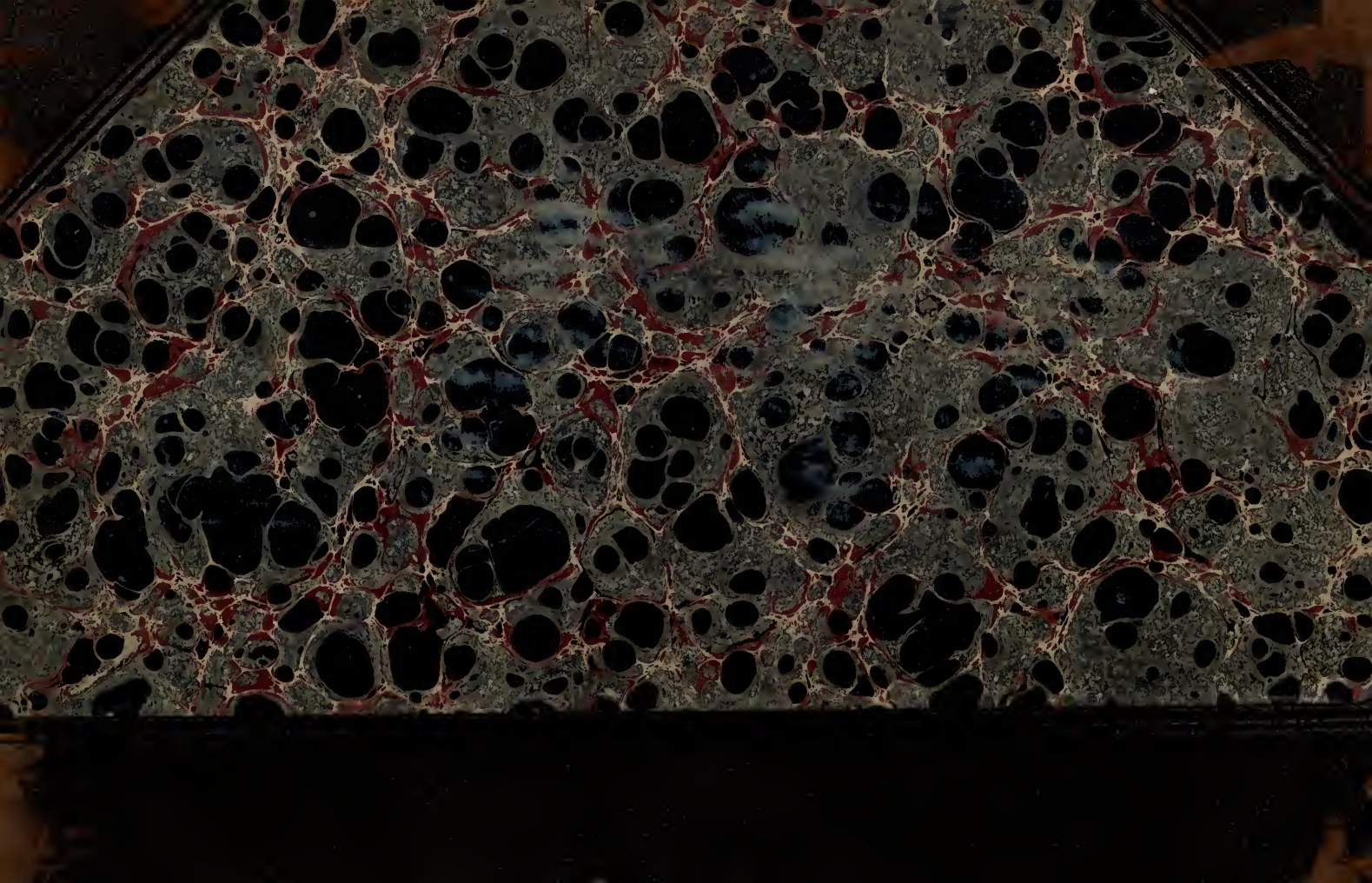


UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 944.04 Book M67W5 Volume 1

My 08-15M

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.
University of Illinois Library

7-15-46		

DAS L BEN

MIRABEAUS.

VON

ALFRED STERN.

ERSTER BAND.

VOR DER REVOLUTION.

BERLIN,
VERLAG VON SIEGFRIED CRONBACH.
1889.

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

944.04
M67Ws
V.1

MEINEM FREUNDE

GABRIEL MONOD

GEWIDMET.

111327

Vorwort.

Beinahe vierzig Jahre sind verflossen, seit ein Deutscher es unternommen hat, seine Kraft an einer zusammenfassenden Darstellung des Lebens Mirabeaus zu versuchen. Die Aufgabe, welche Franz Ernst Pipitz durch sein zweibändiges Werk (Leipzig, Brockhaus 1850) in einer für seine Zeit achtungswerten Weise zu lösen versuchte, und welche Friedrich Lewitz bald darauf wenigstens in Angriff nahm (Mirabeau. Erster und einziger Band. Breslau, Hirt 1852), hat seitdem nichts an Reiz, aber auch nichts an Schwierigkeit verloren. Jeder Kenner weifs, wie mit der Litteratur über die französische Revolution diejenige über ihren gröfsten Wortführer ins Ungeheure angewachsen ist. Was wir aus Briefwechseln, Memoiren, Monographieen über seinen Entwicklungsgang und sein Eingreifen in die Ereignisse gelernt haben, läfst sich mit wenig Worten nicht aussprechen. Diese Erweiterung unserer Kenntnis allein würde es rechtfertigen, bei der hundertjährigen Wiederkehr der grofsen Erinnerungstage des dämonischen Mannes nicht zu vergessen, den die deutsche Historiographie von Niebuhr und Dahlmann bis zu Häufser und Sybel mit seltener Übereinstimmung hoch über den Schwarm seiner Kampfgenossen erhoben hat.

Den mächtigsten Anstofs zu einer Revision der bisherigen Gesamtanschauung von Mirabeaus Leben hat aber die unschätzbare Arbeit des verstorbenen Akademikers Louis de Loménie (Les Mirabeau. Paris, Dentu 1879, 2 Bde.) gegeben, welche nach seinen hinterlassenen Papieren von seinem Sohne Charles de Loménie in würdigster Weise fortgesetzt wird. Der Biograph

Beaumarchais', als solcher mit der französischen Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts wie kaum ein zweiter vertraut, durfte mit vollkommener Freiheit aus der Fülle der Mirabeauschen Familienpapiere schöpfen, und dies, neben tief eindringenden archivalischen Studien, setzte ihn instand, vorzüglich die herrschende Überlieferung der Jugendgeschichte Mirabeaus in nicht wenigen Punkten abzuändern und zu ergänzen. Er zeigte, dafs die achtbändigen sogenannten „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau", bisher unstreitig die Hauptquelle der Biographen Mirabeaus, vielfach unzuverlässig und unvollständig sind. Er wurde namentlich Mirabeaus Vater, der bisher in einem ganz falschen Lichte erschienen war, zum erstenmal gerecht, ohne seine Fehler zu vertuschen, und zeichnete Mirabeaus Mutter, die man gewöhnlich als den unschuldigen, leidenden Teil betrachtete, in ihrer wahren abschreckenden Gestalt. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, dafs mit dem Buche Louis de Loménies eine neue Epoche der Mirabeau-Forschung begonnen hat, und mufs sich aufs lebhafteste der Gewifsheit erfreuen, dafs dies Buch kein Torso bleiben wird.

Ganz im Geiste seines Vaters hat Charles de Loménie die in seiner Hand befindlichen Materialien und Entwürfe zunächst zur Veröffentlichung einer Reihe von höchst beachtenswerten Aufsätzen benutzt. Sie gereichen den Zeitschriften, in denen sie erschienen sind, zur Zierde und lassen ahnen, was man von den noch fehlenden Bänden des Werkes „Les Mirabeau" zu erwarten hat. Ihr baldiges Erscheinen ist gesichert, und dasjenige des dritten steht unmittelbar bevor. Wie viel der deutsche Biograph Mirabeaus den Arbeiten schuldet, die den Namen Loménie tragen, wird fast jedes Kapitel des ersten Bandes der nachfolgenden Darstellung beweisen. Was ihm aber aufserdem in hervorragendem Mafse zu statten kam, war die unausgesetzte Teilnahme, die Herr Charles de Loménie seinen Studien schenkte. In der That ist mir von dieser Seite, mündlich wie schriftlich, so viel Belehrung, und stets in so liebenswürdiger Form gewährt worden, dafs der Ausdruck meines Dankes der erwiesenen Güte kaum gleichkommen kann. Noch während des Druckes hatte Herr Charles de Loménie die Freundlichkeit, einzelne Bogen mit einigen kritischen Anmerkungen zu versehen, die für das Verzeichnis der Berichtigungen und Zusätze am Schlusse des zweiten Bandes verwertet werden konnten.

Ich durfte jedoch nicht versäumen, soweit die öffentlichen Archive in Frage kamen, selbst an den ursprünglichen Quellen zu schöpfen. Die Archives nationales und die Archives du Ministère des affaires étrangères, wo mir mit aufserordentlicher Liberalität und unter unermüdlicher Beihilfe der betreffenden Herren Beamten ein reiches Material zur Verfügung gestellt wurde, sind hier zuerst zu nennen. Dort gewährten schon die acht Kartons, welche die Papiere von Mirabeaus Vater enthalten, nebst anderweitig aufbewahrten Briefen von seiner Hand, vielfache neue Aufschlüsse. Für die Geschichte von Mirabeaus Jugendschicksalen erwies sich die auf seine Inhaftierungen bezügliche amtliche Korrespondenz als eine wahre Fundgrube. Aus der Epoche der Revolution waren, neben einzelnen zerstreuten Notizen, die Papiere des Comité des Recherches und die zum Glück nicht verbrannten Kopieen der „Comptes rendus administratifs du département de la Seine 1791“ nicht unergiebig. — Im Archive des Auswärtigen hatte ich vor allem die vor einigen Jahren für dasselbe aus einer grofsen Autographensammlung erworbenen Manuskripte Mirabeaus einzusehen. Man kann seine Art des Excerpierens, Abschreibens, Verarbeitens nicht leicht besser kennen lernen als durch genaue Betrachtung dieser Bände. Die Kladde der Berliner Depeschen ist vielleicht, und nicht blofs für den deutschen Forscher, das merkwürdigste der Manuskripte. Jedenfalls wird niemand, der Mirabeaus Originale eingesehen hat, ferner glauben, in der gedruckten „Histoire secrète de la Cour de Berlin“ den vollständigen und ursprünglichen Text vor sich zu haben. Einige Korrespondenzen, unter denen die Briefe Talleyrands an Mirabeau hervorstechen, schliefsen sich daran. An gleicher Stelle war aus den diplomatischen Aktenbänden „Prusse“, „Genève“, sowie aus den Manuskripten „France“ manche erwünschte Kunde zu gewinnen. — Es wäre ein Leichtes gewesen, aus allem, was die beiden grofsen französischen Archive dargeboten haben, einen eigenen Urkundenband herzustellen. Allein die Beschränkung auf eine kleine Auswahl in den Anhängen erschien ratsam. Wo kein Original vorlag, ist dabei moderne Schreibung und Interpunktion durchgeführt worden.

Im geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchive zu Wien liefs sich einiges den Depeschen Mercys entnehmen. Im Berliner geheimen Staatsarchive durften die Depeschen des preufsi-

schen Gesandten von der Goltz benutzt werden, wobei mich Herr Dr. Jastrow durch seine Bemühungen unterstützt hat. Auch Herrn Professor Daguet in Neufchâtel schulde ich besten Dank für gefällige Übersendung von Auszügen aus den Protokollen des dortigen Staatsrates, ebenso Herrn Th. Dufour und Herrn Professor Vaucher in Genf für freundliche Mitteilung daselbst befindlicher Manuskripte. Was ich sonst der Gefälligkeit Einzelner innerhalb wie aufserhalb Frankreichs zu danken habe, wird an gehöriger Stelle bemerkt werden.

Soweit es sich um die gedruckte Litteratur aus der Zeit der Revolution handelte, war neben der Bibliothèque nationale die in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnete Bibliothek der Stadt Paris im Hôtel Carnavalet nicht zu vernachlässigen. Ein glücklicher Zufall brachte aufserdem eine grofse Zahl von zeitgenössischen Flugschriften über, für und gegen Mirabeau in meinen Besitz. Nicht minder glücklich hat es sich gefügt, dafs ich den gröfsten Teil meines Buches in einer Stadt schreiben konnte, deren Bibliothek, dank dem Sammeleifer Paul Usteris, eine Fülle von Journalen der französischen Revolution besitzt, wie man sie, aufser in Paris und London, schwerlich irgendwo sonst antreffen wird.

Bei allem, was eigenes Bemühen und Unterstützung durch andere hervorgebracht haben mögen, ist gewifs auch dem ernstesten Streben des Biographen manche Schranke unübersteiglich geblieben. Mehr als einmal hatte er es zu bedauern, dafs es bis jetzt keine auch nur den mäfsigsten Ansprüchen genügende Sammlung der Schriften Mirabeaus giebt, dafs nicht einmal seine Reden in einer kritischen Ausgabe vorliegen. Sogar in dem höchst verdienstlichen Sammelwerke „Archives parlementaires“ finden sich bedeutende Versehen, durch welche der Biograph Mirabeaus ganz in die Irre geführt wird, wenn er sie nicht erkennt und berichtigt. Er hat sich häufig der Vorarbeit, die dem gewissenhaften Hersteller einer Edition obläge, selbst zu unterziehen, und dies wiegt um so schwerer, je mehr Gedrucktes unter dem Namen Mirabeaus geht, woran er selbst gar keinen oder nur einen sehr geringfügigen Anteil gehabt hat. Dazu kommt, dafs manche Dunkelheit in diesem labyrinthisch verschlungenen Lebensgange schwerlich jemals völlig aufzuklären sein wird. Endlich bleibt für immer das psychologische Problem bestehen, wie

sich so viel Monstrosität des Menschlichen mit so viel politischem Genius verbinden konnte. Möge es mir gelungen sein, auf dem Hintergrunde des umwälzenden Zeitalters ein Lebensbild zu entwerfen, das wenigstens nicht gar zu weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben ist.

Zürich, 28. August 1889.

Alfred Stern.

Häufig gebrauchte Abkürzungen.

Arch. Berlin = Geheimes Staatsarchiv Berlin.

Arch. étrang. = Archives du ministère des affaires étrangères, Paris.

Arch. nat. = Archives nationales, Paris.

Arch. parl. = Archives parlementaires de 1787 à 1860. Recueil complet des débats législatifs et politiques des chambres françaises, imprimé sous la direction de Mavidal, Laurent, Clavel. Première Série 1789 à 1799. Paris, Librairie administrative de Paul Dupont 1867 ff.

Arch. Wien. = Geheimes Haus- Hof- und Staatsarchiv Wien.

Bacourt. = Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de La Marck pendant les années 1789, 1790 et 1791, recueillie, mise en ordre et publiée par M. Ad. de Bacourt, ancien ambassadeur de France près la cour de Sardaigne. Paris, Veuve Le Normant 1851. 3 Bde. (Ich citiere nach der Ausgabe: Bruxelles, Auguste Pagny 1851. 2 Bde.)

Brissot. = Mémoires de Brissot. (Ich citiere nach der Ausgabe in der Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le 18e siècle. Nouvelle Série publiée p .M. de Lescure. Paris, Didot 1877 T. XXXII.)

Chérest. = La chute de l'ancien régime (1787—1789) par Aimé Chérest. Paris, Hachette 1884. 1886. 3 Bde.

Dumont. = Souvenirs sur Mirabeau et sur les deux premières assemblées législatives, par Étienne Dumont. Ouvrage posthume publié par M. J. L. Duval. Paris, C. Gosselin MDCCCXXXII.

Guibal. = Mirabeau et la Provence en 1789 par Georges Guibal, Professeur d'histoire à la Faculté des Lettres d'Aix. Paris, E. Thorin 1887.

Joly. = M. A. Joly: Les procès de Mirabeau en Provence d'après les documents inédits. Paris, Durand. 1863.

Leloir. = Georges Leloir: Mirabeau à Pontarlier. Étude biographique contenant plusieurs documents inédits. Pontarlier, E. Thomas 1886.

Lettres de Vincennes. = Lettres originales de Mirabeau écrites du donjon de Vincennes pendant les années 1777, 78, 79 et 80 recueillies par P. Manuel, citoyen français. A Paris chez J. de Garnery 1792 an 3ᵉ de la liberté. 4 Bde.

Loménie. = Louis de Loménie: Les Mirabeau. Nouvelles études sur la société française au XVIIIᵉ siècle. Paris, Dentu 1879. 2 Bde.

Lucas-Montigny. = Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif (L. M.). Paris, A. Guyot et Delaunay 1834. 1835. 8 Bde.

Méjan. = Collection complette des travaux de M. Mirabeau l'ainé à l'assemblée nationale par M. Étienne Méjan. Paris, de l'Imprimerie de la veuve Lejay. 1791. 1792. 5 Bde.

Peuchet. = Mémoires sur Mirabeau et son époque [p. p. Peuchet] Paris, Bossange frères 1824. 4 Bde.

Plan. = Un collaborateur de Mirabeau. Documents inédits précédés d'une notice par Ph. Plan. Paris, Sandoz et Fischbacher 1874.

Sorel. = L'Europe et la Révolution Française par Albert Sorel. Paris, Plon 1885. 1887. 2 Bde.

Städtler. = Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten A. v. Arenberg Grafen von der Mark etc. nach der französischen Ausgabe des H. Ad. v. Bacourt deutsch bearbeitet von J. Ph. Städtler, ehemaligem Geh. Sekretär des Fürsten A. v. Arenberg. Brüssel und Leipzig, Mayer und Flatau. Aachen, J. A. Mayer 1851. 1852. 2 Bde. [wichtig wegen der Zusätze und Erläuterungen des Herausgebers].

Staël: Corresp. dipl. = Correspondance diplomatique du baron de Staël-Holstein ambassadeur de Suède en France etc. p. p. L. Leouzon Le Duc. Paris, Hachette 1881.

Stourm. = Stourm: Les finances de l'ancien régime et de la révolution. Paris, Guillaumin 1885. 2 Bde.

Vitry. = Lettres inédites de Mirabeau. Mémoires et extraits de mémoires écrits en 1781, 1782 et 1783 et p. p. J. F. Vitry ancien employé au Ministère des relations extérieures. A Paris, Lenormant 1806.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel. Das Geschlecht Mirabeau . . . . . 1— 9
Zweites Kapitel. Mirabeaus Vater im Leben . . . . 10— 19
Drittes Kapitel. Mirabeaus Vater als Schriftsteller . . 20— 44
Viertes Kapitel. Die Eltern Mirabeaus im Kampfe miteinander . . . . . 45— 62
Fünftes Kapitel. Mirabeaus Jugend bis zu seiner Heirat 9. März 1749 bis 22. Juni 1772 . . . . . 63— 76
Sechstes Kapitel. Häusliche Bedrängnisse. Haft in Manosque, If, Joux 1772—1776 . . . . . 77— 95
Siebentes Kapitel. Haft in Dijon. Flüchtlingsleben. Entführung Sophiens nach Holland. 1776. 1777. . . 96—118
Achtes Kapitel. Gefangenschaft in Vincennes. 7. Juni 1777 bis 13. Dezember 1780 . . . . . 119—140
Neuntes Kapitel. Prozesse in Pontarlier und Aix . . . 141—166
Zehntes Kapitel. Mirabeau in England und im Dienste Calonnes 1784. 1785 . . . . . 167—191
Elftes Kapitel. Reise nach Deutschland. Geheime Berliner Mission. 1786 . . . . . 192—216
Zwölftes Kapitel. Federkämpfe während der Notabelnversammlung. Aufenthalt in Braunschweig. 1787 . . 217—240
Dreizehntes Kapitel. Forderung der Reichsstände . . . 241—259
Vierzehntes Kapitel. Die Wahlen zu den Reichsständen . 260—295

Anhang.

I. Mirabeaus Mutter an den Minister Malesherbes. 25. Januar 1776 (Arch. nat. K. 164. 2, 27) 296
II. Mémoire contre une lettre de cachet (Arch. nat. K. 164. 2, 29) 297
III. Mémoire von Mirabeaus Vater, mitunterzeichnet von seinem Oheim, Schwiegervater und dem Grafen Valbelle, gerichtet an den Minister Malesherbes. Ende März oder Anfang April 1776 (Arch. nat. K. 164. 2, 92) . . . . . 297—303

Seite

IV. Mirabeaus viertes Mémoire gegen seinen Vater, gerichtet an Malesherbes, nach dem Begleitbriefe vom 16. April 1776 (Arch. nat. K. 164. 2, 54) . . . . . 303—310

V. Mirabeau an den Minister Amelot, 19. November 1780 (Arch. nat. K. 164. 2, 142) 310

VI. Mirabeau an den Minister Vergennes. 29. September 1782 (Arch. nat. K. 164. 2, 155) . . . . . 311—314

VII. Mirabeau an seinen Vater. 3. Oktober 1782 (Arch. nat. K. 164. 2, 156) 315

VIII. Mirabeau an Talleyrand, 31. Juli 1786 (Arch étrang.) . 316—318

IX. Mirabeau an den Herzog von Lauzun, 25. Juli 1786 (Arch. étrang.) . . . . . 319—321

X. Mirabeaus Dankbrief an die Kommissäre der Stadt Marseille nach Empfang des dortigen Bürgerrechtes. 9. Mai 1789 (Bibl. publique Marseille; Pièces sur la révolution française, IIe, carton 1 in 8°. Pièce No. 3. mitgeteilt bei Guibal: Mirabeau et la Provence en 1789. S. 309, 310) . . . . . 321—322

Erstes Kapitel.

Das Geschlecht Mirabeau.

Man hat insgemein geglaubt, das heifse Blut der Mirabeau aus ihrer italienischen Abkunft erklären zu dürfen. Ein Florentiner Adelsgeschlecht, die Arrighetti, sollte im dreizehnten Jahrhundert während der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen aus seiner Vaterstadt verbannt worden, und einer dieses Hauses mit seinem Sohne in die Provence gekommen sein. Hier hätte die Familie mit dem umgewandelten Namen der Riqueti alsbald grofses Ansehen erlangt und neben anderen Gütern den Besitz des Schlosses und der Grundherrschaft von Mirabeau erworben. Diese ganze Erzählung scheint völlig in das Gebiet der Dichtung verwiesen werden zu müssen. Vom Vater des gröfsten der Mirabeau mit mehr oder weniger gutem Glauben auf genealogische Erfindungen aufgebaut, ist sie von diesem in der ihm eigenen Art noch willkürlich ausgeschmückt worden.

Es klingt weniger pomphaft, aber es ist glaubhafter, dafs die Familie aus der kleinen provençalischen Ortschaft Seyne stammte, wo sich für das Jahr 1346 ein Pierre Riquet als städtischer Beamter hat nachweisen lassen. Die Riquets tauchen später in der Stadt Digne auf, von wo sie sich im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nach Marseille verzweigten. Honoré Riqueti — diese Form des Namens ward die übliche — trieb hier mit Glück kaufmännische Geschäfte. Sein Sohn Jean setzte sie fort, ward erster Konsul des blühenden Gemeinwesens und verfocht das Ansehen des Königs gegen die Hugenotten. Er war es, der nach seiner Vermählung mit einer Dame von altem provençalischen Adel im Jahre 1570 die Herrschaft Mirabeau kaufte und von

dieser den Namen annahm. Um der Zahlung einer Abgabe zu entgehen, die nach bestehendem Recht von dem bürgerlichen Käufer eines Rittergutes gefordert werden konnte, suchte er den adligen Ursprung seines Hauses nachzuweisen. Er drang damit durch, und seitdem wurde mit Erfolg daran gearbeitet, die bescheidenen Anfänge der Familie vor dem erborgten Glanze vornehmer Abkunft in den Schatten treten zu lassen. Ludwig XIV. erhob Mirabeau zum Marquisat. Erst damit waren die Riqueti in die Reihen des hohen Adels aufgenommen[1]).

Sie machten sich bald einen Namen, mit dem man ein Gemisch von unverwüstlicher Kraft, trotzigem Selbstgefühl, tollkühner Tapferkeit, schlagfertiger Beredsamkeit zu bezeichnen pflegte, wie es bei keinem der älteren Generation deutlicher hervortrat, als bei Jean Antoine, Mirabeaus Grofsvater. Mag auch manche Anekdote zweifelhaft sein, die der Sohn, und nach ihm der Enkel, von dem alten Haudegen zu erzählen wissen: es bleibt genug Glaubwürdiges übrig, um uns diesen Charakterkopf in lebensvoller Färbung vor das Auge zu zaubern. Noch nicht achtzehnjährig ins Heer eingetreten, ein jugendlicher Held von glänzendem Äufseren, bedeckte er sich in den Feldzügen Ludwigs XIV. mit Lorbeeren, ohne es jedoch weiter als bis zum Brigadier zu bringen. Er kehrt aus einem furchtbaren Gemetzel zurück und wird vom Maréchal de Camp, Chamillard, dem Bruder des unfähigen Kriegs- und Finanzministers, wegen seines Heroismus mit den Worten belobt: „Mein Herr, ich werde meinem Bruder guten Bericht erstatten.“ „Mein Herr,“ lautet die undiplomatische Antwort, „Ihr Bruder ist sehr glücklich, Sie zu haben, denn ohne Sie wäre er der gröfste Narr des Königreiches.“ Der Herzog von Vendôme stellt ihn bei Hofe vor mit dem Bemerken, dafs er während des ganzen Feldzuges in Italien die Rüstung nicht abgelegt habe. „Ja, Sire,“ soll der stolze Kriegsmann hinzugefügt haben, da ihn des Königs Erwiderung verletzte, „hätte ich die Fahnen verlassen und eine Metze vom Hofe bestochen, so hätte ich eine Beförderung und weniger Wunden davongetragen.“ Ludwig XIV., heifst es, habe sich zu einem anderen gewandt und die Worte scheinbar überhört, Vendôme aber beim Hinausgehen dem Freunde gesagt: „Ich hätte dich kennen sollen, künftig werde ich dich nur vor den Feind, aber nie an den Hof

[1]) Loménie I., 19—77.

führen.“ In der Schlacht von Cassano bleibt er für tot liegen, wird ausgeplündert, giebt Lebenszeichen von sich, wird dann aber nochmals zu den Toten geworfen. Ein Gefangener erkennt ihn, nimmt sich seiner an und weckt die Teilnahme des Prinzen Eugen, der ihn ohne Lösegeld ins feindliche Lager zurückschickt. Ein berühmter französischer Chirurg nimmt an dem gräfslich Verstümmelten eine vielbewunderte Operation vor, flickt ihn zusammen und stellt ihn wieder her.

Der Zweiundvierzigjährige, mit Narben bedeckt, den zerschmetterten rechten Arm in schwarzer Binde, den Kopf durch ein silbernes Halsband, das die Kravatte verbarg, aufrecht gehalten, bewahrte noch immer viel von dem Feuer seiner Jugend. Eines der schönsten Mädchen des Landes, beinahe zwanzig Jahre jünger als er, Françoise de Castellane, verschmähte es nicht, ihm die Hand zu reichen und ihm auf jenes abgelegene Schlofs Mirabeau zu folgen, das sich über einem Haufen ärmlicher Bauernhäuser auf steilem Felsen an der Durance erhob. Sie war nicht weniger durch geistige Gaben als durch Anmut der Erscheinung ausgezeichnet. Scharfer Verstand, selbstloser Sinn, kräftiger Wille waren in ihr vereint. Ihre Söhne wissen nicht genug von der Energie und Strenge zu sagen, mit der sie ihrer Umgebung imponierte. Sie sahen sie auch beim Tode von Geschwistern nicht weinen. Mit ihrem Manne teilte sie die Ansicht, dafs man selbst im vertrautesten Kreise jedes Zeichen von Gefühlsweichheit vermeiden müsse. Beide suchten und fanden Trost in der Religion. So lange Jean Antoine lebte, mit den Jahren von mancherlei Gebrechen heimgesucht, hatte sie viel Takt nötig, seine zunehmende Reizbarkeit zu mäfsigen und aufregende Scenen zu verhindern. Nach oben wie nach unten liebte er es, den stolzen Feudalherrn herauszukehren. Er war gefürchtet von Steuereinnehmern und Winkeladvokaten, gegen deren Plackereien und Zudringlichkeiten er die Dorfbewohner von Mirabeau zu schützen suchte. Aber er forderte auch von seinen Lehensleuten harte Dienste, wenn es galt, Steine zum Bau einer Mauer anzufahren, oder dem Felsboden Raum zur Anpflanzung von Olivenbäumen abzugewinnen. Doch barg seine rauhe Aufsenseite ein gutes Herz. Als eine verheerende Krankheit das Land heimsuchte, bot sein Schlofs den verzweifelten Flüchtlingen ein Asyl. Von dem Rückschlag des Lawschen Finanzschwindels betroffen, wufste er immer noch Mittel aufzubringen, um Notleidenden aufzuhelfen. Seine

letzten Jahre verbrachte er in Aix, in hoher Achtung bei allen, die ihn kannten, bis zu seinem Ende sich völlig getreu. Als er, dem Tode schon nahe, sich weigerte, Nahrung zu sich zu nehmen, und man ihn wiederholt dazu drängte, hatte er nur die Antwort: „Mein ganzes Leben lang hat mein Nein auch ein Nein bedeutet."

Von den sieben Kindern, die ihm geboren waren, überlebten ihn drei Söhne. Bei dem jüngsten, dem Grafen Louis Alexander, schien die strenge Zucht nicht eben anzuschlagen. Freilich ward er schon sehr früh sich selbst überlassen, und die Mahnungen, durch welche die Mutter aus der Ferne auf ihn einzuwirken suchte, verhallten ohne Erfolg. Ob er, gleich seinen Brüdern, das Jesuitenkollegium in Aix oder Marseille besucht hat, bleibt zweifelhaft. Gewifs ist, dafs er 1737 mit dreizehn Jahren als Unterlieutenant in das Regiment Roi-Infanterie eintrat. Der hübsche, liebenswürdige Junge bewies, dafs die Mirabeaus den Degen zu führen wufsten und stand in den Kämpfen des östreichischen Erbfolgekrieges seinen Mann. Mit vierundzwanzig Jahren wurde er Kapitän. Da verrückte ihm eine der Maitressen des Marschalls von Sachsen, eine Schauspielerin von bedenklicher Vergangenheit, die er in Brüssel kennen lernte, vollständig den Kopf. Er begnügte sich nicht damit, der Nachfolger des berühmten Feldherrn und anderer von weniger grofsem Namen zu werden: er machte die Schöne in aller Form Rechtens zu seiner Frau. Seine Familie brach mit ihm, und liefs sich auch durch den Tod der jungen Gräfin, der bald darauf in Avignon erfolgte, nicht versöhnen. Graf Louis Alexander sah eine traurige Zukunft vor sich, als ihn die Durchreise des Markgrafen von Baireuth und seiner Gemahlin, Friedrichs des Grofsen Schwester, aus seiner schlimmen Lage rettete. Das deutsche Fürstenpaar, im Begriffe nach Italien zu fahren, fand Gefallen an ihm und nahm ihn in seine Dienste. Bald machte er sich unentbehrlich, wurde baireuthischer Oberkämmerer und Geheimrat, und ward sogar mit Einwilligung des bedrängten Friedrich im Jahre 1757 zu einer diplomatischen Mission nach Paris verwandt, deren Zweck war, die Pompadour und damit Frankreich dem Frieden geneigt zu machen[1]). In Paris hielt man jedoch an der Allianz mit Östreich fest, und der Sieg bei Rofsbach machte Friedrich die Hände frei.

---

[1]) Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges I, 412.

Eine zweite Mission, die ihn im Interesse des Markgrafen wieder nach Paris führte, hatte besseren Erfolg. Die Brüder söhnten sich mit ihm aus. Die Mutter verzieh ihm erst, als er einer jungen Deutschen adligen Standes seine Hand gereicht hatte und sich 1760 mit dieser und grofsem Gefolge als gebesserter Sünder bei ihr einstellte. Kaum nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er von einem hitzigen Fieber weggerafft. Seine Witwe, deren anmutiges und bescheidenes Wesen die Mirabeaus bezaubert hatte, entschlofs sich, nach Frankreich überzusiedeln, wo sie im Hause des Marquis, ihres älteren Schwagers, als Gesellschafterin seiner Mutter die liebevollste Aufnahme fand. Sie lebte bis zum Jahre 1772, „ein Engel", wie der Marquis sie mit Vorliebe nannte, zumal wenn er sie mit einer anderen Frau, seiner eigenen, mit dem „Teufel", verglich.

Jean Antoine hatte alle seine Söhne als Kinder in den Malteserorden aufnehmen lassen und ein gutes Stück Geld daran gewandt, ihnen für alle Fälle diese Versorgungsanstalt zu sichern. Doch kam dies nur dem mittleren, der den Namen des Vaters trug, zu statten. Er ist es, der als „Bailli" in der Lebensgeschichte seines Neffen eine so grofse Rolle spielt, der gute Geist der Familie, dessen sittliche Überlegenheit von allen ihren Gliedern anerkannt ward und der in allem das Beste von Vater und Mutter ererbt hatte. Das Feuer seines Temperamentes stand immer unter der Kontrolle gewissenhaftester Überlegung. Seine Willensstärke nahm nie die Form der Gewaltsamkeit an. Wenn er in etwas den Erbfehler der Familie teilte, das rechte Mafs nicht einhalten zu können, so war es die Sucht, den Menschen, mit denen er lebte, den Spiegel vorzuhalten und die Laster, an denen er die Welt kranken sah, unermüdlich zu brandmarken. Dieser rastlose Kampf für Recht und Wahrheit machte ihm bei weitem mehr Feinde als Freunde, und es war nicht zu verwundern, dafs er niemals dahin gelangte, einen Wirkungskreis auszufüllen, der im rechten Verhältnis zum Reichtum seiner Erfahrungen und zur Weite seiner Einsichten gestanden hätte.

Das Leben warf ihn hin und her und stellte sein Wollen und Können nicht immer auf leichte Proben. Er war noch nicht einmal dreizehn Jahre alt, als sein Vater ihm 1730 in der königlichen Kriegsmarine eine Stelle verschaffte. In dieser Schule konnte einem halbwüchsigen Burschen manche Verführung nahe treten. Der junge Seemann war auf dem besten Wege, ein

Trunkenbold zu werden und zog sich mehr als einmal harte Strafe zu. Aber er wurde des Lasters vollkommen Herr und konnte von da an als ein Muster von Enthaltsamkeit gelten. Er that sich in den Kämpfen gegen die Engländer hervor, verfafste eine Reihe von Denkschriften, die sich namentlich mit den Mängeln der französischen Kriegsflotte, der Seewehr, den Handelsbeziehungen beschäftigten, und lenkte die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf sich. Im Jahre 1753 zum Gouverneur von Guadeloupe ernannt, mühte er sich ab, den Zustand der Eingeborenen zu bessern, den Gewaltsamkeiten der Kolonisten zu steuern, der Habsucht und Grausamkeit der Beamten einen Zügel anzulegen. Andere hätten in seiner Stellung Schätze gesammelt oder ein üppiges Leben geführt. Ihm erschien „das Gold als der schlimmste aller Tyrannen", und seine einzige Erholung bestand darin, durch angestrengtes Studium sich weiter zu bilden. Er berichtet seinem Bruder, dem Marquis, mit Genugthuung, dafs die Schufte, deren es eine grofse Zahl gebe, vor ihm zittern und die Armen, denen seine Thür immer offen stehe, sehr zufrieden mit ihm seien. Die Sklaverei der Schwarzen erfüllt ihn mit Abscheu. Er spricht sich aufs schärfste gegen sie aus, wennschon er daran verzweifelt, sie abgeschafft zu sehen. „Der Sklave," schreibt er einmal, „wie er ist, mufs immer als Mensch betrachtet werden, und ich halte mich sogar für verpflichtet, ihn als meinen Bruder zu betrachten. In meinem Hause ist die Peitsche noch nicht sechsmal gebraucht worden, aufser gegen kleine Neger und Negerinnen, die, wenn sie meine Kinder gewesen wären, auch Prügel bekommen hätten. Man hat in diesem Lande und fast allgemein ein ungerechtes Vorurteil gegen die Neger. Ich halte sie für völlig unsresgleichen; ja, ich glaube, die Sklaverei macht uns schlechter als sie." Immer den Blick auf grofse Aufgaben der Gegenwart und Zukunft gerichtet, sah er oft weiter als berühmte Zeitgenossen, die am Ruder des Staates standen; sagte er z. B. schon im Jahre 1754 die Loslösung der amerikanischen Kolonieen von England voraus.

In den leitenden Kreisen der Heimat wufste man die Talente des Gouverneurs von Guadeloupe zu würdigen, aber man tadelte sein Übermafs von Strenge und beklagte sich über die Masse seiner Reformvorschläge. Er war ein unbequemer Beamter. Umsonst ermahnte ihn sein Bruder, der Marquis, der ihm Freunde bei Hofe zu machen suchte, weil er ihn gerne auf einem höheren

Posten gesehen hätte, mildere Saiten aufzuziehen. „Gieb dir keine Mühe," erwiderte er ihm, „in meinem Interesse nach Versailles zu gehen. Du magst dich anstellen, wie du willst, ich versichere dich: ich werde doch mein Glück nicht machen. Willst du, dafs ich ein ehrlicher Mann bleibe und mir den Hals breche, oder willst du, dafs ich vorwärts komme auf eine Art, über die ich zeitlebens erröten und vor der mir angesichts des Todes schaudern müfste?"

In der That: er hatte richtig vorausgesehen. Sein Glück in dem Sinne, wie der Marquis es gemeint hatte, machte er nicht, auch nicht nachdem seine angegriffene Gesundheit ihn genötigt hatte, das Amt des Gouverneurs von Guadeloupe aufzugeben. Man verwendete ihn allerdings nach dem Ausbruche des Seekrieges bei der Expedition gegen die Insel Minorca, betraute ihn mit der Oberaufsicht über die Milizen der Küsten und gab ihm mannigfache Gelegenheit, vor dem Feinde wie als Organisator sich auszuzeichnen. Aber die Aussichten, so viel Fähigkeit und Tapferkeit glänzender, wohl gar durch Erhebung zum Marineminister, belohnt zu sehen, schwanden schneller, als sie aufgetaucht waren. Nicht dazu gemacht, bei einer Pompadour sich einzuschmeicheln, ein abgesagter Feind der „Schreiber", wie er die Leiter der schadhaften Verwaltungsmaschine verächtlich zu nennen pflegte, mufste er darauf verzichten, jemals vom Mittelpunkte der Staatsverwaltung aus die Reform eines wichtigen Gebietes in Angriff zu nehmen, dessen traurigen Zustand er besser durchschaute als jemand sonst. Mit patriotischem Schmerze erkannte er die Überlegenheit der Engländer und verzehrte seine Kraft in nutzlosen Anstrengungen, in seinem Vaterlande die „erstarrten Herzen aufzuwecken". Zuletzt ward er es müde, tauben Ohren zu predigen, gab nach dem Tode seines Gönners, des Marschalls von Belle-Isle, jeden Gedanken an die Erreichung eines höheren Zieles im Staatsdienste auf und beschlofs, sich in sein „Kloster" zurückzuziehen, wie er scherzend den Malteserorden nannte. Indem er die erforderlichen Gelübde ablegte, entsagte er allen Heiratsplänen und ordnete auch darin seine eigenen Wünsche ganz und gar denen des Marquis, seines älteren Bruders, unter.

Im Verhältnis zu diesem erscheint er am bewundernswertesten. Durchaus nicht blind gegen seine Schwächen, steht er ihm in allen Kämpfen mit Rat und That zur Seite. Er betrachtet ihn

immer als das Familienhaupt, von dem er sich vorschreiben läfst, welchen Weg er gehen soll. Er rechnet niemals mit ihm ab und weifs fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode des Vaters noch nicht, wie viel von der Erbschaft auf sein Teil zu kommen hat. Er nimmt das Generalat der Galeeren von Malta an, weil er sicher ist, damit den Wunsch seines Bruders zu erfüllen, der sich mit der Hoffnung trug, in den Einnahmen des Maltesers einmal einen Rückhalt für seine eigenen Kinder zu gewinnen. Die Rechnung war freilich etwas gewagt; denn zunächst mufste eine grofse Summe Geldes, die der Marquis aufzubringen unternahm, für notwendige Ausgaben aller Art ausgeworfen werden. Der Bailli konnte sterben, ehe er eine reiche Komthurei erlangt hatte. Aber der Marquis entschied, und dem jüngeren Bruder war diese Entscheidung Gesetz.

Im Sommer 1761 in Malta angelangt, fand er wieder Gelegenheit, an tiefeingewurzelten Mifsständen herbe Kritik zu üben. Der Orden war in gänzlichem Verfall, die Ordensbrüder, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, in Wohlleben versunken, die Statuten durchbrochen, das ganze einst ehrwürdige mönchisch-ritterliche Institut durch und durch verweltlicht. Der tapfere Krieger von einfachen Sitten suchte, soweit seine Macht reichte, den Luxus einzuschränken und die jungen Ritter an den Seedienst zu gewöhnen. Auch fand sein Wirken bei den besser gesinnten Brüdern Anerkennung, und das arme Inselvolk sah dem stattlichen Manne mit dem ausdrucksvollen Kopfe bewundernd nach. Aber an anderen Stellen stiefs er an. Die Verleumdung niedriger Feinde wagte ihn selbst beim Grofsmeister anzuschwärzen. Er entlarvte seine Gegner und hatte nach langem Harren die Genugthuung, auf geradem Wege die Mittel zu erhalten, die ihm erlaubten, seinen Bruder für alle Geldopfer reichlich zu entschädigen und die Zukunft seiner Neffen und Nichten zu sichern. Er konnte eine wenig einträgliche Komthurei, die ihm zuerst zugefallen war, gegen eine der reichsten der provençalischen Zunge eintauschen. Später erhielt er noch eine zweite dazu, so dafs sein Jahreseinkommen auf etwa 50 000 Livres stieg. Man machte ihm sogar Hoffnung, nach dem Ableben des alten Grofsmeisters zum Nachfolger desselben gewählt zu werden. Aber der Wunsch seines Bruders, ihn wieder in Frankreich zu sehen, wo seine Anwesenheit auf dem Schlosse von Mirabeau nützlich sein konnte, genügte, um ihn im Anfang des Jahres 1767 zum

Verlassen Maltas zu bestimmen. „Ich betrachte mich," schrieb er ihm, „nur als ein Stück der Familie und glaube den Absichten ihres Hauptes entsprechen zu müssen." Man liefs ihn nur ungern von der Insel scheiden, die er erst zehn Jahre später aus Anlafs der Berufung eines Generalkapitels flüchtig wiedersah. In den Wirren der Revolution zog er sich dauernd an den Sitz des Ordens zurück, dessen trauriges Ende er nicht mehr erlebte. Er starb auf Malta 1794, vier Jahre ehe Napoleon, auf der Fahrt nach Ägypten, die Insel eroberte. Die ganze übrige Zeit seines Alters verbrachte er im Vaterlande, im innigsten Verhältnis zu jenem Bruder, der als Verfasser des „Menschenfreundes" schon einen grofsen Namen hatte, ehe er als Vater Mirabeaus berühmt wurde.

Zweites Kapitel.

Mirabeaus Vater im Leben.

Die Geschichte ist nicht arm an Beispielen dafür, dafs die Väter berühmter Männer von der Nachwelt mit ungebührlicher Härte beurteilt worden sind. Mitunter haben die Söhne selbst dazu mitgewirkt. Auch Mirabeaus Vater ist diesem Schicksale nicht entgangen. Der leidenschaftlichste und beredteste Ankläger, der gegen ihn auftrat, war der, welcher ihm sein Dasein dankte. Dies Zeugnis war von unwiderstehlicher Kraft. Das Bild von Mirabeaus Vater wurde zum Zerrbilde, er galt fortan als die Verkörperung eines heuchlerischen Tyrannen, und die mildernden Umstände, die sich zu seinen Gunsten hätten anführen lassen, wurden übergangen. So erbarmungslos war die Ungunst, die sich an seinen Namen hing, dafs selbst, was er als Denker und Schriftsteller geleistet hatte, für lange Zeit der Vergessenheit anheimfiel. Und doch läfst sich behaupten, dafs Mirabeau in der Schule seines Vaters vieles vom Besten, was er wufste, gelernt hat. Auch unternahm er es unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, freilich aus sehr egoistischen Absichten, in der Widmung seines umfassendsten Werkes wenigstens für den wissenschaftlichen Ruf seines Vaters eine Lanze zu brechen. Aber es war zu spät. Die öffentliche Meinung hatte gerichtet.

Der alte heroische Marquis Jean Antoine war nicht der Mann gewesen, der gewünscht hätte, aus irgend einem seiner Sprösslinge einen Helden der Feder statt eines Helden des Degens zu machen. Auch sein Sohn Viktor, der ihm am 4. Oktober 1715 geboren war, wurde gleich seinen Brüdern für den Dienst der Waffen bestimmt. Das Regiment Duras, dessen Oberst sein

Vater einst gewesen war, nahm den Dreizehnjährigen auf, noch ehe er seinen Kursus im Jesuitenkollegium vollendet hatte. Ein paar Jahre nachher, als er zum Fähnrich aufgerückt war, wurde er nach Paris geschickt, um dort in einer jener Lehranstalten, welche die jungen Adligen zu besuchen pflegten, seine Kräfte auszubilden. Bald riſs ihn sein feuriges Blut in den Wirbel eines ausgelassenen Lebens, in dem das Theater und eine reizende Komödiantin keine kleine Rolle spielten[1]). Die Natur rächte sich gelegentlich, indem ihn eine schwere Krankheit niederwarf. Die Geldmittel des jungen Wildfanges reichten gleichfalls für das, was er auf dem Pariser Pflaster verbrauchte, nicht lange hin. Von dem unerbittlichen Vater im Stich gelassen, sah er sich auf die Hilfe seiner Kameraden hingewiesen.

Dem alten Marquis riſs die Geduld. Er befahl dem Sohne, zu seinem Regimente zurückzukehren, mit welchem er an dem kurzen Feldzuge des Jahres 1734 gegen das Reich, der sich aus der Frage der polnischen Thronfolge entwickelt hatte, teilnahm. Wäre es nach dem Wunsche des Vaters gegangen, so hätte er sich nun bei Hofe die Ermächtigung verschaffen müssen, ein Regiment zu kaufen, und für diesen Fall war ihm bei einem Pariser Banquier schon ein bedeutender Kredit eröffnet. Aber Vater und Sohn waren darin gleichgeartet, daſs ihnen das Talent ganz und gar abging, sich in die Gunst der Mächtigen des Tages einzunisten. Der Kardinal Fleury that ebensowenig etwas für den ungeschickten Bittsteller wie der Kriegsminister, und die Vorstellung beim König in Versailles brachte ihn nicht weiter. In kurzem zehrte das lockere Leben in der Hauptstadt wieder weit mehr auf, als der junge Edelmann in der Tasche hatte. Er pries zwar den Grundsatz, „niemandem etwas schuldig zu bleiben“, aber die Versuchung, gegen diese schöne Theorie zu handeln, war um so gröſser, da jener Banquier ihm sehr bereitwillig insgeheim Vorschüsse machte, auch ohne daſs das ersehnte Regiment vergeben worden wäre. Gewiſs dachte er nicht zu Schaden zu kommen, sobald nur sein junger Schuldner zahlungsfähig geworden wäre.

Der Tod des Vaters machte diesen zum Erben des Marqui-

---

[1]) Die höchst anziehende Jugendgeschichte des Marquis de Mirabeau von seiner Hand, abgedruckt Revue retrospective IV. V. 1834—1835, findet sich im Originale Archives nationales M. 783.

sates von Mirabeau und gab ihm, nach Abzug dessen, was jährlich an die Mutter, die Brüder u. a. herauszuzahlen war, ein Vermögen von etwa 16000 Livres Rente. Aber er kam dadurch nicht in geordnete Verhältnisse. Von jenem Triebe des Spekulierens erfafst, der ihn sein Leben lang nicht verliefs, kaufte er für schweres Geld das Landgut Bignon unweit Nemours, das ganz verfallen war und ihm jahrelang nichts eintrug, erwarb er in Paris ein Wohnhaus, in das es noch drei Jahre später durchs Dach regnete, begann er auf dem väterlichen Stammschlosse mit nicht geringen Unkosten die Herstellung eines Kanales, was sich als ein völlig verfehltes Unternehmen erwies. Dabei gab er noch immer die Hoffnung nicht auf, als Inhaber eines Regimentes im Heere zu glänzen und brannte vor Begierde, sich in dem neuen Kriege, in den sich die Franzosen als Bundesgenossen Karls VII. einliefsen, Ruhm zu erwerben. Das Jahr 1742 sah ihn wieder im Felde, aber auch diesmal blieb der erwartete Lohn aus. Da entschlofs er sich, seinen Abschied zu nehmen und sich auf anderem Gebiete einen Namen zu machen. Schon längst waren die militärischen Neigungen nicht die einzigen, in denen sich sein glühender Ehrgeiz gefiel. Er malte sich mitunter mit lebhaften Farben das Glück aus, in der Republik der Wissenschaften und der Litteratur zu glänzen. Seine Feder ruht nicht; Werke in gebundener und ungebundener Rede entströmen ihr, und die Bekanntschaft Montesquieus, die der junge Marquis in Bordeaux macht, wo er zeitweilig in Garnison liegt, trägt nicht wenig dazu bei, ihm den Lorbeer eines grofsen Schriftstellers begehrenswert erscheinen zu lassen. Allmählich nehmen seine Studien eine bestimmte Richtung: auf den Ackerbau und was damit zusammenhängt, weil, wie er meint, „jeder Philosoph da endigen müsse". „Die Zeit ist vorüber, da ein Mann von Stande über die Talente errötete, die ihm ein Mann von niederer Abkunft streitig machen kann." So schreibt er einem Freunde, vor dem seine Seele offen lag, dem er nicht ohne Scham gestand, dafs „die Weiber die ganze Beschäftigung seiner thörichten Jugend ausmachten", dafs die „Zügellosigkeit ihm zur zweiten Natur geworden". Jener Freund war Vauvenargues, der feine und edle Denker, der durch sein Werk „Einleitung in die Kenntnis des menschlichen Geistes" berühmt geworden ist[1]). Dafs der grofse Moralist bis zu seinem

[1]) Œuvres de Vauvenargues 1857, vgl. Sainte-Beuve: Causeries du lundi. 3. Ed. Band 14.

frühen Tode dem Marquis von Mirabeau aufs innigste verbunden blieb, spricht nicht wenig für diesen. Aber wenn Vauvenargues sich über die vorzüglichen Eigenschaften seines Freundes nicht täuschte, so enthielt er sich doch auch nicht, ihm offen zu sagen, mit wie gefährlichen Elementen sie seiner Ansicht nach gepaart seien. „Du bist feurig, gallig, stürmischer, stolzer, ungleichmäfsiger als das Meer, und dürstest vor allem nach Vergnügen, nach Kenntnissen und Ehren.“ Wenn irgend etwas in dieser Zeichnung dem Leben abgelauscht war, so war es die Betonung des Stürmischen und Ungleichmäfsigen.

Wäre der Marquis von seinem Freunde in dieser Hinsicht zu scharf beurteilt worden, so hätte er schwerlich den verhängnisvollsten Schritt gethan, den er thun konnte: eine Ehe einzugehen, in der nichts für und alles gegen einen glücklichen Ausgang sprach. Von berühmtem Namen, jung, geistreich, auffallend durch seine vornehme Erscheinung, wenn auch nicht so schön wie sein Bruder, der Malteser, war er schon mehrfach von den Verwandten heiratsfähiger Damen seines Standes wohlgefällig ins Auge gefafst worden. Einmal war man so weit einig, dafs bereits die Hochzeitsgeschenke gekauft waren, aber der Plan zerschlug sich. Einige Zeit nachher, eben damals, als der Marquis im Begriffe war, der kriegerischen Laufbahn Valet zu sagen, machte ihn einer seiner Pariser Freunde, dessen Menschenkenntnis um vieles geringer gewesen sein mufs als die Vauvenargues' auf eine Partie aufmerksam, deren äufserliche Vorzüge auch dem heiratslustigen, bis dahin aber sehr wählerischen Edelmanne sofort einleuchteten.

Es handelte sich um die einzige Tochter des Brigadiers de Vassan, den der Marquis schon seit mehreren Jahren kannte. Die Mutter war eine geborene de Ferrières, Erbin des Marquisates von Saulvebœuf im Périgord. Das junge Mädchen, Marie Geneviève, geboren am 3. Dezember 1725, hatte schon eine romantische Geschichte, für deren Verständnis man die Sitten und Rechtsgewohnheiten der damaligen Zeit in Betracht ziehen mufs. Um einen Prozefs der beiden Zweige ihrer mütterlichen Familie über das Grundstück Saulvebœuf auf gute Art zu schlichten, war sie, zwölfjährig, mit einem Vetter, der Ansprüche darauf machte, verheiratet worden. Ursprünglich bezog sich der Ehevertrag auf ihre ältere Schwester, aber nach deren Tode trat sie, wie verabredet, an deren Stelle. Der Vetter starb, bevor die Ehe wegen

der Jugend der de Vassan hatte vollzogen werden können, und so ward sie Witwe, ohne noch Frau geworden zu sein.

Der Marquis von Mirabeau hatte sie, soviel bekannt, niemals gesehen, wie sie denn gewöhnlich mit ihrer Mutter auf einem Schlosse in der Provinz Limousin lebte. Jedenfalls blieb sein Herz ganz und gar aus dem Spiele. Auch vom Vater de Vassan hatte er keine sonderliche Meinung. Er dachte, wie er sich später ausgedrückt hat, einen guten Handel abzuschliefsen. Die finanzielle Seite der Partie beschäftigte ihn und seine Vertrauensmänner sehr stark. Die de Vassans waren in recht guten Vermögensverhältnissen. Man schätzte ihr Einkommen, das namentlich aus Grund und Boden gezogen wurde, auf 30000 Livres; es liefs sich erwarten, dafs ihre einzige Tochter eine anständige Mitgift erhalten würde. Aber der alte de Vassan wollte sich zu nicht mehr als 4000 Livres Rente verpflichten, die noch dazu nicht bar ausgezahlt, sondern von einem zu Saulvebœuf gehörigen Landgute herfliefsen sollten, und konnte sich dahinter verschanzen, dafs er nicht in Gütergemeinschaft mit seiner Frau lebe. Diese verweigerte ihrerseits jedes Zugeständnis und behielt sich sogar das Recht vor, nach ihrem Belieben über einen grofsen Teil ihres Vermögens verfügen zu dürfen. Es war vergeblich, dafs man dem Marquis dringend abriet, sich auf irgend etwas weiter einzulassen. Er war Feuer und Flamme, unterzeichnete den Ehevertrag mit seinem künftigen Schwiegervater und hoffte, mit den Frauen im Laufe der Zeit schon ein gutes Abkommen zu treffen. Hierauf reiste er, Hals über Kopf, als wäre er der ungeduldigste Verliebte, nach dem Schlosse im Limousin, und obgleich ihm die Mutter keinen guten Eindruck machte, und er die Tochter nur eben hatte sprechen können, hatte er es so eilig, dafs er sofort alles zugab, was gefordert wurde, und am 21. April 1743 seine Hochzeit feierte.

Das Benehmen des Marquis, so stürmisch man ihn nach der Charakteristik seines Freundes Vauvenargues sich vorstellen mag, würde unerklärlich sein, wenn man nicht wüfste, dafs ihn gleichsam eine fixe, echt aristokratische Idee beherrschte. Er glaubte, ihm werde es beschieden sein, den Glanz seines Geschlechtes zu erhöhen, „aus einem provençalischen Hause“, wie er sich dem Malteser gegenüber ausdrückte, „ein französisches zu machen“. Schon sah er den reichen Grundbesitz in den westlichen Provinzen, dessen Erbin das Fräulein de Vassan einst

werden würde, mit dem, was er bereits inne hatte und dazu zu erwerben dachte, vereinigt, und sich selbst damit beschäftigt, diese ganze Gütermasse nach seiner wissenschaftlichen Methode der Bewirtschaftung für seine Nachkommenschaft zu vervollkommnen.

Aber es ging ihm wie dem Milchmädchen in der Fabel. Während er Phantomen nachjagte, zerfiel, was er hatte, in Trümmer, und damit zugleich das Glück seines Hauses, das auf nichts anderes als auf einen „Handel", nach Art eines Hoffnungskaufes, gegründet war.

Selten wird ein Mann mit der Genauigkeit über sein Soll und Haben Buch geführt haben wie der Marquis von Mirabeau. Die sorgfältigsten finanziellen Aufzeichnungen von seiner Hand liegen vor, und er wandte diese peinliche Mühe auf, nicht nur, um sich selbst Jahr für Jahr Rechenschaft zu geben, sondern um seine Vermögensverwaltung auch vor seinen Kindern zu rechtfertigen. So grofs war sein Wunsch, „vor diesem Tribunale" zu bestehen, dafs er gestand, schon mit zwanzig Jahren, als der Gedanke ans Heiraten ihm noch sehr fern lag, „zu denen gesprochen und für die geschrieben zu haben, die ihn einst beerben würden". Ein leichtsinniger Verschwender war das nicht, dem diese Leidenschaft der Buchführung im Blute steckte. Für seine Person war er anspruchslos und hielt auf Mäfsigkeit bei den Seinen. Auch mufsten seine alten Gläubiger zugeben, dafs er seine Schulden auf Heller und Pfennig pünktlich bezahlte. Um dazu fähig zu sein, hatte er freilich immer wieder von anderen zu borgen, und so ergab sich ihm aus seinen wohlgeordneten Kassenberichten die unleugbare Thatsache eines wachsenden Deficits. Was dies verursachte, bildete zugleich seinen Trost: er war und blieb ein unverbesserlicher Projektenmacher und damit ein schlechter Haushalter aus Prinzip. Wenn das eine Unternehmen, das er in Angriff genommen hatte, zu scheitern drohte, so wandte er sich sofort einem anderen zu, durch das er den Verlust jedesmal mehr als zu ersetzen wähnte.

Eine erste grofse Enttäuschung bereitete ihm der Anblick jenes Landgutes in Saulveboeuf, durch dessen Einkünfte seine Frau ihm vorläufig eine Jahresrente von 4000 Livres mitbringen sollte. Die Eltern de Vassan begleiteten das junge Paar dorthin; sie konnten nicht in Abrede stellen, dafs das Haus mit klaffenden Balken und Fenstern ohne Glas in elendem Zustande, das Grundstück völlig vernachlässigt sei. Statt etwas einzubringen,

erforderte der Besitz zunächst jedenfalls beträchtliche Aufwendungen. Von hier ging die gemeinschaftliche Reise weiter nach Schlofs Mirabeau in der Provence. Die würdige Mutter des Marquis hatte seine überstürzte Heirat durchaus nicht gebilligt. Um jedoch die Gäste mit ihrem Gefolge schicklich aufzunehmen, hatte sie Maurer und Tischler aufgeboten, was zwar sehr nach dem Geschmack ihres baulustigen Sohnes war, seine Kasse aber stark in Anspruch nahm. Ein Vierteljahr lang lag der Schwarm der Besucher ihm auf der Tasche. Als das Haus endlich, um seine Worte zu gebrauchen, „rein war", überblickte er sein Einkommen und fand, durch das Ergebnis ein wenig stutzig gemacht, es sei am besten, zunächst in Saulvebœuf Quartier zu nehmen. Zwar erschreckte ihn die Nachbarschaft seiner Schwiegereltern, allein bestimmend war für ihn der Verfall jenes Besitztums, der das Augenmerk des Herrn erforderte, und der Wunsch, „die Provinzen kennen zu lernen und in ihnen gekannt zu sein, wo er eines Tages grofse Güter haben würde". Er setzte also einen Verwalter in Mirabeau ein, der durch Verpachtungen alles dessen, was sich verpachten liefs, soviel wie möglich für ihn herausschlagen sollte, machte einen Teil des Mobiliares zu Gelde und richtete sich mit Frau und Mutter, so gut es anging, in Saulvebœuf ein. Hier arbeitete er unverdrossen zwei Jahre, bis er das Gut zu einem leidlichen Preise verpachten konnte. Er hatte nicht versäumt, ein genaues Register seiner Lehnsrechte anzulegen, aber es auch praktisch befunden, für etwa 20000 Livres Holz schlagen zu lassen, was die aufgebrachten Eltern seiner Frau als reinen Raub betrachteten. Nun erst fand er Zeit, an anderen Stellen nach dem Rechten zu sehen. Sein Hotel in Paris, das beständige Reparaturen erforderte, verzinste sich nicht. Er schlug es los, wennschon mit Verlust, und kaufte eines von bescheidenerem Umfang, in dem er mit seiner anwachsenden Familie leidlich wohnen konnte.

Wollte er seinen Haushalt auf dem Lande, jedoch nicht allzu entfernt von der Hauptstadt aufschlagen, so konnte er sich nach jenem Gute zu Bignon, nicht weit von Nemours, zurückziehen, das er schon vor seiner Heirat erworben hatte. Aber auch da gab es zerbröckelte Mauern zu flicken, morsche Balken zu stützen, Bäume zu pflanzen, Gräben zu ziehen, und das alles, mit fieberhaftem Eifer begonnen, kostete nicht wenig. Nicht genug damit: kaum bringt er 1752 in Erfahrung, dafs der Herzog von Rohan geneigt sei, sein

Herzogtum Roquelaure in der Gascogne für die Kleinigkeit von 450 000 Livres zu verkaufen, so begeistert er sich für den Gedanken, dies herrliche Lehen, einen Teil der alten Grafschaft Armagnac, mit seinen dreizehn Pfarreien, dreiundzwanzig Meierhöfen, Wiesen und Wäldern seinem Geschlechte zu sichern. Die Mutter, verständig wie immer, verlangte, dafs er wenigstens nicht die Katze im Sack kaufe und den Wert seines Herzogtums erst genau prüfe. Da aber der Herzog sofortigen Abschlufs forderte und versprach, alles doppelt zu ersetzen, was dem Kaufkontrakte zuwider fehlen sollte, griff der Marquis ohne Besinnen zu, verschaffte sich durch seinen Notar, der nicht wenig über seine Kühnheit erstaunt war, zum Zwecke einer ersten Anzahlung gegen hohe Zinsen 80 000 Livres und machte sich dann auf den Weg, sein neues Besitztum in Augenschein zu nehmen. Bald sah er, dafs durchaus nicht alles so glänzend stand, wie es ihm geschildert worden war, hatte um die Anerkennung seiner lehnsherrlichen Rechte manchen harten Kampf zu führen, ward in einen kostspieligen Prozefs gegen einen Verwandten Rohans verwickelt, und mufste noch dazu erfahren, dafs seine Schwiegereltern jedem, der es hören wollte, zuraunten, er sei ein gänzlich ruinierter Mann. Nachdem er das Vergnügen gehabt hatte, sich acht Jahre lang Herzog von Roquelaure zu nennen, war er froh, das teuer erworbene Lehen an den Staat loszuwerden. Dafs er keine Seide bei dem Geschäfte gesponnen hatte, darf man aus seinen eigenen Angaben schliefsen. Nimmt man dazu, dafs er, in der Theorie ein sparsamer Haushalter, vor der Welt doch als der grofse Herr zu erscheinen suchte, dafs er seinem Bruder die Mittel lieferte, um einst als Malteser den Interessen der Familie dienen zu können, dafs er seiner zweiten Tochter, um ihr eine glänzende Partie zu verschaffen, eine grofsartige Mitgift in barem Gelde auszahlte, so sollte man meinen, er hätte sich Sorgen genug und übergenug aufgeladen. Aber sein Register von Spekulationen war noch nicht geschlossen. Im Jahre 1763 hatte er zur Ausbeutung eines Bleibergwerkes in der Provinz Limousin eine Aktiengesellschaft gegründet oder vielmehr, als ein Mann von Adel, der sich mit solchen Gründungen in damaliger Zeit nicht offen befassen durfte, scheinbar durch seinen vertrauten Diener und Sekretär Garçon gründen lassen. Freunde und Freundinnen des Marquis standen auf der Liste der Aktionäre, darunter sehr vornehme Namen; auch Turgot, damals Intendant

in Limoges, hatte eine Aktie genommen. Das Unternehmen scheint aber nicht sonderlich prosperiert zu haben, denn noch dreizehn Jahre später wufste der Marquis von dem Bergwerk nur zu rühmen, dafs es „zu schönen Hoffnungen berechtige".

Allerdings hatten im Laufe der Jahre seine Einnahmen sich vermehrt. Seine Bewirtschaftung hatte hier und dort gute Früchte getragen. Nach dem Tode seines Schwiegervaters war 1756 ein, wenn auch kleiner, Teil der Erbschaft seiner Frau flüssig geworden. Mit ihrer Zustimmung hatte er sich dann des Gutes Saulvebœuf, das noch immer nicht so viel einbrachte wie es einbringen sollte, für 80 000 Livres entledigt. Aber da er seinen Kredit um jeden Preis aufrecht halten mufste, so ging Jahr für Jahr sehr viel von seinen Einkünften in die Taschen seiner Gläubiger, mochten diese noch so oft den Namen wechseln. Mitunter verliefs ihn der Optimismus, der ihm für gewöhnlich alles im rosigsten Lichte zeigte. In solcher Stimmung konnte er einer Freundin schreiben, seine schwerste Sorge sei immer gewesen, Geld zu haben, und dies wahrlich nicht, um sich dadurch ein gutes Leben zu schaffen. „Je länger ich mein mühseliges Dasein fortschleppe, desto mehr wächst diese Sorge ... ich bin gezwungen, immer von Tag zu Tag zu leben, was für den einzelnen Menschen um nichts besser ist, als für einen Staat, und zuletzt das Schiff gefährdet, indem es den Piloten zu Grunde richtet."

Der Bailli war nicht der Mann, seinen Bruder im Stiche zu lassen. Hatte dieser es ihm möglich gemacht, in Malta zum Ziele zu kommen, so trug er nun seine Schuld mit Zinseszinsen ab. Nicht nur, dafs er alles, was der Marquis zu seinen Gunsten geliehen hatte, bezahlte: er sicherte ihm noch eine jährliche Rente von 15 000 Livres. Aber auch damit war der Not nicht abgeholfen. Die Hauptquelle aller Verlegenheiten des Marquis flofs weiter. Der Bailli bezeichnete sie sehr zutreffend, wenn er ihm schrieb: „Deine schönen Pläne sind mir oft so vorgekommen, als wären sie auf den Nebel der Seine gebaut." Doch wufste er auch einem anderen Umstand gerecht zu werden, den man freilich nicht vergessen darf, wenn man die üble Lage ganz begreifen will, in die der waghalsige Utopist mit den besten Absichten von der Welt geraten mufste. „Du warest dazu gemacht, eine grofse Maschine zu leiten, und du hattest für eine kleine zu sorgen, die du nach Art einer grofsen leiten wolltest. Ich

will dir etwas sagen, was unglaublich paradox klingt und wovon ich doch fest überzeugt bin: ein braver Mann kann leichter einen Staat als sein Haus verwalten; denn im Staate wählt er sich seine Werkzeuge aus, im Hause hat er nur die, welche ihm gegeben sind. Ein König kann seinen ersten Minister wechseln, aber nicht so ein Mann seine Frau, und wer eine liederliche geheiratet hat, wird nie seinen Haushalt in Ordnung bringen, er mag so geschickt sein, wie er wolle. Nun hat man aber seit Erschaffung der Welt eine Frau und Kinder von der Art, wie Gott dir sie gegeben hat, noch niemals gesehen."

Drittes Kapitel.

Mirabeaus Vater als Schriftsteller.

„Es will mir scheinen, als wären die Grazien und der gute Geschmack aus Frankreich verbannt, als hätten sie weichen müssen vor der verwirrten Metaphysik, vor der Politik hohler Köpfe, vor endlosen Diskussionen über die Finanzen, den Handel, die Bevölkerung, die den Staat nie um einen Thaler oder um einen Menschen reicher machen werden.“ So klagte Voltaire im Jahre 1759, als er selbst längst auf der Höhe seines Ruhmes stand. Lassen wir die spöttische Würze seines Ausspruches bei Seite: an der Wahrheit desselben in der Hauptsache werden wir nicht zweifeln dürfen. Mit seinem Zeugnisse stimmen viele andere überein. Die Teilnahme der Gebildeten an ästhetischen Fragen und an Werken der schönen Künste verlor an Bedeutung. Man fing an, in den Salons von Paris mit demselben Eifer über Steuerreformen und Getreidezölle zu debattieren wie früher über ein neues Trauerspiel oder über eine neue Oper. Zu diesem Umschwung des Geistes der Gesellschaft sehr bedeutend beigetragen zu haben, konnte Mirabeaus Vater sich rühmen.

Als er ein alter Mann war, sagte er: „Wäre meine Hand von Bronze, ich hätte sie längst abnutzen müssen.“ Und in Wahrheit, man mufs über seine schriftstellerische Fruchtbarkeit staunen, selbst wenn man alle die Erzeugnisse seiner Feder aufser Acht läfst, die sich nicht unmittelbar auf Angelegenheiten des öffentlichen Wohles beziehen. Auch hatte er sich schon längst daran gewöhnt, Gegenstände dieser Art mit dem Ernste eines Sachkenners zu behandeln, noch ehe er es wagte, die Früchte seines Nachdenkens dem grofsen Publikum vorzulegen. Unter

seinen Manuskripten findet sich eines mit dem anspruchsvollen Titel „Politisches Testament“, in welchem der zweiunddreifsigjährige Verfasser seiner damaligen und künftigen Nachkommenschaft die Grundsätze darlegt, nach denen er seinen Staat, das ist sein Haus, selbst verwaltet und nach denen er ihn während der folgenden Generationen verwaltet zu sehen wünscht. Der Nachahmer des Kardinals Richelieu führt eine sehr stolze Sprache. Seine fixe Idee, dafs die Mirabeaus dazu bestimmt seien, sich durch Besitz und Einflufs zur ersten Stelle unter dem hohen Adel des Landes zu erheben, bildet gleichsam das Leitmotiv. Er ist kühn genug, seinen Kindern und Kindeskindern das Beispiel der Guises vor Augen zu halten.

Durchdrungen von aristokratischem Selbstgefühl, ist er ein unversöhnlicher Feind der Intendanten und Subdélégués, in denen sich die starke und einförmige Gewalt der Staatsmaschine den widerstrebenden Feudalherren immer fühlbarer machte, ohne doch ihre ständischen Vorrechte zu brechen. Er schärft seinen Nachfolgern als erste Pflicht ein, „gegen diese Angestellten des Hofes einen geheimen Krieg zu führen“. Er giebt genaue Verhaltungsmafsregeln, wie man die Glieder, dieser „Clique“ je nach dem einzelnen Falle behandeln und sie bei ihren schwachen Seiten fassen müsse. Dafs der adlige Grundbesitzer von seiner Gerichtsbarkeit und von seinen gutsherrlichen Einkünften nichts hergeben dürfe, erscheint ihm noch ebenso selbstverständlich wie das Privilegium der Noblesse im Punkte der Besteuerung. Aber er giebt sich zugleich auch grofse Mühe, seiner Nachkommenschaft die Wichtigkeit des Satzes „Noblesse oblige“ einzuprägen. „Die Mehrzahl der Seigneurs,“ ruft er ihnen zu, „selbst der gewissenhaftesten, beschränkt sich darauf, alle ihre Rechte aufzuspüren, sie unanfechtbar zu machen und möglichst viel aus ihren Gütern herauszuschlagen. Das ist ganz gut für einen Pächter; ein Seigneur vergifst aber den edelsten und unerläfslichsten Teil seiner Pflichten, wenn er es versäumt, für seine Vasallen und Unterthanen zu sorgen. Möchtet ihr anders verfahren! Fangt damit an, eure Autorität zu befestigen, denn ihr werdet hundertmal mehr Widerstand finden, wenn ihr anderen wohlthun, als wenn ihr ihnen schaden wollt. Ist eure Autorität aber einmal in Kraft, so bedient euch ihrer, um die Mifsbräuche zu bessern und das Gute zu vervielfachen.“ Man erkennt den gelehrigen Schüler seines Vaters. Der Marquis Jean Antoine, ein Edel-

mann der alten Schule, hätte eben diese Worte, wie die Ausfälle gegen die „Angestellten des Hofes“ unterschreiben können. Der Unterschied der Zeiten zeigt sich nur darin, dafs der Vater sich begnügte, nach solchen Grundsätzen zu handeln, der Sohn es für nötig hielt, darüber zu philosophieren.

Ein grofser Fortschritt seiner politischen Ideen tritt uns drei Jahre später in der kleinen, aber höchst inhaltreichen „Denkschrift über die Provinzialstände“ entgegen, mit der er sich, noch ohne seinen Namen zu nennen, zum erstenmal 1750 öffentlich vernehmen liefs. Auch hier verleugnet sich nicht der Aristokrat, nach dessen Ansicht der Fürst in einem civilisierten Staate mit Blindheit geschlagen sein müsse, wenn er meine, „alle seine Unterthanen seien gleich vor ihm“. Vielmehr sollen Standesunterschiede, gutenteils auf die Geburt begründet, in einer wohlgeordneten Monarchie bestehen, und es ist angemessen, dafs der Souverän Polizei und Gerichtsbarkeit den „Notabeln jeder Provinz“ überlasse[1]). Aber dieser Aristokrat ist nicht deshalb gegen die Gleichheit aller eingenommen, weil ihn nur Eigennutz und Standesdünkel beherrschen, sondern weil er die Ausbildung einer straffen Centralisation dadurch befördert sieht, dafs man das Volk als eine unterschiedslose Herde betrachtet[2]). Mit dieser Centralisation, deren Träger die bezahlten Beamten sind, verdorrt alles Leben in den Provinzen. „Das Blut des Staates strömt gleichsam dem Kopfe, der Hauptstadt, zu.“ Die Menschen gewöhnen sich daran, sich in der Nähe des Hofes, der Quelle aller Wohlthaten, aufzuhalten.

Das wirksamste Gegengewicht gegen diesen unheilvollen Zug in der Entwicklung seiner Nation findet der Marquis im Dasein von Provinzialständen. Der Adel, durch seine Teilnahme an diesen Körperschaften, in seiner Provinz zurückgehalten, von Jugend auf daran gewöhnt, sich als „Bürger“ zu fühlen und „die kleinen Geschäfte, die dem Nutzen des Vaterlandes dienen können, nicht zu verachten“, übt in ihnen kein Schiedsrichteramt, sondern nur die Befugnis der Mitgliedschaft aus. Neben ihm sitzen die Vertreter des Klerus, „der jeden Tag den Gehor-

---

[1]) Partie II. Section 2: Hiérarchie de l'autorité. Ich bin genötigt, hier und im Folgenden nach der Ausgabe von 1759 zu citieren, die den vierten Teil einer neuen Auflage des Ami des hommes bildet.

[2]) La tyrannie égale tout, en tout opprimant. S. 173.

sam lehrt", und die des dritten Standes, „dazu bestimmt, den Hauptteil der Auflagen zu tragen". In so zusammengesetzten Körperschaften herrscht Harmonie; sie bieten „ein deutliches Bild des inneren Zustandes einer Provinz", die monarchische Autorität hat nichts von ihnen zu fürchten, sondern zieht im Gegenteil aus ihnen Nutzen. Denn „je mehr die Unterthanen nach unwandelbaren Gesetzen der Billigkeit regiert werden, desto williger anerkennen sie die Macht, die über ihren Interessen wacht. Das Volk nennt die Auflagen, die nach Anordnung der ständischen Versammlungen erhoben werden, freiwillige Gabe, die anderen aber gestohlenes Gut."

Als Mirabeaus Vater schrieb, gab es Provinzialstände, von kleinen Bezirken abgesehen, nur noch in vier grofsen Provinzen. Diejenigen von Languedoc nahmen unbestreitbar die würdigste Stellung ein. Diese Provinzen hiefsen pays d'états im Gegensatz zu den pays d'élection, deren Name im Laufe der Zeiten ein Hohn geworden war, weil die ehemals erwählte Steuerkommission sich längst in eine vom Staate ernannte Behörde verwandelt hatte. Mirabeaus Vater unternahm es nun nicht nur, die Versammlungen der pays d'états gegen die Angriffe feindlicher Bureaukraten zu verteidigen, sondern er wagte den Vorschlag, diese Institution im Umkreise der ganzen Monarchie wieder zu beleben. Seine Schilderung des Bestehenden, so kurz gefafst sie ist, zeigt den Sachkenner, der sich einen hinlänglich freien Blick bewahrt hat, um Mängel der noch vorhandenen provinzialständischen Einrichtungen freimütig zuzugeben. Seine Entwürfe für Reformen vermeiden gewagte Absprünge vom geschichtlich Gegebenen. Mit Wärme schildert er im einzelnen, um wieviel gerechter und wohlthätiger das System des Steuerbezuges in den pays d'états ist als in den pays d'élection; wie der Mensch „mit seiner natürlichen Liebe zur Freiheit" sich glücklich fühlt, bei seinen eigenen Angelegenheiten mitzuwirken, von seinesgleichen eingeschätzt zu werden, anstatt genötigt zu sein, einem „habgierigen und eigennützigen Beamten eine willkürliche Abgabe zu zahlen". Mit nicht geringerem Eifer, gestützt auf zahlenmäfsige Beweise, verwahrt er alsdann die pays d'états gegen den Vorwurf, als brächten sie weniger Leistungen für den Staat auf, wobei er besonders die Verhältnisse der Provence ins Gefecht führt. Diese waren ihm am besten bekannt, und man hat Zeugnisse dafür, dafs er als Vermittler zwischen

dem Adel und den anderen Ständen sich um die Provinz verdient machte[1]). In den pays d'élection, sagt er, „ist alles stumm". „Da leben die Menschen wie Herden ohne Hirten, und der Wolf raubt bald dies bald jenes Stück." In den pays d'états herrscht Sicherheit und Freudigkeit. In grofsen Krisen kommen sie mit ihrem Kredit dem Staate zu Hilfe, jeder will gerne etwas für den König sein, denn jeder segnet ihn und hält sich für frei, wenn er einigen Anteil an der Verwaltung hat. Darum fürchte man nichts von „Repräsentation des Volkes"[2]). „Der Fürst sei immer auf der Hut gegen seinen Hof, aber nie gegen sein Volk." „Wehe den Ministern, die das Interesse des Fürsten von dem seiner Unterthanen trennen wollen . . . nichts kann die Wahrheit besser aufhellen und bis zum Throne gelangen lassen als innige Beziehung beider zu einander."

Was der Marquis von Mirabeau in dieser Schrift entwickelte, knüpfte an die Ideen früherer Schriftsteller an. Er erinnerte hie und da an Vauban, Boisguillebert, Fénélon. Aber niemals zuvor war die Sache der administrativen Decentralisation so eindringlich verfochten worden als hier. Montesquieu hatte in seinem zwei Jahre vorher erschienenen Esprit des loix den Gegenstand, den der Marquis ausführlich behandelte, flüchtig gestreift. Keine gröfsere Ehre konnte diesem zuteil werden, als dafs man zuerst glaubte, unter dem Inkognito des Verfassers sei sein berühmter Freund verborgen. Seit jener Zeit bis zum Ausbruch der Revolution verschwand die Frage einer Erweiterung der Provinzialstände nicht mehr von der Tagesordnung. Der Marquis erlebte noch Reformversuche, die mit anderen den gröfsten Fehler teilten, zu spät zu kommen, und einer der ersten politischen Denker Frankreichs in unserem Jahrhundert rechtfertigt, ohne den Namen von Mirabeaus Vater zu nennen, die Grundidee seiner Schrift mit den Worten: „Ein Teil der Hartnäckigkeit und der Anstrengungen, welche die Fürsten aufgewandt haben um die Provinzialstände abzuschaffen oder zu verunstalten, würde genügt haben, sie zu vervollkommnen und den Erfordernissen der modernen Civilisation anzupassen".

---

[1]) Arch. nat. K. 692 États de Provence. Correspondance avec le marquis de Mirabeau 1759—60, vgl. Méjan I, 45.

[2]) „Est ce d'un tel peuple que les représentations soit à éviter?" S. 172. Man bemerke, dafs nur von Provinzialständen die Rede ist.

Auf die kleine Denkschrift über die Provinzialstände folgte das umfangreiche Werk, welches den Marquis zum berühmten Manne machte. Mit der Orts- und Jahresangabe „Avignon 1756“ erschien „Der Menschenfreund oder Abhandlung von der Bevölkerung“. Der Titel war vortrefflich gewählt. Er kam den humanitären Bestrebungen des Zeitalters entgegen und deutete auf den Kern des Inhaltes hin. Wer die Menschen lehren konnte, wie das Bibelwort „Seid fruchtbar und mehret euch“ zum Heile, nicht zum Fluche der Erdenkinder erfüllt werden möchte, der durfte sich allerdings ihren gröfsten Freund nennen. Der Marquis von Mirabeau glaubte, auf diesen Ruhm Anspruch machen zu können. — Er zweifelte nicht daran, dafs ein Land um so reicher sei, je mehr Menschen in ihm lebten, aber er fand, dafs man in Frankreich gerade das Gegenteil von dem thue, was nötig sei, um einer möglichst grofsen Anzahl ein erträgliches Dasein zu verschaffen. Auf dies Gebrechen hatte er schon in seiner Schrift über die Provinzialstände hingedeutet. Was er dort skizziert hatte, wurde hier ausgeführt. „Der Staat,“ sagte er mit einem oft wiederholten Bilde, „ist ein Baum, die Wurzeln sind der Ackerbau, der Stamm ist die Bevölkerung, die Zweige sind die Industrie, die Blätter sind der Handel und die Künste; aus den Wurzeln zieht der Baum seine Nahrung“ [1]). Eben diese Wurzeln scheinen ihm krank zu sein, und der ganze Baum droht abzusterben, wenn man mit den Heilungsversuchen nicht bei ihnen ansetzt. Es gilt also alles zu vermeiden, was die Entwicklung des Ackerbaues hindern, alles zu thun, was sie befördern kann. „Die grofsen Hechte entvölkern die Teiche, die grofsen Eigentümer ersticken die kleinen.“ Nichts wichtiger daher, als auf Erhaltung und Kräftigung eines ländlichen Mittelstandes bedacht zu sein. In Frankreich aber geschieht alles, ihn herunterzubringen. Fronden und Auflagen bedrücken den Bebauer des Landes. Man läfst ihn in Schmutz und Roheit aufwachsen. Die Wege, von den Hauptstrafsen abgesehen, werden vernachlässigt. Die Arbeit des Landmannes, die edelste, die es giebt, wird verachtet, ihr Erzeugnis durch Zölle an freiem Umlauf gehindert. Von hier aus

---

[1]) Partie 2. Chap. 1. S. 176 der Ausgabe in der Sammlung Economistes et publicistes modernes. Paris, Guillaumin 1883, eingeleitet von Rouxel, die ich im Folgenden benutze. S. daselbst p. I. II nachgewiesen, dafs Mirabeau an seinem Werke schon 1755 geschrieben haben mufs.

erhebt sich der Menschenfreund zu einem allgemeinen Angriff gegen das herrschende System des Merkantilismus. Geldmenge ist nicht Volksreichtum, edles Metall aufspeichern oder ins Land locken, heifst noch nicht seinen Wohlstand vermehren. Er verlangt, dafs der Handel von der Masse „der Edikte, Deklarationen, Reglemente und Inspektoren“ befreit werde. Er fordert, dafs die Luxusgewerbe, „die der Frivolität und Eitelkeit dienen,“ auf eigenen Füfsen stehen lernen sollen. Seine Wertschätzung des Besitzes von Kolonieen, „in denen die Franzosen verwildern, aber die Wilden nicht französiert werden“, ist in sehr bestimmte Grenzen eingeschlossen. Schutzzölle, durch die ein Land das andere zu überbieten sucht, erscheinen ihm als Ausflüsse einer „absurden und schändlichen Wissenschaft“, und nur bei Durchführung allgemeiner Handelsfreiheit hält er es für möglich, „den Keim furchtbarer und ewiger Kriege auszurotten“.

So spricht er, ehe Quesnays oder Gournays Anregungen auf seinen Geist hätten einwirken können, vieles von dem aus, was diesen als eigentümlich zugeschrieben wird. Von grofsem Einfluſs auf die Entwicklung seiner Ideen war das Werk Cantillons „Essai sur la nature du commerce“, das er schon lange vor seinem Erscheinen im Manuskripte kannte. Auf dieselbe Art mögen ihm viele Ideen d'Argensons, die erst so viel später Gemeingut wurden, vertraut geworden sein[1]). Bei weitem das meiste mufs er aber seinem eigenen Nachdenken und den scharfen Beobachtungen der herrschenden Zustände verdankt haben. Damit verbanden sich offenbar reiche Belehrungen seines Bruders über die ihm besonders bekannten Verhältnisse. Hingerissen von seinem Gegenstande liefs er seiner Feder den freiesten Lauf. Bei aller Bewunderung Montesquieus, kein blinder Verehrer des Buches vom Geiste der Gesetze, ahmt er es doch darin nach, dafs er ein fast unübersehbares Gemälde zusammenhängender Einzelerscheinungen vor dem Auge des Lesers entrollt, wobei allerdings in den Zahlen mancher schwere Irrtum mit unterläuft[2]). „Alles hienieden,“ äufsert er, „ist durch unvermeidliche

---

[1]) S. Rousseau. Ses amis et ses ennemis. Correspondance publiée par Streckeisen-Moultou 1865. II, 365. Mémoires et journal du marquis d'Argenson 1857 I. p. CXVIII.

[2]) Baudrillart: La question de la population en France au XVIIIe siècle. (Journal des Economistes 1885. XXX, 173).

Kettenglieder verknüpft, und eine gute Abhandlung über den Ackerbau, um wie viel mehr eine solche über die Bevölkerung, könnte den Titel der These des Pico von Mirandola tragen: De omni scibili". So verbreitet er sich denn über Klosterwesen und Findelhäuser, Trunksucht und Armenpflege, Gefängnisse und Hospitäler, Schiffahrt und Kanalbau, Steuersystem und öffentlichen Kredit, Gerichtsverfassung und Polizei, Kriegsmarine und Landheer und hundert andere Gegenstände, die er mit dem hauptsächlichen Vorwurf seiner Arbeit in Verbindung zu setzen weifs. Das Gebiet der Moral bleibt von seinen Betrachtungen nicht ausgeschlossen. Er gehört zu denjenigen Nationalökonomen, welche am frühesten und am entschiedensten die Verflechtung der materiellen und der moralischen Interessen nachzuweisen gesucht haben. Ein ganzes Kapitel ist den „Sitten" gewidmet. Wenn sie in Haus und Familie verfallen, geht auch die Gesamtheit ihrem Ruin entgegen. „Sie sind die Saiten des politischen Instrumentes, während die Gesetze nur den Tönen entsprechen." Aber auch hier, „wie überall sonst, ist der Zwang das schlechteste Auskunftsmittel der Macht". Nichts wirkt besser als gutes Beispiel. Dies zu geben, wäre vor allem der Adel des Landes verpflichtet.

Hieran schliefst sich eine Catonische Lobrede auf die gute alte Zeit. Er vergleicht den herrschenden Luxus und die ehemalige Einfachheit, das patriarchalische Schalten und Walten eines Edelmannes von altem Schrot und Korn auf seinem Stammschlosse in seiner heimischen Provinz, und das eitle, verschwenderische Treiben seines verweichlichten Sprösslings, dem nur wohl ist in der entnervenden Hofluft von Versailles oder in der berauschenden Atmosphäre der verführerischen Hauptstadt. Wenn er den stolzen, tapferen, uneigennützigen Feudalherrn mit glänzenden Farben vorführt, so fühlt man durch, dafs sein eigener Vater ihm Modell zu seinem Bilde gesessen hat, wie er ihn denn mehrmals ausdrücklich in kindlicher Pietät erwähnt. Seine Entrüstung über die Vielregiererei, sein Spott über die „Leute von Feder und Tintenfafs", vor allem seine Verwünschung „des Goldes, das alle Stände verdirbt", wäre dem alten Jean Antoine wie aus der Seele gesprochen gewesen. Nicht minder die Klage wegen des Überwucherns des einen, auf jede Weise bevorzugten Paris, dem er einen „kräftigen Aderlafs" zu Gunsten der Provinzen wünscht.

Es läfst sich freilich nicht leugnen: der Menschenfreund als Theoretiker befindet sich nicht selten in Widerspruch mit seiner Praxis. Niemand konnte das vielgeschmähte Gold weniger entbehren als er. Mufste er der Hauptstadt fern bleiben, so geschah es weniger aus Neigung als aus Zwang. Und was die Reinheit der Sitten anbetrifft, so konnte man ihn auch eben nicht als Muster aufstellen. Überhaupt aber zeigten sich in seiner gesamten Denkweise zwei entgegengesetzte Strömungen. Er war Aristokrat, aber der demokratische Zug der Zeit hatte auch ihn ergriffen. Unzweifelhaft verdankte er diesem Umstande einen grofsen Teil des Erfolges seines Werkes. Wenn er Unterschiede der Stände als schlechterdings unentbehrlich für das Glück einer Nation erklärte, so sah man darüber weg. Man hielt sich an seine warme Verteidigung „der Kleinen, die unter ihrer Bürde schwitzen", an seine ideale Schilderung des Landmannes, der inmitten seiner Herden ein arkadisches Leben führt, an die feurige Mahnung, die er den Fürsten zuruft, in ihrer Gunst „die letzten die ersten sein zu lassen". Auch mochten Leser, die sich an Voltaire und Diderot bildeten, es ihm als eine unerklärliche Schrulle nachsehen, dafs er in den Verdammungsruf gegen Klöster und Mönchtum nicht einstimmte. Wenn der Menschenfreund überhaupt die kirchenfeindlichen Ansichten der „starken Geister" nicht teilte, so forderte er doch, dafs die Diener der Kirche stets den „barmherzigen göttlichen Stifter nachahmen sollten". Wenn er die Toleranz für „das gröfste Übel" erklärte, falls sie bis zur „Gleichgiltigkeit" gegen die Religion gehe, so wollte er als Religion nichts anerkennen, was nicht „den Geist der Sanftmut und Liebe" atme. Man nehme dazu, dafs er, der treueste Royalist, eine freimütige Ansprache an Ludwig XV. einflicht, dafs er, der beste Patriot, seinem Volke die Möglichkeit schwerer Prüfungen vor Augen hält, man bemerke seine Brandmarkung der Sklaverei, seine prophetische Hinweisung auf eine mögliche Revolution, seinen bitteren Tadel des bequemen Schlagwortes „nach mir die Sündflut", und man wird es verstehen, dafs solche Töne in den Herzen der aufgeregten Zeitgenossen ein Echo fanden.

Endlich darf man nicht gering von der Schale denken, in welcher der edle Kern der mitunter paradoxen Sätze des „Menschenfreundes" eingeschlossen war. Der Stil des Marquis ist nichts weniger als klassisch, aber er ist im höchsten Grade an-

ziehend. Der Autor giebt sich gegenüber dem Publikum, wie sich der Briefschreiber gegenüber seinen Freunden giebt: von einem Gegenstande zum anderen überspringend, weitschweifig, aber immer geistvoll, urwüchsig, aber eben deshalb immer aufrichtig. Er liebte, wie er einige Jahrzehnte später seinem treuen Schüler, dem italienischen Nationalökonomen Longo, schrieb, „die sprichwörtlichen Redensarten, die Marotismen, die selbstgedrechselten Worte." Aber er durfte hinzufügen: „Im Grunde meines rauhen Jargon werden Sie die Wahrheit finden." Mochte er sich in sentimentalen Betrachtungen oder in satirischen Schilderungen ergehen: kein Leser konnte in Zweifel ziehen, dafs es ihm heiliger Ernst um seine Sache sei.

Begeisterte Lobsprüche blieben denn auch nicht aus. Ein Kritiker meinte: „Der Verfasser schreibt wie Montaigne und denkt wie Montesquieu." Von solchen Übertreibungen hielt sich der Deutsche Grimm in seiner Correspondance littéraire weislich fern. Er urteilte sogar über den Stil des Werkes, der ihm „niedrig und trivial" vorkam, mit unerlaubter Härte. Aber auch er gab zu, dafs es dem Herzen wie dem Verstande des Autors gleichviel Ehre mache. Wenn wirklich, wie er behauptet, ein Verbot den Umlauf des Buches zu hemmen suchte, so wäre damit, wie gewöhnlich. nur das Gegenteil erreicht worden. Im Laufe von vier Jahren erschienen mindestens vier Auflagen des Werkes, und seine Verbreitung ging weit über die Grenzen Frankreichs hinaus. In Paris wurde der Marquis mit Artigkeiten überhäuft. Man stellte sein Bild im Salon aus, fertigte darnach Kupferstiche in verkleinertem Mafsstabe an, feierte ihn in den gesellschaftlichen Cirkeln. Bei weitem das Wichtigste aber, was er den Honigmonaten seines schriftstellerischen Ruhmes dankte, war die Anknüpfung der Bekanntschaft mit François Quesnay, der manche seiner eigenen Ideen in dem Werke des Marquis ausgedrückt fand, wennschon er den Ausgangspunkt desselben für falsch hielt.

Vielleicht darf man sagen, dafs es für Quesnay noch wichtiger wurde, dem Marquis von Mirabeau nahe zu treten als umgekehrt. Denn nun erst erhielt der Messias einer neuen Verkündigung einen begeisterten Apostel. Bis dahin hatte der Leibarzt Ludwigs „des Vielgeliebten" und der Pompadour keinen Weltruf. Selbst in seinem Vaterlande hatte er sich, abgesehen von den medicinischen Kreisen der Hauptstadt, noch keinen

grofsen Namen gemacht. Wer unter demselben Dache im Schlosse von Versailles mit ihm lebte, wie Madame Du Hausset, die Kammerfrau seiner Patientin, der schönen Sünderin, ahnte wohl etwas von seiner geistigen Bedeutung, auch ohne fähig zu sein, seinen kühnen Spekulationen zu folgen. Ludwig XV. nannte den unansehnlichen, kleinen Mann mit dem „Affengesicht“ — seine Verehrer machten später daraus einen „Sokrateskopf“ — vertraulich „seinen Denker“ und erteilte ihm einen Adelsbrief. Die Höflinge spotteten über den alten Sonderling, der stundenlang in seinem Studierzimmer Seite auf Seite mit unverständlichen Zahlen und Sätzen füllte, während im benachbarten Salon seiner mächtigen Klientin die gröfsten Staatsangelegenheiten entschieden wurden, der niemals für sich selbst eine Gunst erbat und seine Kritik von Zuständen oder Personen, in deren Mitte er lebte, dann und wann in das Gewand einer kaustischen Bemerkung zu kleiden wagte. In den Jahren 1756 und 1757 erschienen als erste Frucht seiner nationalökonomischen Betrachtungen die Artikel „Fermiers“ und „Grains“ in der Encyklopädie, dem grofsen Arsenale aller Vorfechter der Aufklärung. Was er von dem traurigen Zustande des französischen Ackerbaues, von der Abnahme der Bevölkerung seit den Zeiten Ludwigs XIV., von den Mitteln der Besserung sagte, deckte sich mit vielen Abschnitten des „Menschenfreundes“, nur dafs er sich viel stärkerer Übertreibungen schuldig machte. In ein System zusammengefafst, erschienen seine Ideen in dem „Tableau économique“, von dem eine Ausgabe gegen Ende 1758 für den Gebrauch des Königs und unter seinen Augen gedruckt wurde. Es wurden jedoch nur wenige Exemplare hergestellt, von denen sich bis zum heutigen Tage vielleicht nur eines fragmentarisch unter den Papieren von Mirabeaus Vater erhalten hat[1]).

Man kennt das Evangelium der neuen nationalökonomischen Schule, die nach dem Titel eines Werkes von Du Pont „Physiokraten“ genannt wurden, nur aus späteren Bearbeitungen. Durch den Überblick einer Reihe von Ziffern und Linien sollte klar gemacht werden, wie jedes Volk in drei Klassen zerfalle: eine produktive, die der Landarbeiter, eine der Eigentümer in engerem Sinne, d. h. der Eigentümer von Grund- und Bodenmassen, eine sterile, die der Gewerbe- und Handeltreibenden, sowie aller Bürger

[1]) Arch. nat. M. 784.

sonst, die den beiden ersten nicht angehörten. Hieraus ergaben sich eine Menge von Folgerungen, welche grofsenteils darauf hinauslaufen mufsten, zu zeigen, dafs Handel und Industrie in Frankreich unerlaubt verzogen, der Ackerbau dagegen unerlaubt stiefmütterlich behandelt worden sei. Das Ganze war ein sehr berechtigter Protest gegen das Merkantilsystem, der jedoch mit seinem drohenden Hinweise auf die sogenannten „sterilen" Gesellschaftsklassen die Gefahr mit sich brachte, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben.

Quesnay selbst war nicht ganz blind dafür, wie viel seine gute Sache durch Schroffheiten und Verdunkelungen verlieren könne. Er bemühte sich, namentlich in seinen „allgemeinen Maximen der ökonomischen Leitung eines ackerbautreibenden Reiches", einer Fundgrube umwälzender Gedanken, etwas vorsichtiger und klarer zu sprechen. Für den Marquis von Mirabeau blieb aber das „Tableau économique" der Inbegriff der von Quesnay entwickelten Wahrheiten. Er nannte es „die grofse Erfindung, die den Ruhm unseres Jahrhunderts ausmacht", und betrachtete es als die Vervollkommnung der vorausgehenden Erfindungen der Schrift und des Geldes, die zusammen mit ihr „den politischen Genossenschaften ihre hauptsächliche Stärke geben."

Schon anderthalb Jahre vor der Herstellung des Tableau économique hatte Quesnay an dem Verfasser des Menschenfreundes seine gröfste Eroberung gemacht. Er liefs ihn ins Schlofs von Versailles zu sich bitten und wies ihn auf den Punkt hin, welcher ihm der schwächste jenes Werkes zu sein schien, das in den Schlufsfolgerungen mit seinen eigenen Ansichten so sehr übereinstimmte. Er erklärte seinem Gaste, er habe „den Pflug vor die Ochsen gespannt", indem er die Bevölkerung zur Quelle des Nationalvermögens mache, während umgekehrt die Höhe der Volksmenge von der Höhe des Nationalvermögens — nach seiner Ansicht den Überschüssen des Landbaues — abhänge. Der Marquis sträubte sich lange, dem unerbittlichen Doktor Recht zu geben. Endlich aber entschlofs er sich, „seine Stirn zu beugen". Der kleine David hatte, wie er später sagte, den stolzen Goliath besiegt. Ob er sich dauernd überwunden gab, ist die Frage. Er hat, wie bemerkt worden ist, aus der Umstofsung seines ersten Grundsatzes niemals die Folgerungen gezogen, zu

denen Malthus gelangte[1]). Er konnte indessen in seinen weiteren Arbeiten über jene ganze Streitfrage stillschweigend hinweggehen, da fast alles von dem Oberbau nationalökonomischer, politischer und moralischer Anschauungen, den er im „Menschenfreund" errichtet hatte, stehen blieb, auch wenn ihm ein anderes Fundament gegeben wurde. Und so viel ist sicher, dafs seit jener Unterhaltung, die nachmals in den Annalen der physiokratischen Schule wie die Bekehrung eines Saulus zum Paulus gefeiert worden ist, Quesnay keinen feurigeren Anhänger hatte als den Verfasser des „Menschenfreundes". Es ging diesem, wie es leidenschaftlichen Naturen von übersprudelndem Geiste und kraftvoller Ursprünglichkeit häufig zu geschehen pflegt. Sie können sich dem imponierenden Eindruck eines fertigen Systemes nicht entziehen und stellen alle ihre Fähigkeiten in seinen Dienst, selbst auf die Gefahr hin, dabei manches von dem Eigenen und Besseren einzubüfsen. Der „Menschenfreund" teilte dies Schicksal mit anderen. Nicht allein, dafs man ihn häufig nur als einen Nachtreter Quesnays betrachtete, während er unabhängig von ihm sich schon seinen Weg gebahnt hatte: er entging der Gefahr nicht, den Zwang eines alleinseligmachenden Dogmas an die Stelle freier Untersuchungen zu setzen und in den Kampf für die Ausbreitung wissenschaftlicher Überzeugungen etwas von der Unduldsamkeit religiöser Propaganda zu tragen.

Dies zeigte sich vor allem in der Begeisterung, mit der er fortan die Grundlehre Quesnays, die Lehre vom „produit net", verfocht. Schenkte man dem Verfasser des Tableau économique Glauben, so ergab einzig der Ackerbau ein „produit net", einen für die Nation verfügbaren Reinertrag über die Herstellungkosten. Je höher dieser stieg, desto reicher das Volk. Auch nahm er es auf sich, anzugeben, wie viel von diesem Reinertrag die Eigentümer der produktiven Klasse zu überlassen hätten, um die neue Erzeugung von Früchten des Grund und Bodens zu sichern, wie viel durch Ankauf von Waren, Fabrikaten, Leistungen auf die „sterile Klasse" überzugehen, wie viel diese ihrerseits, um

---

[1]) Rouxel a. a. O. S. LII. Was dagegen Quesnay betrifft, so bemerkt L. de Lavergne: Les économistes Français au dix-huitième siècle, Paris 1870 S. 101 zu der sechsundzwanzigsten seiner „Maximes générales": „Toute la doctrine de Malthus est d'avance contenue dans cette maxime et en des termes moins susceptibles de mauvaises interprétations".

ihre Lebensbedürfnisse zu decken, als Gegengabe der landbauenden Bevölkerung zu entrichten hätte, wenn sich alles in Harmonie befinden und kein Rückgang des Volkswohlstandes eintreten sollte. Die ganze Rechnung Quesnays beruhte freilich auf willkürlichen Voraussetzungen. Die Einschränkung des Begriffes der Schaffung von Werten auf Erzeugnisse des Landbaues war roh und unhaltbar. Es wurde nur an den Vorteil der Produzenten gedacht, aber nicht an den der Konsumenten. Allein so drückend war die Herrschaft des Merkantilsystemes geworden, dafs eine grofse Zahl sehr verständiger und wohlmeinender Männer mit Freuden das Rohr nach der anderen Seite umbiegen sah und das Evangelium vom „produit net" als erlösend annahm.

In den Augen des Marquis von Mirabeau, der den ökonomischen und sittlichen Zustand der Bürger von jeher als innig verknüpft betrachtet hatte, erschien dies Evangelium, aufs praktische Leben angewandt, beinahe noch wichtiger als die Vorschriften der Religion. Als er einen, wiewohl vergeblichen Versuch machte, Rousseau zum Anhänger der reinen Physiokratie zu bekehren, schrieb er ihm: „Alles physische und moralische Wohl der Gesellschaft läfst sich in einem Worte zusammenfassen: Vermehrung des Reinertrages. Alle Angriffe gegen die Gesellschaft bestimmen sich nach der einen Thatsache: Verminderung des Reinertrages. Auf den beiden Schalen dieser Wage kann man die Gesetze, die Sitten, die Gebräuche, die Laster und die Tugenden abwägen" [1]). Als er nach Quesnays Tode vor einer gerührten Gemeinde von Gläubigen diesem modernen „Moses" und „Confucius" Worte der Trauer und Verehrung nachrief, sagte er: „Sokrates liefs die Moral vom Himmel herabsteigen, unser Meister liefs sie auf der Erde keimen. Die Moral des Himmels sättigt nur die bevorzugten Seelen, die des Reinertrages verschafft zunächst den Kindern der Menschen Nahrung, hindert, dafs man sie ihnen durch Gewalt oder Betrug raube, giebt die Art ihrer Verteilung an, sichert ihre Wiedererzeugung, schützt uns gegen den Zwang der gebieterischen Natur, und verpflichtet uns auf diese Weise zum Kultus der Arbeit, wie sie uns durch

[1]) J. J. Rousseau. Ses amis et ses ennemis. Correspondance publiée par M. G. Streckeisen-Moultou S. 361, ebenda die übrigen Briefe des Marquis an Rousseau. — Rousseaus Briefe an ihn in Œuvres de Rousseau 1852. IV s. d. Register.

deren Erfolge zum Kultus der Liebe und Dankbarkeit hinführt[1]).

Wie es sich auch mit den moralischen Folgen der Lehre vom produit net verhalten mochte, so viel war gewifs, dafs sie, wenn man an ihre rücksichtslose Verwirklichung ging, von allem anderen abgesehen, den Staat des ancien régime aufs tiefste berühren mufste. Sie traf eine seiner verwundbarsten Stellen: sein Steuerwesen. In diesem Frankreich, in welchem die Hauptlast der direkten Steuern auf dem dritten Stande ruhte, während gleichzeitig jeder noch so kleine Haushalt unter den Härten der gehäuften indirekten Auflagen litt, sollte es in Zukunft nur eine einzige Bezugsquelle öffentlicher Einnahmen geben: das produit net des Bodens. Hieraus hätte die Grundsteuer zu fliefsen, die im Verhältnis zu seinem Ertrage steigen oder sinken sollte. Die Physiokraten mufsten sofort auf den Vorwurf gefafst sein, dafs gerade der kleine Grundeigentümer, dem sie doch aufhelfen wollten, durch die Ausschliefsung jeder anderen Steuer erst recht beschwert werden würde. Niemand hat diesen Vorwurf witziger begründet als Voltaire in seiner Satire „L'homme aux quarante écus". Allein, sie suchten dem Tadel vornehmlich durch zwei Bemerkungen die Spitze abzubrechen. Einmal sollten selbstverständlich alle Privilegien fallen, auf die sich die adligen und geistlichen Grundherren hätten berufen können. Der Marquis, der ehemals das feudale Vorrecht der Steuerexemtion ganz in Ordnung gefunden hatte, entschlofs sich, wennschon nicht sofort, auch für seine Standesgenossen die Folgerungen des neuen Prinzipes zu ziehen[2]). Sodann rechneten die Schüler Quesnays heraus, dafs der kleine Grundeigentümer nach ihrem Vorschlage weit mehr gewinnen als verlieren werde, wenn man ihm zugleich nur billigeren Genufs und bessere Verwertung vieler Güter verschaffe, um die ihn das bestehende System indirekter Abgaben verkürzte.

Salz- und Getränksteuer, Grenzzölle und Binnenmauten und

---

[1]) Éloge funèbre de Quesnay, wiederabgedruckt in Œuvres de Quesnay p. p. A. Oncken 1888.

[2]) Mit Unrecht zieht Stourm: Les finances de l'ancien régime etc. I, 115 dies in Zweifel. Zwar gelten nach der Théorie de l'Impôt 1761 S. 136 noch Exemtionen, anders aber Lettres sur la législation II, 402. 782 und Eröffnungsrede der Wintergesellschaft der Ökonomisten 1777 (Arch. nat. M. 780): „Les privilèges de la noblesse sont gauches" etc.

so manche mittelbare Auflagen sonst, die vornehmlich in das materielle Dasein der unteren Volksschichten eingriffen, wären schon an sich kaum zu erdulden gewesen. Aber dafs der Staat ihren Ertrag in Pacht gab, dafs er den Einzelnen unzähligen Quälereien und Erpressungen von Geschäftsleuten aussetzte, die aus ihren Verträgen möglichst viel für sich herauszuschlagen suchten, machte sie doppelt verhafst. Der Beamte der Gabelle drängte sich ins Efszimmer ein, kostete vom Salzfafs, und erklärte das Salz, wenn er es zu gut fand, für Contrebande, weil das einzig zulässige der Ferme gewöhnlich mit Mulm gemischt war. Der Aufseher der Accise stieg in den Keller, nahm ein Verzeichnis seines Inhaltes auf und zog die schuldige Steuer ein. Ein anderer überwachte den Weg, den eine Ladung Wein nehmen mufste, um zur Stadt geführt zu werden. Ein ganzes Heer fing die Ware an den Zollstätten ab, deren z. B. von Pontarlier bis Lyon nicht weniger als fünfundzwanzig waren[1]), und hierauf war noch die letzte Station, die des städtischen 'Octroi zu passieren.

Die grofsen Gesellschaften der Steuerpächter, leicht bereit, für hohe Zinsen dem bedrängten Staate Vorschüsse zu leisten, wufsten einen bedeutenden Teil vom Ertrage der Einkünfte in ihren Säckel, wie in die Taschen ihrer vornehmen Gönner und Gönnerinnen fliefsen zu lassen. Umgekehrt waren ihre schutzlosen Opfer der stärksten Versuchung ausgesetzt, durch Schmuggel, Verheimlichung oder sonstwie ein Recht der Notwehr auszuüben. Und so führten Dränger und Bedrängte einen erbitterten Kampf, bei dem der Staat Jahr für Jahr um Millionen betrogen wurde, während Tausende aus dem Volke durch den Hunger ins Gefängnis, Hunderte in die Verbannung oder auf die Galeeren getrieben wurden.

Diese heillosen Zustände setzte der Marquis von Mirabeau ins hellste Licht, als er, durch Quesnays Zuspruch angetrieben, 1760, seine „Theorie der Steuer" erscheinen liefs. Der siebenjährige Krieg erschöpfte Frankreich aufs äufserste, aber im Schlosse von Versailles herrschten Verschwendung und Üppigkeit. In solcher Zeit wandte er sich, wie früher im „Menschenfreund" an den König selbst, indem er sich scheinbar um zwei Generationen zurückversetzte und die Maske eines aufrichtigen Rat-

[1]) Taine, L'ancien régime 470—472.

gebers Ludwigs XIV. annahm. Er führt dem Monarchen zu Gemüte, dafs er „der erste Angestellte des Staates“ sei, durch die heiligste Pflicht gebunden, seine ganze Kraft dem öffentlichen Wohle zu widmen. Er rückt ihm vor Augen, dafs die Steuer nicht als eine Beute betrachtet werden dürfe, die man den Unterthanen abnehme, und dafs ihre Verteilung und Erhebung im ganzen Reiche Provinzialständen anvertraut werden müsse. Eine Grundsteuer, wenn auch noch nicht mit ausschliefslicher Geltung, sondern durch eine allgemeine Personalsteuer ergänzt, Wegfall der Konsumtionssteuern, abgesehen vom Octroi der Gemeinden, Freiheit des Handels, vor allem Unterdrückung der Steuerpacht: das war es, was er forderte, ohne sich zu verhehlen, dafs er in ein Wespennest steche. Er sparte die Worte nicht, um nachzuweisen, dafs die Steuerpächter, diese „Vampyre“, die Nation dem Fürsten gleichsam „abkauften“, um zuletzt beim allgemeinen Ruin, „wenn die Regierung nichts mehr von den Unterthanen und der Unterthan nichts mehr von der Regierung hofft, beide und sich mit ihnen zu zerstören“. Er wagte die Behauptung, dafs von 600 Millionen, die das Volk zahle, nur 250 in die Staatskasse abgeführt würden.

Ein Sturm der Entrüstung brach unter den Generalpächtern und den mit ihnen verbündeten Männern der hohen Finanz los. Sie setzten es ohne grofse Mühe beim König durch, dafs der Marquis kraft lettre de cachet ins Schlofs von Vincennes abgeführt wurde. Mit allen Rücksichten behandelt, durch die Popularität, die er erlangt hatte, geschmeichelt, ertrug er das ungefährliche Martyrium um so leichter, da es nur eine Woche dauerte. Quesnay unterliefs nicht, der Marquise Pompadour vorzustellen, dafs sein Schützling „das Volk und den König liebe“; die Maitresse verband ihre Fürbitte mit derjenigen so vieler sonst, und am 24. Dezember 1760 ward er wieder frei. Allerdings blieb ihm der Aufenthalt in Paris noch untersagt. Bis auf weiteres wurde ihm sein Landsitz Bignon als Verbannungsort angewiesen, was mitten im Winter manche Unbequemlichkeit mit sich brachte. Aber auch dafür sah er sich reichlich entschädigt durch die Aufmerksamkeiten von Freunden und Freundinnen und durch den Ruhm, den das Ereignis ihm einbrachte[1]). Es kam allerdings

[1]) Er mufste eines Tages für einen Haufen eingelaufener Briefe 27 Frcs. Porto zahlen, s. L. de Loménie: La comtesse de Rochefort et ses amis. Paris, C. Lévy 1879 S. 104.

bald eine Zeit, da ihm sein Exil unerträglich wurde. Er suchte seine erkrankte Mutter zu bestimmen, sich beim König für seine Rückkehr zu verwenden, drohte, äufsersten Falles auch ohne Erlaubnis in Paris zu erscheinen, um sein Recht zu fordern, und liefs sich nur widerstrebend von seinem Bruder dahin bringen, wie bisher sein Los mit Würde zu tragen. Er hatte sich nicht lange mehr zu gedulden. Der Bailli arbeitete um die Wette mit Quesnay und anderen Persönlichkeiten, die das Ohr der königlichen Maitresse hatten, zu seinen Gunsten. Schon nach wenigen Wochen endigte jenes Exil, das nach einem spöttischen Ausdruck Mirabeaus „in den Jahrbüchern der ökonomistischen Sekte" eine Stelle einnahm, wie die Hedschra des Propheten in denen der Mohammedaner[1]).

Ein Prophet der neuen Heilslehre war und blieb der Marquis, als heldenmütiger Dulder von ihren Anhängern gefeiert, mit Schrift, Wort und durch eigenes Beispiel für ihre Verbreitung thätig. Schon vor seiner Hedschra hatte er die ökonomische Gesellschaft in Bern, die damals gebildet war, durch Einreichung einer Preisarbeit „über die Notwendigkeit des Getreidebaues" in die Gedanken seines Meisters einzuweihen gesucht[2]). Seine „Briefe über die Wegfronden" hatten wenig später die Mifsbräuche einer Einrichtung aufgedeckt, unter der vor allem die zum Strafsenbau gezwungenen französischen Bauern seufzten. Seine „Philosophie des Landbaues" sollte die unwandelbare Ordnung der physischen und moralischen Gesetze, die das Wohl der Staaten sichern", aller Welt darlegen. Zahlreiche andere Bücher und Abhandlungen des unermüdlichen L. D. H. (L'ami des hommes) schlossen sich an, und wenn sein Ton immer dogmatischer, seine Schreibweise immer weitschweifiger wurde, so that das der Bewunderung, mit der Einheimische und Fremde zu ihm aufblickten, keinen Eintrag. Neben Quesnay hat niemand eifriger als er an der Ausbildung jener Schule gearbeitet, unter deren ersten Angehörigen der Abbé Baudeau, Du Pont (de Nemours),

---

[1]) Lettres de Vincennes I, 183. Zerboni, ein grofser Verehrer des „Menschenfreundes" glaubt, erst der Regierungsantritt Ludwigs XVI. habe ihm „die Bastille" geöffnet (Einige Gedanken über das Bildungsgeschäft von Südpreufsen 1800, S. 147).

[2]) A. Oncken: Der ältere Mirabeau und die ökonomische Gesellschaft in Bern. Bern, Wyfs 1886. Die Urschrift dieses Mémoires findet sich mit anderen Arch. nat. M. 783.

Mercier de la Rivière, Le Trosne hervorleuchteten. Auch wufste niemand so gut wie „der Menschenfreund" die grofse Forderung „laissez faire et laissez passer" zu würdigen, für die man die Autorität des ehemaligen Handelsintendanten Gournay glaubte aufrufen zu dürfen. An seinem Tische pflegten sich jahrelang jeden Dienstag die geschworenen Feinde des Merkantilismus zu versammeln. Hier wurden nach aufgehobener Tafel die litterarischen Pläne von Angriff und Verteidigung durchsprochen und für den Inhalt der officiellen physiokratischen Zeitschrift, der „Ephémérides", Fürsorge getroffen, bis sie nach heftigen Kämpfen zur Zeit der Herrschaft Terrays unterdrückt wurde.

Mit den Arbeiten des physiokratischen Theoretikers konnten die tastenden Versuche des physiokratischen Praktikers nicht gleichen Schritt halten. Doch war der Marquis stolz darauf, dafs es ihm gelang, wenigstens auf einer seiner Besitzungen eine Einrichtung durchzuführen, die, wenn irgend eine, als des „Menschenfreundes" würdig gelten durfte. Sein Freund, der Abbé Baudeau hatte eine neue Methode des Mahlens und Backens empfohlen, nach der es möglich sein sollte, billigeres und besseres Brot zu liefern als bisher. Der Marquis machte in Fleury bei Meudon, wo er für seine alte Mutter ein Gütchen gekauft hatte, und wo Rousseau für kurze Zeit sich seine Gastfreundschaft gefallen liefs, die Probe darauf. Zum Ärger der Müller und Bäcker von Beruf glückte sein Versuch über Erwarten. Nicht nur die armen Leute rissen sich um das Brot von Fleury; es wurde, wie er in seinen Briefen sagt, „Mode". Der Herzog von Choiseul und Madame Du Deffand liefsen es sich für ihre Tafel holen, und der enthusiastische „Menschenfreund" sah schon im Geiste, wie die „schreienden Monopole der Nahrungsmittel-Polizei" bald im ganzen Reiche zusammenbrechen würden. Die Anerkennung, die seine Bestrebungen und Arbeiten bei hohen Personen des Auslandes fanden, ermutigten ihn, nicht nachzulassen. Physiokratische Propaganda nach aufsen war die beste Entschädigung für Anfeindungen im eigenen Lande. Leopold, Grofsherzog von Toskana, dem er eines seiner Werke gewidmet hatte, holte seinen Rat ein. Gustav III. von Schweden übersandte ihm einen von ihm gestifteten Orden mit einem höchst schmeichelhaften Briefe. Der edle Karl Friedrich von Baden wurde sein gelehriger Schüler und liefs sich durch Charles de Butré die

„göttlichen Gesetze“, die der Menschenfreund verkündigt hatte, erläutern [1]).

Seine sehnsüchtigen Erwartungen einer Erneuerung des Gemeinwesens durch die Physiokratie erreichten ihren Gipfel, als Turgot vom jugendlichen Ludwig XVI. zum Contrôleur général der Finanzen ernannt wurde. Nicht als ob er gehofft hätte, selbst in amtlicher Stellung an der Durchführung der grofsen Reformen arbeiten zu können. In früheren Jahren war ihm ein darauf gerichteter Ehrgeiz nicht fremd. Es hatte sich einmal, nicht sehr lange nach Herausgabe des „Menschenfreundes“, das Gerücht verbreitet, er solle an die Spitze der Finanzverwaltung berufen werden. Obwohl er damals seinem Bruder erklärte, es sei nichts als Geschwätz, entwarf er doch ein vollständiges Regierungsprogramm, das er vorkommenden Falles dem König vorlegen wollte. Er hatte nicht vergessen, darin für den Bailli die Stelle des Marineministers zu fordern. Aber alle Illusionen der Art waren längst verflogen. Genug, wenn Turgot, welcher schon als Intendant von Limoges so Grofses geleistet, als Minister, derjenigen Schule zu ihrem Rechte verhalf, in der er sich gebildet hatte, ohne alle ihre Übertreibungen zu teilen. Und gröfsere Triumphe hatte diese Schule noch nicht erlebt als in den einschneidenden Edikten, die der feurige Reformer allen Anfeindungen zum Trotz in einer kurzen Spanne Zeit über Frankreich ausschüttete. Getreide- und Mehlhandel im Inneren des Reiches wurden freigegeben, die Wegfronden auf dem flachen Lande wurden abgeschafft, der Zunftzwang ward aufgehoben, die Weinbannrechte sollten fallen. Zahlreiche Verbesserungen des Steuerwesens zielten darauf ab, die bestehenden Ungleichheiten zu mildern, und die Steuerpächter wufsten, dafs ihre Stunde schlagen würde, sobald ihre Verträge abgelaufen wären.

Der „Menschenfreund“ triumphierte. Er hatte zwar manches an Turgots Persönlichkeit und selbst an seinen Ideen auszusetzen,

---

[1]) R. Reufs: C. de Butré, un physiocrate Tourongeau en Alsace et dans le margraviat de Bade. Paris, Fischbacher 1887. Diese anziehende Arbeit enthält zahlreiche Briefe des Marquis von Mirabeau. Über seine Korrespondenz mit Karl Friedrich von Baden, die auf der Hofbibliothek zu Karlsruhe aufbewahrt wird, s. Emminghaus: K. F. von Baden physiokratische Verbindungen in Hildebrands und Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie 1872. Bd. 19. Sie wird von der badischen historischen Kommission herausgegeben werden.

in denen er zu viel Einwirkungen der Encyklopädisten witterte. Aber alles in allem war dieser Minister doch seiner Hochschätzung sicher, ein Minister, der das Königtum in erster Linie dazu verpflichtete, „den Ackerbau als die wahre Grundlage des Reichtums und des nationalen Glückes anzuerkennen[1]).

Und zu allen den übrigen tiefeingreifenden Änderungen des Alten schien Turgot auch noch eine Änderung der Staatsverfassung hinzufügen zu wollen, die in wesentlichen Punkten den innigen Wünschen des Marquis entsprochen haben würde. Wie für die Mehrzahl der älteren Physiokraten, so war auch für ihn das politische Ideal einer „ackerbauenden Gesellschaft" die Monarchie, und zwar eine Monarchie „ohne andere Schranken als die des Gesetzes". Er teilt zwar in gewissem Sinn die tiefe Rousseausche Sehnsucht, aus verkünstelten Zuständen zur Natur zurückzuflüchten. Er bedient sich häufig des Sprachschatzes Rousseaus, und redet von den „Klauseln des Gesellschaftsvertrages", vom „natürlichen Rechte" jedes Mitgliedes der Gesellschaft. Aber der Contrat social des Bürgers von Genf bleibt ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Allerdings hält er sich ebensoweit entfernt von Montesquieu, wie mächtige Anregungen er ihm auch dankte. Er erklärt sich mit einer Art von Heftigkeit wider jede „gemischte Regierung", wider jeden Versuch „Gegengewichte" im Staate zu schaffen, wider alles, was nach „Teilung der Gewalten" aussieht. Als Folge davon prophezeit er den Bürgerkrieg. Die Geschichte Englands, dessen Verfassung damals in Frankreich von so vielen bewundert, freilich mehr bewundert als verstanden wurde, schien ihm nicht gegen, sondern für seine Behauptung zu sprechen. Er ging gelegentlich so weit, die englische Verfassung mit der polnischen zu vergleichen und zu behaupten, sie werde ebenso zur Anarchie führen wie das liberum veto[2]). „Die Verfassung einer guten Regierung" besteht nach ihm nur „in den natürlichen Gesetzen, welche die Gesellschaft vor Übelthätern und Dieben bewahren", d. h. in den „höchst einfachen Vorschriften des tableau économique". An der Spitze einer solchen Regierung mufs „als Führer im Kriege und als Richter im Frieden" ein erblicher Monarch stehen, der „alleinige Vertreter der Gewalt", ausgestattet

[1]) Daire: Œuvres de Turgot II, 287.

[2]) Discours pour la rentrée de l'assemblée de l'hiver 1777 (es ist die Dienstagsgesellschaft der Ökonomisten) Arch. nat. M. 780.

mit „allen Rechten der Souveränität“, zum „allgemeinen Miteigentümer des Bodenertrages der Gesellschaft erklärt, damit sein Interesse untrennbar mit dem Interesse der Eigentümer verknüpft sei“, will sagen, damit er seinen eigenen Vorteil darin sehe, das produit net so hoch wie möglich zu steigern. So walte er, ein Herrscher unter den Physiokraten und ein Physiokrat unter den Herrschern, und seine Stärke sei „das Ding von Eisen, unschuld'ger als das Schwert“; wie der glückliche Rätsellöser in Schillers Turandot den Pflug bezeichnet.

In der That findet sich auch bei Mirabeaus Vater, wie bei Quesnay und so vielen seiner Schüler jene Vorliebe für ein idealisiertes China, die sich in der europäischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts ebenso sonderbar ausnimmt, wie die Vorliebe für idealisiertes Rittertum und Zunftwesen in derjenigen des neunzehnten. Mit einem Worte: der Marquis, gleich manchem anderen Geistesverwandten, sieht alles Heil in einem Regierungssystem, das Mercier de la Rivière, im Gegensatz zum willkürlichen Despotismus, den „gesetzlichen Despotismus“ nannte. Von einem solchen fürchtet er nichts bei fortschreitender Aufklärung des Volkes durch physiokratischen Unterricht. Sein Wunsch, dem „König-Hirten“ an der Spitze freieste Hand für Beförderung des Guten im Sinne der Lehre vom produit net zu lassen und der friedlichen Herde, die er weidet, reichlichste Mufse für Vermehrung ihrer Wolle zu geben, kennt keine Grenzen. Er läfst sich sogar zu dem Ausspruche fortreifsen, im Interesse eines ackerbauenden Volkes liege es, „möglichst wenig Bürger an der Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen“ und den Einzelnen „so viel es angehe, gegen die Notwendigkeit zu schützen“, sich um sie zu kümmern[1]).

Es ist nicht schwer zu erklären, warum der alte Mirabeau mit vielen seiner Freunde, obwohl sie nicht müde wurden, das Zauberwort Freiheit auszurufen, sich zu Lobrednern des gesetzlichen Despotismus machte, eines Begriffes, den Turgot, und nach ihm Du Pont entschieden verwarf[2]). In dieser Welt des Eigen-

[1]) Lettres sur la législation III. 541, 537: „Il importe que chacun soit le plus qu'il est possible, garanti de la nécessité de se mêler des affaires publiques“ etc. Wie reimt sich damit II, 703: „Plus le gouvernement a l'air de vouloir pourvoir à tout, plus chaque citoyen se désintéresse“?

[2]) Schelle: Du Pont de Nemours. Paris, Guillaumin 1888, S. 180.

nutzes und der Ungerechtigkeit, in welcher sie die „natürliche Ordnung der Dinge“ wiederhergestellt wissen wollten, schien manchem die gröfsere Gefahr von der Schwäche, nicht von der Allmacht der Regierenden zu drohen. Unter wilden afrikanischen Horden, in den Serails des Orients, erklärte der alte Mirabeau, möge es Könige geben, vor denen man zittern müsse. Im civilisierten Europa, wo alles von „Vorrechten, Korporationen, ständischen Ordnungen starre“, wo jeder Privilegierte von den Lasten für das Ganze möglichst wenig tragen wolle, wo die „Masse des Unrechts die Staatsraison ausmache“, sei es thöricht, die Gemüter mit einem solchen Schreckbilde zu ängstigen[1]).

Sollte aber der Verteidiger der unumschränkten, wenn auch aufgeklärten, Staatsgewalt vergessen haben, was er einst zum Lobe von Provinzialständen gesagt hatte? Er nimmt vielmehr diesen Gedanken wieder auf und straft somit selbst das unvorsichtige Wort Lügen, durch das er die Fernhaltung der Staatsbürger von den öffentlichen Angelegenheiten empfohlen hatte. Nur dafs der gereifte Physiokrat von 1775 unter Provinzialständen nicht mehr das Gleiche versteht wie der junge Edelmann des Jahres 1750. Damals billigte er die Zusammensetzung der Provinzialversammlung nach den drei voneinander unterschiedenen historischen Ständen. Jetzt kennt er nur Eigentümer von Grund und Boden, die als solche oder deren „Mandatare“ sich vereinigen. Er gebraucht für diese Vereinigungen das Wort „Municipalitäten“, mit dem er nicht mehr die alte Bedeutung verknüpft. Diesen „Municipalitäten“ liegt es ob, dem Souverän Kenntnis von den Bedürfnissen und vom Reinertrag jeder Provinz zu geben. Sie sind mit der Erhebung der einzigen Steuer zu betrauen. Ihnen mag auch das Detail der Provinzialverwaltung, Sorge für die öffentlichen Arbeiten, Besserung der Verkehrswege u. a. m. belassen und zur Erreichung dieser Zwecke ein Teil der Einkünfte überwiesen werden[2]). Somit wäre nach dem Staatsideale des „Menschenfreundes“ doch die Möglichkeit einer nicht unbeträchtlichen Decentralisation eröffnet.

An eben diesem Punkte setzten die politischen Reformpläne

---

[1]) Lettres sur la législation II, 775—777.

[2]) Lettres sur la législation II, 675—683 „Loix municipales“. Schelle S. 197 verschweigt den Fortschritt der Ideen des Marquis von Mirabeau hinsichtlich der Provinzialstände.

Turgots ein. Der Marquis konnte um so eher Kenntnis von ihnen erhalten, da Du Pont für den Minister die Feder geführt hatte. Du Pont war des Marquis „erster Schüler", hatte sich unter seinen Augen die Sporen im Kampfe für die neue Lehre verdient. Er war erst kürzlich vom Hofe Stanislaus Poniatowskis ins Vaterland zurückgekehrt, um als Vertrauensmann Turgots nach besten Kräften zu wirken. Die berühmte, von ihm entworfene, nach den Grundideen von Turgot gebilligte Denkschrift sprach gleichfalls von „Municipalitäten" in einem Sinne, der von dem üblichen abwich. Auch hier waren darunter Versammlungen von Grundeigentümern oder von Deputierten derselben verstanden, deren Beirat der Verwaltung gewährt und deren wichtigstes Geschäft, neben Armenpflege, Sorge für die öffentlichen Arbeiten u. s. w. in der Umlegung der Steuer bestehen sollte. Auch hier verschwanden alle bisherigen Standesunterschiede und Privilegien vor dem einen Begriff des Grundeigentümers, dessen volles Recht nur an eine bestimmte Höhe des Einkommens geknüpft war. Doch war der Verfasser der Denkschrift nicht so engherzig wie der Marquis, die Hauseigentümer aus der Reihe der Eigentümer von Grund und Boden zu streichen. Aufserdem aber nahm er eine Stufenfolge von „Municipalitäten" an, so dafs aus denen der Pfarreien und Städte die der Arrondissements, aus diesen die der Provinzen, aus diesen endlich die des Reiches hervorgehen würden. Also wäre man doch zu einer Art Reichsversammlung gelangt, nach Du Ponts Vorstellung freilich nur zu einem Parlamente von Grundeigentümern, ohne Recht der Steuerbewilligung und ohne Recht der Teilnahme an der Gesetzgebung. Man darf das Einverständnis des Marquis mit dieser Krönung des geplanten politischen Neubaues billig in Zweifel ziehen. Wenigstens befürwortet er nirgends einen Ersatz von „Reichstagen", „Versammlungen der Repräsentanten oder Deputierten der Provinzen", „allgemeinen Ständen", die er samt und sonders als Hindernisse der wohlthätigen Regierungsgewalt betrachtet[1]).

Es blieb ihm jedoch erspart, Turgots Plan zum Gegenstande einer öffentlichen Erörterung gemacht zu sehen. Der Minister stürzte, und mit ihm brach fast alles, was er geschaffen hatte, zusammen. Der Marquis hatte das Ereignis vor-

[1]) Lettres sur la législation II, 658—662, 668. 776.

ausgesehen. Er gab zu, dafs Turgot ein anderer hätte sein müssen, als er war, um in einem harten Kampfe gegen die mächtigsten Feinde zu siegen. Aber der Fall Turgots traf ihn schwer. Denn er bedeutete zugleich eine Niederlage der physiokratischen Sache. Und diese erfolgte in eben der Zeit, da sich in seinem Hause ein lange drohendes Unwetter mit voller Gewalt über seinem Haupte entladen hatte.

Viertes Kapitel.

Die Eltern Mirabeaus im Kampfe miteinander.

Jahrelang lebten Marquis und Marquise von Mirabeau zusammen, ohne dafs sich ein Vorzeichen der grofsen Familientragödie hätte blicken lassen, die sie später für immer voneinander schied. Ihre Nachkommenschaft wuchs an; elf Kinder wurden geboren, von denen freilich sechs jung starben. Leid und Freude, die Last des grofsen Haushaltes, Sorgen und Annehmlichkeiten des wechselnden Aufenthaltes in Stadt und Land schienen von beiden Gatten einträchtig geteilt zu werden. Der Marquis, den man sich gewöhnt hat, als Urbild eines tyrannischen Eheherrn zu betrachten, tritt uns bei diesem Verhältnis als ein Mann entgegen, der sich geduldig in seine Lage zu schicken und jeden ernsten Konflikt zu vermeiden sucht. Wenn er selbst seine bekannte „Gutmütigkeit" rühmt, so wird das freilich nicht als ein klassisches Zeugnis gelten können[1]). Wenn aber sein Bruder ihm vorwirft, dafs er es versäume, „bei sich zu Hause die Stelle einzunehmen, die ihm gebühre", so fragt man sich erstaunt: wo bleibt der Tyrann? Der edle Malteser hatte allerdings eine starke Abneigung gegen seine Schwägerin, die von Anbeginn ihrer Bekanntschaft datierte. Geschwätzigkeit und Mangel an Takt war nicht das Schlimmste, was er ihr vorwarf. Jahrzehnte später fand er, dafs sie „alle Laster beider Geschlechter vereinige, ohne irgend einen Reiz des ihrigen zu haben". Vielleicht ist dies letzte nicht ganz wörtlich zu nehmen. Wenigstens giebt es ein Pastell-

[1]) L. de Loménie: La comtesse de Rochefort p. 86.

bild von Mirabeaus Mutter aus ihrer Jugend, auf dem ihre Züge nicht häfslich erscheinen, wenn sie auch durch einen grob-sinnlichen Ausdruck entstellt sind. Sei dem, wie ihm wolle: der Marquis wurde von niemandem um seine Ehehälfte beneidet. Bei seinen Freunden stand sie im Rufe „eines der lächerlichsten Geschöpfe in der Welt". Seine gestrenge Mutter befand sich immer mit ihr auf Kriegsfufs. Der Marquis allein schien blind zu sein. Selbst dem Bruder gegenüber klagte er nicht, höchstens dafs er halb scherzhaft von den „kleinen häuslichen Mifsständen" sprach, „die man überall finde".

Er war schon dreizehn Jahre verheiratet, als er diese verschönernde Redewendung gebrauchte, und es gereicht ihm sehr zur Ehre, dafs er seine Frau so lange Zeit gegen die Angriffe seiner Nächsten verteidigte. Auch mochte sein Stolz sich dagegen aufbäumen, gestehen zu müssen, dafs er durch seine überstürzte Heirat einen unverbesserlichen Fehler gemacht habe. Scharfblickende Beobachter liefsen sich freilich nicht täuschen.

„Wem glaubst du," schrieb ihm viele Jahre später sein Bruder, „die Fehler und Laster dieser Frau verhehlt zu haben? Mir auch nicht acht Tage lang, wenigstens nicht einen Teil derselben, ebensowenig unserer Mutter. Du allein verhehltest sie dir, und weil du, wie du sagtest, ihre Partei nahmest, damit man sie nicht mit Füfsen träte, glaubtest du uns überzeugt zu haben ... Übrigens sagt man einem Manne niemals die ganze Wahrheit über seine Frau, aber ich schwöre dir, du allein verhehltest dir die Fehler der deinigen. Wenn Castagny, Garçon, Poisson — lauter Leute aus dem engsten Kreise des Hauses — dir ihre Meinung aussprechen würden, würden sie dir dasselbe sagen wie ich." [1])

Mit der Zeit wurde es dem Marquis unmöglich, sich selbst zu betrügen, wenn er sich auch vor der Welt noch nichts merken liefs. In seiner späteren Erinnerung verwischten sich sogar die ersten Eindrücke seines ehelichen Lebens so vollständig, dafs es ihm von Anfang an, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, als eine fortgesetzte „colique néphrétique" erschien. Dafs dies eine ungeheure Übertreibung seines verbitterten Alters war, liegt auf der Hand. Wie hätte er sonst Vater von elf Kindern werden

[1]) „Les défauts et les vices de ta femme." Der Bailli an den Marquis 22. Februar 1783. Loménie II, 441.

können? Übertreibung mag man auf den ersten Blick auch in der abschreckenden Schilderung finden, die er, gleichfalls im Alter, als der Bruch längst erfolgt war, in einem ausführlichen Schriftstücke von der Mutter dieser seiner Kinder machte. Es gehört mit zur Charakteristik der Zeit und der Personen, dafs er diese Schilderung in pädagogischer Absicht für die Augen einer seiner Töchter, Karoline, der Marquise Du Saillant, bestimmte[1]). Sie lebte mit Mann und Kindern damals bei ihm und stand in dem Kriege, den er gegen ihre Mutter und zwei ihrer Geschwister zu führen hatte, ganz auf seiner Seite. Aber wohin war man gekommen, wenn ein Vater seiner Tochter, um sie vor den Gefahren angeborener Eigenschaften zu warnen, von derjenigen, welche diese Tochter unter dem Herzen getragen hatte, das sagen durfte, was hier zu lesen war! Dafs sie „die pestilenzialischeste und schamloseste Erziehung" erhalten hätte, war noch das Geringste. Es war nicht ihre Schuld, und eben als ein besserer Erzieher hoffte der alte Mirabeau seine Tochter vor der geistigen Erbschaft der mütterlichen „tollwütigen Rasse" bewahren zu können. Diese äufserte sich zufolge dem Bilde, das er von seiner Frau entwarf, in gänzlichem Mangel an Selbstbeherrschung nach jeder Richtung.

Sie benahm sich immer wie ein launisches Kind, bald von unbesiegbarer Apathie, bald von unaufhaltsamer Geschwätzigkeit, beständig in Streit mit den Dienstboten, zu keinem ernsten Geschäft zu gebrauchen, an keine regelmäfsige Hausordnung zu gewöhnen und abends gleich nach dem Essen höchstens durch den Spieltisch vom vorzeitigen Schlafe zurückgehalten. Vor allem aber fehlte ihr „der schönste Edelstein des Weibes". Sie hatte „keine Spur von Scham". Wer sie als junge Frau sah und hörte, schlofs aus ihrem Gebaren und aus ihren Worten, dafs die Natur ihr dies Gefühl ganz und gar versagt habe. Selbst die Zärtlichkeiten, mit denen sie damals vor aller Welt ihren Mann verfolgte, hatten etwas Unschickliches an sich, und sie machte ihm eine Scene, wenn er sich nur zwei Meilen weit von Hause entfernte. Ihr Schlafzimmer stand jederzeit jedermann offen, mochte sie im Bette liegen oder nicht. Sie liefs sich halb angekleidet vor Fremden, Handwerkern, Krämern und Bedienten blicken. Es sah bei ihr aus, „wie bei einem Freudenmädchen".

---

[1]) 22. Juni 1776 im Wortlaute bei Loménie II, 451—454.

Der unbarmherzige Erzähler, dessen Feder mit Hogarths Pinsel wetteifert, scheint noch nicht alles zu sagen. Er will seiner Tochter nur die „äufserlichen Gewohnheiten“ ihrer Mutter schildern, und behält sich vor, ihr „Proben“ von anderem vorzulegen. Zuletzt summiert er alles in den Worten: „Ein Ungeheuer zügelloser Tollheit in jeder Art.“

Nicht lange, nachdem dies abstofsende Porträt der Mutter Mirabeaus zu Papier gebracht war, kam Mirabeau selbst in seinen Briefen aus dem Kerker von Vincennes mehrfach auf sie zu sprechen. Er hatte damals an ihr eine Bundesgenossin, und wenn er parteiisch im Urteil war, so konnte er es nur zu ihren Gunsten sein. Aber auch er spricht von der Heftigkeit ihrer Wallungen, von dem wilden Feuer ihres Naturelles, wodurch sie beständig zu „Unklugheiten“ und „Unvorsichtigkeiten“ fortgerissen worden wäre. Er geht dabei merkwürdigerweise von einer Erinnerung an Ninon de Lenclos aus, die Gott jeden Abend für ihren Verstand gedankt und die jeden Morgen zu ihm gebetet habe, dafs er sie vor den „Irrtümern“ ihres Herzens bewahre. Offenbar meint er, dafs seine Mutter keinen Grund gehabt, dem Schöpfer für ihren Verstand zu danken, dafs ihr Herz durch einen solchen Wächter nicht vor „Irrtümern“ bewahrt bleiben konnte. Und er sagt, mit den Jahren sei dies nicht besser geworden. Nur dafs in der Jugend eine erhitzte Phantasie sich „durch die Sinne“ Luft zu machen pflege, während sie im Alter „den Charakter verbittere“ und gewisse Frauen, wie die Unglückliche, die er beklage, zu anderweitigen „unvernünftigen Ausschreitungen“ veranlasse[1]).

Man fasse alles Gehörte zusammen, die Urteile des Maltesers und des Marquis aus verschiedenen Zeiten wie die Andeutungen des Sohnes, man wäge sorgsam die Worte ab, bedenke die Parteistellung der Urteilenden, suche dem psychologischen Problem so unbefangen wie möglich näher zu treten: und man wird sich noch immer dagegen sträuben, das Ärgste von der Mutter Mirabeaus anzunehmen. Ein schlecht erzogenes, unbegabtes, siebzehnjähriges Mädchen von heifsem Blute wird die Frau eines Mannes, mit dem, das dürfen wir aus der Charakterschilderung seines Freundes Vauvenargues schliefsen, jedenfalls nicht leicht zu leben war.

---

[1]) Lettres de Vincennes I, 108, ebenda III, 257: „Ma mère a couru à sa perte“ etc.

Sie hängt sich mit einer oft unbequemen Leidenschaft[1]) an ihn, allein er weifs diesen einzigen, aber auch mächtigsten Hebel nicht zu benutzen, um sie wenigstens äufserlich zu ziehen. Seinen geistigen Interessen kann sie nicht folgen. Bei seinen Spekulationen bringt sie ihm statt der erwarteten Hilfe zunächst nur neue Lasten zu. Seiner Mutter, mit der sie unter einem Dache wohnt, ist sie ein Dorn im Auge. Was Wunder, wenn sich die Kluft nicht ausfüllte, sondern von Jahr zu Jahr erweiterte. Schon im Jahre 1758 war es so weit gekommen, dafs der Marquis seiner Frau einmal eine friedliche Trennung vorschlug, der Art, dafs sie bei ihrer Mutter wohnen und nur ein Teil ihres Vermögens als Beitrag für die Erziehung und den Unterhalt der Kinder bestimmt werden sollte. Damals blieb noch alles beim Alten. Die Internierung in Bignon, die den Herausgeber des „Menschenfreundes" Ende 1760 nach seiner kurzen Haft betraf, gab seiner Frau sogar Gelegenheit, als Genossin seiner Leiden zu erscheinen, indem sie das Exil mit ihm teilte. Zwei Jahre später kam man aber doch der früher vorgeschlagenen Lösung näher.

Im März 1762 begab sich die Marquise nach der Provinz Limousin zu ihrer Mutter, deren schwankender Gesundheitszustand ihre Anwesenheit wünschenswert zu machen schien. Ihre Abreise erregte daher kein Aufsehen, auch hatte der Marquis versprochen, sie bald zu besuchen. Gleich nach ihrer Ankunft im Limousin mahnte sie ihren Gemahl mit Ausdrücken der Zärtlichkeit, sie nicht zu lange sehnsuchtsvoll harren zu lassen. Der Marquis liefs sich durch den Ton dieses Briefes nicht beirren. Als er einige Zeit nachher anlangte, kam er auf seinen alten Gedanken einer friedlichen Trennung zurück. Die Mutter wie die Tochter sträubten sich indessen entschieden dagegen, und der Marquis hätte schwerlich etwas ausgerichtet, wenn ihm nicht bald darauf der Zufall einige Papiere in die Hand geliefert hätte, die sein Urteil rechtfertigen: „ein Ungeheuer zügelloser Tollheit". Diese Papiere scheinen verschwunden zu sein, auch hat der Marquis sich nie entschliefsen können, sie in den Prozessen, die er zu führen hatte, als Beweismittel vorzulegen. Es waren, wie sein Sohn einmal sagt, Waffen, deren er sich öffentlich nicht bedienen mochte[2]).

[1]) „La sorte d'attachement turbulent dont vous me faites enrager depuis dix ans," Worte aus einem Briefe des Marquis an die Marquise vom 29. August 1752, citiert bei Loménie II, 457.

[2]) Lettres de Vincennes I, 38.

Aus den Andeutungen der Korrespondenz des Marquis mit dem Bailli geht aber hervor, was die Papiere enthielten. Nicht nur dafs die Marquise sich einem Offizier des Regimentes Dauphin preisgegeben hatte: sie hatte dem Wüstling das Geschehene mit ihrer Namensunterschrift bezeugt. Man ist versucht, an einen Anfall von Wahnsinn zu denken, und es giebt noch im späteren Leben der Marquise Momente, in denen sie, wie selbst ihr Sohn zu verstehen giebt, „unvernünftige Ausschreitungen" krankhafter Art beging. Als er ihr im Jahre 1771 einmal zur Versöhnung mit dem Vater zuredete, feuerte sie eine Pistole auf ihn ab[1]).

Sobald dem Marquis diese „infamen Papiere" zugekommen waren, hatte er eine unwiderstehliche Waffe in der Hand. Er verlangte gebieterisch, dafs seine Frau nicht nach Paris zurückkehre. Die Marquise bestand darauf. Sie wünschte dringend, ihre älteste Tochter Marie zu sehen, die im Begriff war, in ein Kloster zu gehen, um ihr von diesem Schritte abzuraten. Ihre Briefe blieben unbeantwortet. Noch einmal wandte sie sich an ihren Mann in einem langen verwirrten Schreiben vom 3. Febr. 1763, das alles andere eher war, als der schmerzliche Aufschrei einer unschuldigen, tödlich gekränkten Seele. Sie verwahrte sich ziemlich kühl gegen „ehrenrührige Gerüchte". Wie einer ihrer Advokaten später das verhängnisvolle Dokument für einen „Gesellschaftsscherz" erklärte, so behauptete sie, was man ihr vorwerfen könne, sei nur „Gefälligkeit und ein gutes Herz". Die Forderung des Marquis, gegen die sie sich im Anfang ihres Schreibens noch aufbäumte, nahm sie im Verlauf desselben ganz ruhig hin, einzig darauf bedacht, sich einen finanziellen Rückhalt zu sichern. Sie versprach, „niemals mehr nach Paris kommen zu wollen", vorausgesetzt, dafs ihr vierteljährlich fünfzehnhundert Livres ausbezahlt würden. Nach mancher pathetischen Zwischenbemerkung vergafs sie nicht, am Schlusse zu erinnern, dafs sie mit diesen sechstausend Livres jährlich nur so lange auskommen könne, wie ihre Mutter lebe. Der Marquis ging auf alles ein, bewilligte sogar monatliche Auszahlung der geforderten Summe. Im August 1763 erschien seine Schwiegermutter in Paris, um weiter mit ihm zu verhandeln. Auch ihr gegenüber machte er keine Schwierigkeiten. Er verpflichtete sich, dafs nach ihrem Tode das Jahrgeld ihrer Tochter auf zehntausend Livres erhöht werden sollte, doch hütete er sich,

[1]) Loménie II, 478.

die Papiere, welche dieselbe gravierten, herauszugeben. Das finanzielle Ergebnis der Verhandlungen war nichts weniger als günstig für ihn. Er sollte zahlen, ob aber von dem Vermögen seiner Schwiegermutter einmal etwas für seine Kinder abfallen würde, war ungewifs. Die ganze Last blieb auf seinen Schultern ruhen. Aber eines schien durchführbar, was er seit geraumer Zeit gewünscht hatte: eine friedliche Trennung ohne öffentlichen Skandal.

Sollte der Marquis bei der Sache aber ein ganz reines Gewissen gehabt haben? Einige Phrasen des zuletzt erwähnten Briefes seiner Frau machen es fraglich. „Nennen Sie Ihre Beschwerden, mein Herr, machen Sie sie geltend; ich werde dafür die meinigen nennen, und wenn ich irgend eine Schuld habe, so ist sie ganz aus der Ihrigen hervorgegangen.“ Worauf zielen diese Drohungen ab, was bedeutet die weitere Anspielung auf die „Fremden“, die man fähiger und würdiger finde, für die Kinder zu sorgen, als sie selbst? — Etwa seit dem Jahre 1755 stand der Marquis mit einer Dame in brieflicher Verbindung, welche alle die anziehenden Eigenschaften besafs, die der Marquise fehlten, und in der sie eine Nebenbuhlerin fürchten mochte, noch ehe sie es war. Madame de Pailly, mit ihrem Mädchennamen Marie de Malvieux, die „schöne Bernerin“, wie sie in einem Gedichte des Herzogs von Nivernois genannt wird, stammte aus dem Waadtlande, wohin ihre Vorfahren, französische Reformierte, ausgewandert waren. Die Familie erhielt jedoch die Verbindung mit Frankreich. Der Vater gehörte als Kapitän einem der Schweizer Regimenter in französischen Diensten an, eine Schwester war in Paris verheiratet. Sie selbst hatte einem etwa um dreifsig Jahre älteren Manne, der gleichfalls als Offizier bei den Schweizern in Frankreich diente, die Hand gereicht, lebte aber schon in den ersten Jahren der Ehe häufig getrennt von ihm, wie das durch seinen Beruf bedingt wurde. Später blieb sie ganz und gar ihrem eigenen Willen überlassen, ohne dafs sie in Feindschaft geschieden wären. Er zog sich nach Lausanne zu seinen Schwestern zurück; sie stattete mitunter dort einen Besuch ab und beerbte schliefslich ihren Mann wie ihre Schwägerinnen. Sie hatte, soviel bekannt, niemals Kinder gehabt; ihr Äufseres bewahrte lange den Schmelz der Jugend, und die Anmut ihres Wesens liefs sie immer noch jünger erscheinen, als sie war. Eine ausgesuchte Toilette hob ihre Erscheinung; sie trug sich mit

Vorliebe schwarz, wodurch ihr blendender Teint noch mehr hervortrat. Ihre Gegenwart war wohlthätig, ihre Unterhaltung fesselnd; im brieflichen Gespräche wufste sie Gefühl und Feinheit zu verbinden, nicht ohne durch einen Anflug von Sentimentalität dem Geiste des Zeitalters ihren Tribut abzutragen. Die besten Gesellschaftskreise nahmen sie freudig auf, und hervorragende Geister spendeten ihr Lob. Die Gräfin von Rochefort stimmte mit dem Herzog von Nivernois in der Bewunderung ihrer Freundin überein. Rousseau nannte sie seine „gute und schöne Landsmännin". Le Trosne rühmte sie als eine „wahrhaft philosophische Frau". Selbst Mirabeau, der ihr sonst alles erdenkbare Schlechte nachsagte, gestand in einem vertraulichen Briefe: „Madame de Pailly hat einen ungewöhnlichen und thatkräftigen Geist, so dafs sie wohl dazu fähig ist, eine edelmütige Rolle zu spielen, auch wenn ihr Herz nichts damit zu thun hat" [1]). Dies Zeugnis ist um so wertvoller, da es aus dem Munde des Gefangenen von Vincennes kommt, der für die Qualen, welche er erdulden mufste, Madame de Pailly mitverantwortlich machte. So viel ist gewifs: sie stand dem Marquis treu zur Seite, als er alt, verlassen, von Kummer und Sorgen beschwert, ihr nur Entbehrungen zu bieten hatte; sie opferte ihr Vermögen für ihn auf, um ihn aus seinen Geldverlegenheiten zu reifsen; sie hatte, als er starb, Anspruch auf mehr als 40000 Livres, die sie verloren geben mufste. Wenn sie auch bei allem diesem nur „eine edelmütige Rolle spielte", so war ihr Spiel jedenfalls schöner, als das wahre Gesicht, welches einige der Nächsten, der künftige Tribun an der Spitze, jahrelang dem Marquis zeigten.

Wie man sieht, pafst auf Madame de Pailly keine Bezeichnung schlechter, als die einer gemeinen Kurtisane, welche Mirabeau mitunter auf sie anzuwenden für gut fand. Allein wie sich die Verhältnisse im Hause ihres Freundes gestalteten, geriet sie allmählich in eine Stellung, die zwar im achtzehnten Jahrhundert nicht zu den Seltenheiten gehörte, in der jedoch auch ein reiches und feines Gemüt nicht leicht vor verhängnisvollen Einwirkungen auf die Umgebung bewahrt bleiben konnte.

---

[1]) Lettres de Vincennes III, 200. Neuerdings sind einige Briefe von Madame de Pailly, die sie als Vermittlerin einer vornehmen Heirat erkennen lehren, veröffentlicht in dem Werke von Perey: Histoire d'une grande dame au XVIIIe siècle 1887. Paris. C. Lévy.

Während jener kurzen Internierung in Bignon nahmen die Beziehungen des Marquis zu der „schönen Bernerin“ zuerst einen innigeren Charakter an. Madame de Pailly verweilte einige Zeit zum Besuch auf dem kleinen Landgut, und ihre Anwesenheit lieh dem einsamen, winterlichen Exile einen Reiz, von dem der Verbannte nicht ohne Begeisterung sprechen konnte. Seiner Freundin, der Gräfin von Rochefort, welche Madame de Pailly damals noch nicht kannte, schilderte er sie als eine Frau, „die ihrem Geschlechte durch die Weite und Kraft ihres Geistes wie durch die Güte ihres Herzens am meisten Ehre macht“. Seinem Bruder, dem Malteser, schrieb er: „Madame de Pailly giebt mir wie Madame de Mirabeau, der ihr vortreffliches Gemüt ebenso zusagt wie mir, den gröfsten Beweis der Freundschaft, indem sie hier Ruhe und Behagen um sich verbreitet ... Du hast diese würdige Dame seit langer Zeit zu schätzen gewufst, man mufs sie aber in kleinem Kreise und mit schwer umgänglichen Leuten sehen, um ihr Wesen ganz zu verstehen.“ Man bemerkt, dafs der Marquis nur die vortrefflichen Verstandes- und Herzenseigenschaften seiner Freundin hervorhebt, und dafs er seine Frau sein Gefallen an der „würdigen Dame“ teilen läfst. Es waren aber nicht nur die geistigen Vorzüge der Schweizerin, die ihm das Exil verschönten. Als er fünfundzwanzig Jahre später einem jungen Verehrer, dem italienischen Nationalökonomen Longo, von jener Zeit erzählte, sprach er von einer „Freundin schön wie der Tag“, die niemand anders ist, als die damals dreifsigjährige Madame de Pailly. Und wenn man bedenkt, dafs unter den „schwer umgänglichen Leuten“ zweifellos seine Frau zu verstehen ist, wird man nicht in der Annahme irren, dafs ihre Freude an dem gefährlichen weiblichen Besuche, woferne sie überhaupt ehrlich gemeint gewesen war, sich sehr bald abkühlte. Madame de Pailly mufste damals ihren Aufenthalt in Bignon verkürzen, da ihr Mann von der Armee heimkehrte. Sobald ihre Abreise drohte, schien dem Marquis der Aufenthalt in Bignon unerträglich. Daher der damalige Umschlag seiner Stimmung, dessen früher gedacht worden ist. Der kluge Bailli wufste wohl, warum sein Bruder es plötzlich nicht mehr mit seiner Ehre verträglich finden wollte, ohne Richterspruch exiliert zu sein, während er vorher auf sein Martyrium stolz gewesen war. Die Entfernung von Madame de Pailly gab die Erklärung. Sie liefs es ihrerseits nicht daran fehlen, in Paris

für ihn zu wirken, und scheint wesentlichen Anteil an seiner Begnadigung gehabt zu haben. Je mehr sich in der Folge ihr Verhältnis zu ihrem Manne lockerte, desto häufiger stellte sie sich als Gast auf dem Landsitze ihres geistvollen Freundes ein. Die Marquise verweilte schon im Limousin und hatte sich im Bewufstsein ihrer Schuld bereit erklärt, gegen eine finanzielle Abfindung dem Hause ihres Mannes und ihren Kindern fern zu bleiben. Der Haushalt des Marquis wurde von seiner ehrwürdigen Mutter geleitet, welcher die Witwe ihres jüngsten Sohnes, die liebenswürdige, sanfte Deutsche, zur Seite stand. Es hatte unter diesen Umständen nichts Anstöfsiges, wenn die schöne Bernerin wochenlang mit ihrem Freunde unter einem Dache weilte. Sie wufste sich mit den meisten Familiengliedern auf guten Fufs zu stellen, und die Schilderungen häuslicher Geselligkeit und ländlicher Vergnügungen, die der Marquis in Briefen entwirft, zeigen, dafs sie ganz wie eine Angehörige betrachtet wurde. In Paris wohnten sie niemals zusammen. Doch nahm Madame de Pailly, als wäre sie die Hausfrau, an den berühmten Dienstags-Versammlungen und Gastmahlen der Ökonomisten teil. Noch als Siebenzigjähriger suchte der Marquis das Dekorum äufserlich aufs sorgfältigste zu wahren. Er verbrachte seine letzte Lebenszeit, nachdem er Bignon hatte verkaufen müssen, in einer Mietwohnung zu Argenteuil. Madame de Pailly war auch damals unzertrennlich von ihm. Sie war die treue Pflegerin des von Sorgen und körperlichen Leiden niedergebeugten alten Mannes. Aber ihre Räume waren von den seinigen durch einen Hof geschieden.

Dafs das Verhältnis des Marquis zu Madame de Pailly die Grenzen der Freundschaft überschritt, so lange die Marquise noch nicht getrennt von ihm lebte, ist wenig wahrscheinlich. Sie würde sich sonst wohl in ihrem vorwurfsvollen Schreiben vom 3. Februar 1763 deutlicher ausgedrückt haben. Aber die Versuchung war da, und statt ihr auszuweichen, gab der Marquis ihr freien Spielraum. Wenn er ihr erlag, so hatte er wenigstens bessere Milderungsgründe seiner Schuld anzugeben als viele verrottete Glieder dieser verrotteten Gesellschaft sonst. Es kam seiner sittenstrengen, gut katholischen alten Mutter hart an, ein Auge zuzudrücken. Aber ein Vergleich der einschmeichelnden, aufopfernden Calvinistin, die vor der Welt nur die Freundin ihres Sohnes war, mit der Schwiegertochter, die jahrelang ihr Leben verbittert

hatte, mufste zu Gunsten der ersten ausfallen. Auf heftige Auseinandersetzungen folgte regelmäfsig eine Versöhnung, und zuletzt siegte die Macht der Gewohnheit. Auch der Bailli, dem kein Wort hart genug für seine Schwägerin war, hütete sich lange Zeit, dem Bruder ein Verhältnis vorzuhalten, über dessen wahren Charakter er sich schwerlich täuschen konnte. Diese kluge Fremde hatte ihn sogar zu Dank verpflichtet. Denn sie war es gewesen, die im Jahre 1763 aus ihrem Vermögen dem Marquis 20 000 Livres vorgestreckt hatte, damit er dem Malteser die Mittel an die Hand geben könnte, das Generalat der Galeeren zu übernehmen. Als der Bailli fast zwei Jahrzehnte später einmal in einen scharfen Briefwechsel mit dem Marquis geriet, dessen Gegenstand Madame de Pailly bildete, handelte er nicht ganz aus eigenem Antrieb. Auch damals war er gerne bereit, die guten Eigenschaften der Freundin seines Bruders anzuerkennen, und dafs sie ihm mehr als Freundin geworden war, nahm er als vollendete Thatsache hin. Aber er war doch der Ansicht, dafs sie ihre Stellung im Hause verkenne. „Sie ist Frau," wagte er dem Bruder zu sagen, „und will demnach befehlen; mechanisch und ohne bösen Willen folgt sie diesem Zuge."

Madame de Pailly fühlte das Gezwungene und Bedenkliche ihrer Lage. Sie wufste sich vom glühenden Hasse der Marquise verfolgt, die im Laufe der Zeit an mehreren ihrer Kinder Verbündete fand. Auch befielen sie mitunter Skrupel, was die Welt zu ihrem Benehmen sagen würde. Sie hatte Tage der Melancholie und Reizbarkeit, an denen der Marquis viel Geduld aufbieten mufste, um sie zu trösten und zu beruhigen. Mitunter reiste sie plötzlich ab und sträubte sich eine Zeitlang gegen die Rückkehr. Aber sich aus diesem zweideutigen Verhältnis dauernd loszureifsen, dazu fehlte ihr die Kraft. Der Stolz auf die Zuneigung eines Mannes von so grofsem Namen, das Bewufstsein, ihm ein nie gekanntes Glück zu gewähren, später die Erkenntnis ihrer Unentbehrlichkeit für den von Sorgen und Mifsgeschick Bedrängten: alles das hielt sie in dem Kreise fest, in den sie ohne Rechtstitel eingedrungen war. Die Marquise, an deren Stelle die Fremde trat, führte inzwischen ein zerrissenes Leben. Sie spielte, machte Schulden, wies im voraus auf die Pension hin, die ihr Mann monatlich auszahlen sollte, und war sehr erbost, als dieser, persönlich von den Gläubigern belästigt, vorsichtshalber Teile der Pension zurückhielt. Ihre Mutter, so entschieden

sie ihre Partei nahm, hielt es nicht lange in ihrer Gesellschaft aus. Sie zog sich zu einer ihrer Enkelinnen zurück, eben jener Marquise Du Saillant, die später mit den Ihrigen bei ihrem Vater lebte, und der er das Bild seiner Ehe in so düsteren Farben auszumalen sich nicht scheute. Mit den Du Saillants hatte sich die Marquise von Mirabeau vorlängst überworfen. Sie wollten sie nicht unter ihrem Dache aufnehmen, während sie es von ihrem Schwiegersohne forderte. Vorläufig lebte sie als Pensionärin in einem Kloster von Limoges. Der Marquis von Mirabeau hatte den dringenden Wunsch, sie dort mit Zwang dauernd festzuhalten. Abgesehen von den finanziellen Verlegenheiten, in die sie ihn zu verwickeln drohte, wenn sie wie bisher nach ihrem Willen über sich verfügen konnte, hatte er noch einen besonderen Grund, der ihm jenen Wunsch eingab. Blieb sie frei, so konnte sie leicht immer tiefer sinken, und doch trug sie seinen Namen. Man setzte ihn in Kenntnis davon, dafs sie mit einem Garde du Corps in anstöfsiger Weise verkehrt habe. Nach den Erfahrungen, die er mit ihr gemacht hatte, war dies freilich nicht zu verwundern, mufste aber in ihm die Furcht vor wiederholten Rückfällen erwecken. In seiner Not griff er zu jenem unheilvollen Mittel, dessen Gefährlichkeit er früher an sich selbst erfahren hatte. Er hatte es gelegentlich als einen „grofsen Mifsbrauch“ bezeichnet und erklärt: „Es giebt für alles ordentliche Gerichte; sie haben ihre Mängel, aber wir sollen sie ertragen“ [1]). Daher keine Durchbrechung der Justiz durch Erbittung einer lettre de cachet. Aber die bequeme Praxis trug den Sieg über die schöne Theorie davon.

Wurden die Händel der Familie Mirabeau in einem Prozesse ans Licht der Öffentlichkeit gezogen, so war nicht vorauszusagen, ob nicht die Marquise ihren Ankläger in gleicher Münze bezahlen würde. Verschwand sie hinter den Klostermauern, so liefs sich ihre Stimme vielleicht zum Schweigen bringen. Wie die Zukunft lehrte, war dies freilich falsch gerechnet. Die Erbitterung über den Akt der Willkür, den sie hatte erdulden müssen, machte die Marquise, sobald sie wieder Luft bekam, zu einer noch gefährlicheren Feindin. Allein Mirabeaus Vater zog die augenblickliche Sicherheit und Ruhe dem ungewissen Kommenden vor. Er wufste vom Minister Bertin, obwohl er ein

[1]) Loménie II, 473.

Verwandter seiner Frau war, einen Verhaftsbefehl gegen diese auszuwirken, demzufolge sie gehalten sein sollte, jenes Nonnenkloster von Limoges nicht zu verlassen. Sie geriet in die äufserste Erregung, und die würdige Oberin des geistlichen Hauses vermochte sich ihrer kaum zu erwehren. Bald darauf, im Juli 1766, wurde in aller Form zwischen beiden Gatten eine urkundliche Vereinbarung zustande gebracht, von der ein Exemplar der gröfseren Sicherheit wegen in der Hand eines Kollegen Bertins verblieb. Die Marquise verpflichtete sich, ihren Aufenthalt in irgend einem Kloster von Limoges zu nehmen und dasselbe nicht zu verlassen, aufser um Anstandsbesuche in der Stadt zu machen. Der Marquis behielt sich für jeden anderen Besuch, sowie für jede Reise seine Zustimmung vor. Dafür versprach er Rücknahme der lettre de cachet und regelmäfsige Zahlung der Pension.

Eine Zeitlang blieb es bei diesem Kompromifs. Die Marquise hielt sich in Limoges, dann nach eingeholter Erlaubnis in dem Städtchen St. Junien auf. Aber sie brütete Rache und erhielt die Möglichkeit, diesem Gefühle Ende 1770, nach dem Tode ihrer Mutter, Luft zu machen. Obwohl diese von den Du Saillants überwacht und zuletzt kindisch geworden war, hatte sie doch noch ein regelrechtes Testament machen können, das dem Marquis von Mirabeau die schwerste Enttäuschung bereitete. Er hatte gehofft, der Tod dieser „ewigen Schwiegermutter", wie seine Freunde die zähe Madame de Vassan nannten, werde endlich die Spekulation seiner Heirat verwirklichen. Er rechnete auf Entschädigung für gemachte Anforderungen, auf Beihilfe zur Ausstattung der Kinder. Aber er hatte wieder auf Sand gebaut. Madame de Vassan gebrauchte ihr Recht, über einen grofsen Teil ihrer Güter frei verfügen zu dürfen, und vermachte demgemäfs ihrer Tochter eine Jahresrente von dem Landgut Brie im Betrage von 8000 Livres zu ausschliefslicher Nutznieſsung. Die Marquise forderte hiernach von ihrem Manne aufser ihrer Pension, die nach dem Tode ihrer Mutter auf 10 000 Livres steigen sollte, weitere 8000 und behauptete, er komme noch sehr gut dabei weg, da er infolge der ehelichen Gütergemeinschaft das Dreifache, wenn nicht mehr, als Rente ihres Vermögens beziehe. Der Marquis erklärte ihre Schätzung für sehr übertrieben, wies darauf hin, dafs er in den langen Jahren nur ein Geringes von ihrer Seite erhalten, aber grofse Summen für die Familie aufgewendet habe,

und weigerte sich sogar, die versprochene Erhöhung der Jahrespension seiner Frau eintreten zu lassen.

Alsbald begann diese gegen ihn zu prozessieren, und es gab Advokaten genug, die sie, in der Hoffnung auf gute Beute, zur Fortsetzung des Kampfes reizten. Der Marquis konnte anfangs nicht begreifen, woher seine über und über verschuldete Frau das dafür unentbehrliche Geld nehmen wollte. Erst später wurde er mit Entsetzen inne, dafs seine jüngste Tochter Louise in diesem unnatürlichen Kriege der Mutter immer neue Waffen lieferte. Diese Tochter, ein Mädchen von seltener Schönheit, hatte er ganz in sein Herz geschlossen und war sehr wählerisch gewesen, als sich Bewerber um ihre Hand einstellten. Endlich hatte der Marquis de Cabris Gnade vor seinen Augen gefunden. Als sie mit diesem gegen Ende des Jahres 1769 vermählt wurde, erhielt sie, wie ihre ältere Schwester Karoline, vom Vater eine Mitgift von 80000 Livres, welche Summe er selbstverständlich hatte entleihen müssen. Ihre Grofsmutter, Madame de Vassan, lebte damals noch. Sie war aber nicht zu bewegen, auch etwas von dem Ihrigen beizusteuern, während sie sich bei der Verheiratung Karolinens nicht dagegen gesträubt hatte. Seitdem verfolgte die schöne Louise nicht blofs ihre Schwester mit wütendem Hasse, sondern auch ihren Vater, obwohl dieser dringend gewünscht hatte, dafs sie nicht hinter der Älteren zurückgesetzt würde. Cabris war eine blofse Puppe in ihrer Hand und liefs sie nach Gefallen mit ihrem Eingebrachten schalten und walten. Als ihre Mutter den Kampf gegen den Marquis begann, stellte sie ihr sofort 20000 Livres zur Verfügung und erhielt dafür von ihr das Versprechen, testamentarisch mit dem Dreifachen bedacht zu werden. Der „Menschenfreund“ ward also, ohne noch eine Ahnung davon zu haben, mit dem schwärzesten Undank belohnt, und dasselbe Geld, das er mit Mühe für eines seiner Kinder zusammengebracht hatte, wurde zu seinem Ruin verwandt.

Der finanziellen Hilfe ihrer Tochter sicher, zögerte die erbitterte Marquise nicht länger, einen Hauptschlag gegen ihren Mann zu führen. Dem Kompromifs von 1766 zum Trotz erschien sie plötzlich, Anfang Dezember 1773, begleitet von einem Anwalt und einem Abbé in Paris. Der Marquis begnügte sich nicht damit, die Hilfe des Ministers anzurufen, welcher ein Exemplar jenes Vertrages an sich genommen und sich dadurch gleichsam für seine Aufrechthaltung verbürgt hatte, sondern entfernte sich,

um jedem Begegnis auszuweichen, schleunigst aus der Hauptstadt. Um seiner Frau das Recht zu nehmen, sein Haus als eheliches Domizil zu betrachten, liefs er seinen eben anwesenden Bruder, den stets getreuen Bailli, als Mieter anstatt seiner daselbst zurück. Diesem gelang es in der That, den Angriff abzuschlagen, und die eingeschüchterte Marquise unterliefs, was ihr Mann am meisten gefürchtet hatte: eine Klage auf Trennung von Tisch und Bett, als Vorbereitung einer Klage auf Aufhebung der Gütergemeinschaft. Sie liefs es bei einer Klage auf Herauszahlung der ihr schuldigen Summen bewenden. Das Gericht sprach ihr daraufhin die Nutznieſsung des Landgutes Brie zu, entlastete aber dafür den Marquis insoweit, dafs er jährlich nur noch 4000 Livres Pension zahlen sollte. Da es ihm vor allem darauf ankam, Ruhe zu haben, so that er ein übriges. Er versprach neue Geldopfer zu bringen und das Schlofs Brie gut auszustaffieren, wenn sie für immer in die Provinz Limousin zurückkehren würde. Nochmals legte sich der Minister Bertin ins Mittel und brachte auch diesen zweiten Vertrag zum Abschlufs.

Es dauerte jedoch nicht lange, so trat die Marquise, von Gläubigern und Sachwaltern gedrängt, wieder auf den Schauplatz. Sie behauptete, ihr Mann sei seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen, und wollte um jeden Preis Aufhebung der Gütergemeinschaft erlangen. Nichts wäre ihr zur Erreichung dieses Zieles dienlicher gewesen, als wenn sie zunächst hätte nachweisen können, dafs ihr die Aufnahme unter dem Dache ihres Mannes verweigert worden wäre. Es galt also, ihn zu überrumpeln und zu einer unüberlegten Handlung fortzureifsen. Er war noch in seinem Schlafzimmer, als sie am Morgen des 30. Mai 1775 mit zwei Notaren in den Salon seines Hotels eindrang. Der Diener sagte ihr, sein Herr sei nicht mehr Inhaber der Wohnung, und führte sie ins Vorzimmer zurück. Ihre Tochter, Madame Du Saillant, kam dazu und suchte sie zu beruhigen. Sie wich aber nicht eher von der Stelle, als bis sie vor ihren zwei mitgebrachten Zeugen schriftlich gegen die Weigerung, sie aufzunehmen, Einspruch erhoben hatte. Der Marquis hatte sich währenddessen nicht ganz unsichtbar gemacht, was auch zu Protokoll genommen wurde. Ihm war doch nicht wohl bei der Sache, so harmlos er auch das Abenteuer dem Bailli zu schildern suchte. In der That wurde seine Lage immer schwieriger. Er wollte nicht mit seiner Frau zusammenleben und wollte doch auch nicht von ihr

getrennt werden. Dabei war die finanzielle Auseinandersetzung noch das Geringste, was er zu scheuen hatte. Er wollte nur etwas für seine Kinder retten und war für seine Person zu grofsen Opfern bereit, wenn er sich die Qual und Schmach unabsehbarer öffentlicher Verhandlungen ersparen könnte. Die Marquise setzte sich dagegen über diese Rücksichten weg, und als böser Dämon stand ihre Tochter Louise de Cabris hinter ihr. Sie klagte auf Trennung von Tisch und Bett und drang am 4. Januar 1776 in erster Instanz damit durch. Der Marquis appellierte an das Parlament, aber der Gesinnungsgenosse Turgots durfte nicht auf Sympathieen bei den Räten dieses Gerichtshofes rechnen. Nun stürzte Turgot im Mai 1776; der Stern der Physiokraten war im Erbleichen, und der Verfasser des „Menschenfreundes“ konnte auch nicht mehr auf die Gunst der öffentlichen Meinung zählen. Dieser Augenblick wurde benutzt, um seinen Namen vor aller Welt in den Kot zu ziehen.

Im September des gleichen Jahres wurde in Paris eine Schandschrift verbreitet, die von der Marquise de Mirabeau mit vollem Namen unterzeichnet und von einem ihrer Advokaten kontrasigniert war. Sie trug die Form eines „Faktum“ oder eines prozessualischen „Mémoire“, welches nichts war als ein Gewebe der furchtbarsten Anklagen gegen den Marquis. Derartige Druckschriften spielen in der Geschichte des Hauses Mirabeau eine zu grofse Rolle, als dafs man versäumen dürfte, daran zu erinnern, dafs sie in einer Zeit herrschender Censur ein eigentümliches Privilegium genossen. Sie durften nämlich, wenn ein Advokat seinen Namen dazu hergegeben hatte, von den Prozefsparteien frei in Druck gegeben werden. Allerdings sollte nach einer Verfügung von 1774, vielleicht infolge des Aufsehens, das Beaumarchais' „Mémoires“ gemacht hatten, der Verkauf vor dem Fällen des Urteiles, und selbst eine gewisse Zeit nachher, untersagt sein. Allein man hielt sich nicht streng daran. Auch später erhobene Klagen über den Mifsbrauch einer Freiheit, durch welche oft die „Ehre der Familien“ schamlos bloſsgestellt würde, blieben ohne Wirkung. Man fand in dieser Freiheit das einzig mögliche Korrektiv mangelhafter Rechtszustände. Ein Advokat, der Mirabeaus Mutter und ihm selbst gute Dienste leistete, verstieg sich im Jahre 1784 zu dem Ausspruch: „Wenn uns irgend etwas der englischen Verfassung annähern kann, unter deren Schutz auch der Schwächste eine Verurteilung des mächtigsten Bürgers er-

reichen kann, so ist es die Freiheit, die jeder Unterthan hat, seine Sache an die Öffentlichkeit zu bringen. Wehe dem, der dies schöne Privilegium antastet“ [1]).

Die Marquise wufste dies schöne Privilegium vortrefflich auszunutzen. Man sollte glauben, dafs Madame de Pailly im Vordergrunde ihrer Anklagen figurieren würde. Aber sie wird nur einmal ohne Angabe ihres Namens als „die Person“ bezeichnet, „welche die Unbeständigkeit des Marquis fixiert zu haben scheint“. Hier ward gröberes Geschütz aufgefahren. Man kann aus einer Stelle auf den Ton schliefsen, der in dem Mémoire angeschlagen wurde. Die Frau Marquise erklärt, dafs ihr Mann an der Lustseuche gelitten habe, und fügt mit unübersetzbarem Wortspiele hinzu, diese Krankheit des Anhängers Quesnays sei gewifs nicht einem „produit net“ entsprungen. Sie verbreitet sich darüber, wie sehr ihre Gesundheit durch dies Scheusal von Gatten gefährdet gewesen sei, und drückt die Hoffnung aus, dafs der Nachkommenschaft das verdorbene väterliche Blut nicht zum Unheil gereichen möge. Daneben mufsten spätere Beschuldigungen, wie die, dafs er zwei uneheliche Kinder habe, beinahe verschwinden. Es gab Leute, die nicht ohne Gier und Schadenfreude ein solches Libell durchflogen. Aber auch Gegner des „Menschenfreundes“ fanden die Form dieses Angriffes zu roh. Er selbst hielt es unter seiner Würde, auf schmutzige Worte eine Antwort zu geben, die, wie er urteilte, nur „neue Lügen“ hervorrufen würde. Von dieser Linie liefs er sich auch später, als anderer Unflat über ihn ausgegossen wurde, nicht abbringen. Nur einen Vorwurf, nämlich den, er sei ein schlechter Wirtschafter gewesen, suchte er durch eine umfangreiche, im Januar 1777 verfafste Denkschrift zu entkräften. Seine Freunde und Verehrer, deren er noch immer weit über die Grenzen Frankreichs hinaus viele hatte, wunderten sich über sein Schweigen. Auch sein Bruder drängte ihn zu einer Erwiderung. Er verharrte jedoch dabei, „seinen häuslichen Kummer allein tragen zu wollen“.

Mochte er es verschmähen, selbst in die Arena hinabzusteigen: immer blieb ihm die Möglichkeit, vor Gericht sich vernehmen zu

---

[1]) Guyot: Répertoire universel et raisonné de jurisprudence (1784) s. v. Mémoire. Encyclopédie méthodique. Jurisprudence, Paris, 1784. Pankoucke Vol. 4. p. 457—460 s. v. Factum, unterschrieben M. de la Croix, avocat.

lassen. Papiere mit den Schriftzügen seiner Frau, wie er sie in der Hand hatte, mufsten sie vernichten. Auch diesen Weg betrat er nicht. Ohne Zweifel fürchtete er für seine Freundin, deren Name alsdann schwerlich unausgesprochen geblieben wäre. Hier war seine verwundbarste Stelle. So sah er wieder sein einziges Heil in der Anrufung der unumschränkten Gewalt, die sich um Rechtsformen nicht kümmerte. Und es war nicht blofs seine Frau und seine Tochter, gegen die er sie in Anspruch nahm. Sein älterer Sohn war mit beiden verbündet. Der spätere Tribun der Konstituante war damals der Anwalt seiner unwürdigen Mutter, und sein von Schuld nicht freier Vater war das Ziel seiner leidenschaftlichen Angriffe.

Fünftes Kapitel.

Mirabeaus Jugend bis zu seiner Heirat.

9. März 1749 — 22. Juni 1772.

Grofs war der Jubel in Bignon, als am 9. März 1749 dem Marquis von Mirabeau ein Sohn geboren wurde[1]). Es war der zweite männliche Sprösling. Der erste hatte, noch nicht vier Jahre alt, sich vergiftet, indem er ein Tintenfafs, das ihm in diesem schreiblustigen Hause in die Hände fiel, austrank. Es waren noch zwei Töchter da, aber sie konnten den fehlenden Stammhalter nicht ersetzen. Die Bauern der Umgegend bezeigten ihre Freude und sagten, wenn der Junge seinem Vater gliche, würden sie nicht lange, wie ihre Nachbarn das Jahr zuvor, von Eicheln zu leben brauchen. Durfte man vom Äufseren auf das Innere schliefsen, so hatte es zwar zur künftigen Gleichartigkeit von Vater und Sohn gute Wege. Noch ehe der Marquis den neuen Weltbürger zu Gesicht bekam, hörte er aus der Wochenstube die ängstlichen Worte: „Erschrecken Sie nicht.“ Der eine Fufs des Kindes war verdreht, und der Kopf erschien unmäfsig grofs.

Die Blattern, welche den kleinen Gabriel Honoré im dritten Lebensjahre befielen und von der Mutter mit selbstgewählten Salben behandelt wurden, machten sein Gesicht nicht schöner. Er war nach dem Urteil des Vaters „häfslich wie der Satan“. Soweit seine geistige Entwicklung in Frage kam, konnte er es aber mit jedem Altersgenossen aufnehmen. Mit fünf Jahren ver-

---

[1]) Taufzeugnis nebst anderen Urkunden als Anhang zu Pallain: La statue de Mirabeau. Paris, Typographie E. Plon. 1883.

schlang er alles Gedruckte, was ihm in die Hände fiel. Ein paar Jahre darauf, als man ihm bei Gelegenheit seiner Firmelung erklärte, Gott könne nichts Widersprechendes machen, wie z. B. einen Stock mit einem einzigen Ende, entsetzte er seine fromme Grofsmutter durch die Frage, ob nicht ein Wunder ein Stock sei, der nur ein Ende habe.

Der Marquis stellte als Hauslehrer einen gewissen Poisson an, einen auch als Gutsverwalter sehr brauchbaren Mann, den er wegen seiner Treue aufserordentlich rühmt, und dem Mirabeau selbst später sich dankbar erwies. Dem wurde es nicht leicht gemacht, seiner Aufgabe zu genügen in dieser Familie, welcher die Grundlage des Glückes und Friedens fehlte. Am schwierigsten war es, das Vertrauen des Sohnes zu gewinnen und doch das Vertrauen des Vaters nicht zu verlieren. Denn dem Marquis schien nur die äufserste Strenge aus diesem „kleinen Ungeheuer, das er erzeugt haben sollte", einen ordentlichen Menschen machen zu können. Zwar rühmt er seinen Witz, sein Gedächtnis, sein Selbstgefühl, seine Gutmütigkeit. Aber fast jede gute Eigenschaft des Knaben war nach seiner Ansicht mit einer schlechten gepaart. Sein lebhafter Sinn verführte ihn zur Geschwätzigkeit, seine Fassungsgabe zur Faulheit, sein Stolz zur Ruhmredigkeit. Es war ganz gegen das System des „Menschenfreundes", wenn der Junge darin das Beispiel seiner Mutter nachahmte, jedem Bettler ein Geldstück in die Hand zu drücken und dadurch „die Armut grofszuziehen". Ein anderer Vater hätte über diese Regung seines Sohnes vielleicht Freude empfunden, dem Marquis erschien sie grundverderblich. Alles in allem glaubte er von dem Zwölfjährigen folgende Charakteristik entwerfen zu dürfen: „Es ist ein Querkopf, bizarr, wild, unleidlich; er neigt zum Bösen, ehe er es noch kennt und verüben kann."

Was den Marquis besonders bitter stimmte, war die Ähnlichkeit des Wesens von Sohn und Mutter, die ihm immer deutlicher hervorzutreten schien. Die Marquise hatte sein Haus schon seit Jahresfrist verlassen, als er dem Bailli gestand, wie sehr ihn diese Ähnlichkeit erschrecke. Er glaubte voraussagen zu dürfen, dafs das Geblüt der Vassan einmal in offenem Wahnsinn zum Ausbruch kommen werde. Seine Mutter bestärkte ihn in dieser Befürchtung. Jener Poisson schien ihm die Zügel nicht straff genug anzuziehen. Ein alter Hausfreund, Sigrais, der den Militärdienst quittiert hatte, sollte die Rolle des Mentors übernehmen

und den „unheilbar verdrehten Kopf“ in Ordnung bringen, wozu dem Vater selbst, dem vielbeschäftigten Führer der Physiokraten, die Zeit fehlte. Sigrais wohnte damals in Versailles, da seine Frau erste Kammerfrau der Dauphine war. Kaum war der junge Mirabeau im Hause des neuen Aufsehers heimisch geworden, als er diesen ganz bezaubert hatte. „Er rühmt,“ schreibt der wenig erbaute Vater an den Bailli, „sein unersättliches Gedächtnis ohne zu bedenken, dafs auch der Sand jeden Eindruck aufnimmt und dafs es sich ums Behalten handelt. Er preist seine Herzensgüte, die doch nur Schlaffheit ist und niedrige Herablassung gegen die kleinen Leute . . . Er lobt seinen Geist, der viel von Papageienart an sich hat; kurz, er verdirbt ihn vollends.“ Ohne Reibungen scheint es aber nicht abgegangen zu sein. Wenn dem späteren Zeugnis des Marquis zu glauben ist, hätte das wackere Ehepaar Sigrais nach ein paar Monaten ihm weinend erklärt, sie könnten nur die Gefangenwärter seines Sohnes sein, und gebeten, sie von der schweren Last zu erlösen[1]).

Eine strengere Schule, das Militärpensionat des Abbé Choquart in Paris, sollte den Fünfzehnjährigen aufnehmen. Wenn auch dieser Versuch fehlschlüge, gedachte der Vater ihn aufser Landes zu schicken. Choquarts Anstalt bezeichnete der Marquis selbst als eine Art von Besserungshaus für verdorbene junge Leute. Der Name Mirabeau sollte nicht in den Listen des Institutes stehen, der neu Aufgenommene sollte ihn sich erst „verdienen“. Er mufste es über sich ergehen lassen, nach einem Landgute seiner Mutter getauft, als „Pierre Buffière“ eingeschrieben zu werden. So schlimm, wie man danach vermuten könnte, sah es aber unter dem Dache des Abbé Choquart gar nicht aus. Mirabeau traf daselbst eine Anzahl von Kameraden aus den besten Familien und schlofs sich namentlich zwei jungen Schotten, Gilbert und Hugh Elliot, Söhnen des Barons von Minto, an[2]). Mit diesen genofs er den Unterricht in alten und neuen Sprachen, Zeichnen, Musik, Mathematik. Wie rasch er die mathematischen Aufgaben zu lösen wufste, hat viele Jahre nachher einer seiner

---

[1]) Mémoire von 1776 Arch. nat. K. 164; s. den Abdruck im Anhang III.

[2]) Vgl. Life and letters of Sir Gilbert Elliot, London 1874 (daselbst wird irrigerweise der Graf La Marck zu einem Kameraden der Elliots und Mirabeaus gemacht), sowie A Memoir of Hugh Elliot ed. by the countess of Minto. Edinburgh 1868.

Lehrer öffentlich bezeugt[1]). Es war derselbe, der ihm Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand" zu lesen gab, worauf der halbwüchsige, vom Gelesenen begeistert, ausrief: „Das ist das Buch, welches ich nötig habe." Körperliche Übungen wurden in der Anstalt nicht vernachlässigt, und ein besonderes Gewicht ward darauf gelegt, den Zöglingen das preufsische Militärexercitium beizubringen. Auch fehlte es nicht an ökonomischen Ausflügen, für welche der „Menschenfreund" sogar eine schriftliche Anleitung verfafste[2]).

Bald konnte der Abbé Choquart ihm melden, dafs er „Monsieur Pierre Buffière mehr als halb gebändigt habe". Er lernte mit Leichtigkeit; im Reiten, Fechten, Schwimmen, Tanzen that er es seinen Genossen zuvor, seine Aufführung war tadellos. Der Marquis wäre ganz zufrieden gewesen, hätte er nicht in Erfahrung gebracht, dafs der Junge heimlich Geldsendungen von der Mutter empfing. Damit wäre wieder alles verdorben worden. Jede brieflche Verbindung Mirabeaus wurde daher abgeschnitten; selbst der Gedanke, ihn in die Fremde zu schicken, tauchte auf. Der Vater liefs sich noch einmal erweichen, drückte sogar einige Zeit nachher die Hoffnung aus, seinen Ältesten noch „zu retten", kam aber doch wieder auf den Plan zurück, diese „Geifsel" seines Daseins möglichst weit zu entfernen.

Fragt man, was der Sohn bis dahin Schweres verschuldet hatte, um in dem Vater einen so strengen Richter zu finden, so sieht man sich vergeblich nach einem Erklärungsgrund um. Die Erinnerung an die eigene stürmische Jugend mag dem Marquis vorgeschwebt haben, aber dies genügt nicht, um seine Härte verständlich zu machen. Eine instinktive Abneigung, wenn nicht gar eine instinktive Furcht scheint ihn zu beherrschen. Und diese Furcht war nicht ganz ungerechtfertigt. Ein Junge, so beschaffen wie Mirabeau, mufste sehr frühe bemerkt haben, dafs im elterlichen Hause nicht alles war, wie es sein sollte. Als die Mutter das Feld geräumt hatte, wurde er umsomehr ihr natürlicher Parteigänger, da der Vater ihn kurz mit Gelde hielt. Was Madame de Pailly dazu beigetragen hat, den Argwohn des

[1]) Journal de Paris 22 Avril 1791, No. 112. Anecdote, unterzeichnet Le Carpentier. Dieser behauptet: „Une satyre qu'il avait composée contre une amie de son père (also Madame de Pailly) l'avait fait .. réléguer dans la pension de l'Abbé Choquart."

[2]) Mitteilung von C. de Loménie nach den Papieren Mirabeaus.

Alten zu steigern, steht dahin. Ihr vertraute er, dafs alle seine Sorgen gegen die eine verschwänden, dieser Sohn könne sich mit der Mutter wider ihn verbünden. So kehrte er von frühe auf ihm gegenüber die rauhe Seite heraus. Auch sein jüngerer Sohn, André Bonifaz Louis, der fünf Jahre nach Gabriel geboren war, machte ihm schweren Kummer, auch das wilde Wesen dieses jugendlichen Hitzkopfes, der in der Revolutionszeit als Mirabeau-Tonneau verspottet wurde, schilderte er mit dunklen Farben. Aber niemals zeigte er ihm ein dem Hasse so verwandtes Gefühl, wie dem Älteren, weil er allein in diesem den künftigen Helfershelfer der Verworfenen ahnte, die seinen Namen trug und entehrte. Freunde des Hauses erhoben ihre warnende Stimme. Viele Jahre später schrieb einer aus ihrer Zahl in seinen Lebenserinnerungen: „Ich habe ihnen oft gesagt, sie würden aus dem Jungen einen grofsen Schuft machen, während er das Zeug zu einem grofsen Mann hätte. Er ist beides geworden[1])."

Der Marquis mochte glauben, eine bessere Zucht für seinen Sohn könne es nicht geben als die soldatische, und er gewann damit zugleich die Möglichkeit, ihn vom Hause fernzuhalten. Er liefs ihn in das Reiterregiment des Marquis de Lambert aufnehmen, das in Saintes an der Clarente stand. Dieser Lambert war ein Mann, wie Mirabeaus Vater ihn brauchen konnte, „gefürchtet wie der General-Profoss". Er versprach, den Ankömmling noch besonders unter Aufsicht seines barschen Adjutanten zu stellen, und damit ja nichts versäumt würde, mufste ein alter geriebener Diener des Hauses, der schon früher den Spion gemacht hatte, den jungen Herrn in die Garnison begleiten. Als der Bailli diesen Vertrauensmann seines Bruders später kennen lernte, meinte er freilich, er sei weder fähig noch würdig gewesen, den Platz auszufüllen, auf den er gestellt war. Im Juli 1767 langten sie in dem kleinen Städtchen an, wo für einen Feuergeist, wie Mirabeau, und für einen Drang der Sinnlichkeit, wie er in ihm glühte, nichts anderes Bedeutung haben sollte, als des Dienstes immer gleichgestellte Uhr. Ein Jahr lang ging alles vortrefflich; der Vater dachte schon an die Beschaffung eines Offizierspatentes. Wie flammte aber sein Zorn auf, als er hörte, dafs „das schlechte Subjekt" vierzig Louisd'or im Spiel

[1]) Denkwürdigkeiten des Baron C. H. v. Gleichen. Leipzig 1847. S. 90. (Französisch, Paris. Techener 1868. S. 116.)

verloren und Schulden gemacht habe. „Man sieht, wie er seiner Mutter nachschlägt, die zwanzig Erbschaften und zwölf Königreiche durchbringen würde, wenn man sie ihr in die Hand gäbe. Aber von ihm werde ich nur ertragen, was mir gefällt; ein kühles und sicheres Gefängnis soll seinen Appetit mäfsigen und seine Taille dünner machen.“ Das Spiel war nicht das einzige Mittel des Zeitvertreibs in dem langweiligen Städtchen für Mirabeau gewesen. Sein lechzendes Herz fand Erhörung bei einem hübschen Mädchen, auf das leider auch der Marquis de Lambert sein Auge geworfen hatte. Der brutale Oberst nahm eine sehr unedle Rache an seinem glücklicheren Nebenbuhler, und da dieser alles Unheil auf einmal über sich hereinbrechen sah, setzte er, militärischer Subordination zum Trotz, sein Heil in die Flucht.

Eines schönen Tages erschien er in Paris beim Herzog von Nivernois und bestürmte ihn mit pathetischen Schilderungen der unverdienten Leiden, die er auszustehen habe. Er hatte sich nicht den schlechtesten Fürsprecher ausgewählt. Der „Anakreon der Politik“, minder berühmt durch seine diplomatischen Leistungen in Rom, Berlin und London als durch anmutige Spiele des Geistes in gebundener und ungebundener Rede, mit sechsundzwanzig Jahren Nachfolger Massillons in der Akademie, Seigneur von stolzem Namen, der Rang und Bildung, Würde und Liebenswürdigkeit zu verbinden suchte, gehörte zu den vertrautesten und einflufsreichsten Bekannten des „Menschenfreundes“. Wenn er, den Lord Chesterfield seinem Sohne als vollendetes Muster eines Mannes der guten Gesellschaft rühmt, Mirabeaus Benehmen entschuldigte, so war für den Flüchtling, der den Vater und den Vorgesetzten zu fürchten hatte, schon viel gewonnen. Der Herzog hat sich jedoch schwerlich durch den Roman bezaubern lassen, den er zu hören bekam. Er überwies Mirabeau seinem Schwager Du Saillant, der ihn nach Saintes zurückführte. Allein seines Bleibens konnte nach dem Vorgefallenen dort nicht sein; es hätte zwischen ihm und Lambert immer neue Händel gegeben. Ihn über das Meer zu senden, schien am Ende das Ratsamste. Auch der Bailli war durch die Berichte, die er empfing, ganz gegen seinen Neffen eingenommen. „Erwäge,“ schrieb er dem Marquis, „ob die Excesse dieses Elenden nicht verdienen, dafs er auf immer aus der Gesellschaft ausgeschlossen werde; in diesem Falle wäre es, wie du sagst, am besten, ihn in die holländischen Kolonieen zu schicken. Man

wäre sicher, niemals wieder einen Unglücklichen am Horizonte auftauchen zu sehen, der geboren ist, um seinen Nächsten Kummer und seinem Geschlechte Schande zu machen.“ Diese Drohung mit den holländischen Kolonieen hat Mirabeau niemals vergessen. Indessen blieb es bei der Drohung. Ein anderes Mittel schien leichter zum Ziele zu führen: die Ausfüllung eines jener in blanco ausgestellten Verhaftsbefehle, die mit der Unterschrift des Königs und mit einem Abdrucke seines kleinen Petschaftes versehen waren und in den schlimmsten Zeiten von den Ministern sogar für Geld verschachert wurden.

„Einen ungesiegelten Brief, der deshalb den Namen Siegelbrief“ führt, so nannte Beaumarchais in bitterem Scherz die lettre de cachet, der er seine Einsperrung in dem „luftigen, mit festen Jalousieen versehenen, wohlversperrten, sparsam eingerichteten, gegen Diebe jedoch trefflich gesicherten Gelafs“ des Fort L'Évêque verdankte. Der junge Mirabeau gebot nicht über die Laune des Dichters des Figaro, als er zum ersten Male die Wirksamkeit dieses Rüstzeuges des ancien régime an eigener Person erprobte, welches besonders dadurch verhafst wurde, dafs es nicht nur der Staatsgewalt gegen die individuelle Freiheit, sondern auch einem Familienmitgliede gegen das andere ohne irgend welchen politischen Anlafs diente. Um Aufsehen zu vermeiden, war zwischen dem Marquis und dem Minister Choiseul verabredet worden, „Pierre Buffière“ mit einem Schreiben an den Marschall de Senneterre nach Rochelle zu senden. Der Marschall, schon vorbereitet, liefs den Überbringer festnehmen und auf die Insel Rhé abführen. Kaum war er ein paar Monate hier, als er den Kommandanten des Platzes für sich gewonnen hatte. Er erlaubte ihm, sich frei zu bewegen und verwandte sich um Rücknahme der lettre de cachet.

Der Marquis gab nach, weil sich ihm ein anderer Ausweg eröffnete. In Corsica spannte eben damals die nationale Partei unter Paoli alle Kräfte an, um der drohenden Unterjochung durch die Franzosen zu entgehen. Auf der anderen Seite suchte Choiseul den Vertrag, welchen er den Genuesen abgerungen hatte, zur Grundlage einer vollständigen Einnahme der Insel zu machen. Im Frühling 1769 war eine bedeutende französische Truppenmacht auf ihr vereinigt, und unter den Freiwilligen der sogenannten lothringischen Legion tauchte auch der zwanzigjährige Sohn des Marquis von Mirabeau auf. Er hat im Jahre 1789 von der Tribüne der

Konstituante herab bedauert, dafs seine Jugend durch die Teilnahme an diesem Kampfe gegen ein freiheitliebendes Volk „befleckt“ worden sei. Damals war ihm diese Stimmung fremd. Er legte so viel Proben von Tapferkeit und Umsicht ab, gewann so rasch die Liebe von Offizieren und Kameraden, dafs es sogar dem Vater Worte der Bewunderung entlockte. Daneben benutzte er seine freie Zeit, um Materialien für eine Geschichte und Beschreibung der Insel zu sammeln, wobei ihm Buttafuoco, Frankreichs Parteigänger, behilflich war. Auch an galanten Abenteuern unter den heifsblütigen Töchtern von Bonapartes Geburtsland war kein Mangel. Als ein junger Mann, der kein Neuling in der Schule des Lebens mehr ist, kehrte er, nach Beendigung des Feldzugs, im Mai 1769 zurück, überrumpelte in der Provence seinen Oheim, den Malteser, der ihn ohne Erlaubnis des Marquis nicht hatte aufnehmen wollen, und machte an ihm eine rasche Eroberung. Der wackere Kriegsmann weifs dem Bruder nicht lebhaft genug zu schildern, wie herzlich der Neffe seine Jugendsünden bereut und wieviel er für die Zukunft zu versprechen scheint. „Wenn er nicht schlimmer ist als Nero, so wird er besser werden als Marc Aurel ... Er hat, wie mich dünkt, ein empfindsames Herz, und Geist hat er mehr als der Teufel. Entweder ist er der geschickteste und geriebenste Possenreifser von der Welt, oder er wird als General, Admiral, Minister, Kanzler, Papst, wie immer er will, der gröfste Mann in Europa werden.“ Auch der kritische Kaplan des Schlosses von Mirabeau war ganz entzückt von dem Sohne des Hauses, den er nach allem, was ihm zu Ohren gekommen war, schon als verlorenen betrachtet haben mochte. Dem mifstrauischen Vater kam diese schnelle Bekehrung etwas verdächtig vor. Er wollte Pierre Buffière noch nicht vor sich lassen. Er forderte, dafs er vor allen Dingen durch das Studium physiokratischer Werke sich für die Thätigkeit eines guten Landwirtes vorbereite. Das war nun freilich gar nicht nach dem Sinne des Sohnes, der sich damals, wenn für irgend etwas, für das Soldatenhandwerk geboren glaubte. Gelänge es ihm nicht, ein berühmter Feldherr zu werden, so wollte er es bei der Marine versuchen. Aber der Marquis, der selbst der kriegerischen Laufbahn früh überdrüssig geworden war, wollte von diesen „romantischen Träumereien und Luftschlössern“ nichts hören, wies alle ministeriellen Anerbietungen einer dauernden Anstellung des Sohnes in der Armee ab

und liefs sich nur seine Ernennung zum Kapitän à la suite eines Dragonerregimentes gefallen, womit sich keine Verpflichtung zum Dienst verband. Worauf er bestand, war, dafs der junge Kapitän sich unter den Augen des Bailli „seine", die ökonomische Wissenschaft gründlich zu eigen mache. Es war nicht blofs Autoreneitelkeit, was ihm diesen Herzenswunsch eingab. Er klagte darüber, das allgemeine Übel in Frankreich sei „Unlust zur Arbeit", statt dessen jage man „Bestallungspatenten und Ordensbändern" nach. Wer Grund und Boden sein eigen nenne, müsse sich aber daran gewöhnen, seine Gutsbewohner als „seine Brüder" zu betrachten, „nicht als Schwämme, die man ausdrücke, um einen Platz in der Oper oder vergoldete Wagenräder auf dem Pflaster von Paris zu haben". Von dieser Seite betrachet, konnte die väterliche Wissenschaft dem Sohne unschwer Geschmack abgewinnen. Der Enthusiasmus für die Brüderlichkeit von Hoch und Niedrig lag in der Luft. Übrigens fand er die theoretischen Erörterungen der Ephemeriden stellenweise recht langweilig und die praktischen Arbeiten, zu denen der Onkel ihn anhielt, auch nicht sehr belustigend. Er schaffte jedoch mit Selbstüberwindung „wie ein Sträfling", machte Vermessungen, Berechnungen, Entwürfe, sann auf Abhilfe gegen die Überschwemmungen der Durance, schrieb alles auf, was er Neues lernte und verbrauchte „in acht Tagen" den ganzen auf „acht Monate" berechneten Papiervorrat des Bailli. Dieser verglich seinen Kopf „einer Gedankenmühle", „einem überheizten Ofen" und fand, dafs man ihn, soviel Eigendünkel er auch habe, mit Milde und Vernunft vortrefflich leiten könne.

Endlich liefs der Vater sich bestimmen, den Sohn zu Gnaden aufzunehmen. Im Limousin, wo der Alte während des Herbstes 1770 zu thun hatte, durfte Pierre Buffière sich einstellen und auf Fürbitte der Du Saillants den Familiennamen wieder tragen. Auch der gestrenge Marquis fand seine Erwartungen übertroffen. Er hoffte, dafs aus dem gärenden Moste bei richtiger Behandlung doch noch ein guter Wein werden würde. Mit Staunen sah er, wieviel Arbeitskraft in dem Sohne steckte, wie er im Felde und am Schreibtisch unermüdlich war, bei einer Hungersnot den Bauern beisprang und alles mit einem Geschick anfafste, dafs er dadurch „den Teufel selbst zur Verzweiflung bringen würde". „Er ist der Dämon des Unmöglichen," schrieb er dem Bruder, „aber was soll man mit diesem Überschwang geistiger

und physischer Säfte anfangen? Ich wüfste nur die Zarin Katharina als passende Partie für ihn.“ Wenn ihn vormals die Verbindung seines Ältesten mit der Mutter empört und geängstigt hatte, so bemerkte er jetzt zu seiner Beruhigung, dafs der Sohn bei den traurigen Familienhändeln seine Partei nahm. Es war die Zeit, da die Marquise nach dem Tode seiner Schwiegermutter den Krieg um deren Erbschaft gegen ihn begann. Mirabeau sah seine Mutter wieder, war Ohren- und Augenzeuge ihrer Wutausbrüche, hütete sich aber, es aufs neue mit dem Vater zu verderben.

Dieser schenkte ihm immer mehr Vertrauen und suchte ihn bei den mannigfachen Experimenten, die er auf seinen Gütern unternahm, in Thätigkeit zu setzen. Eines der merkwürdigsten war die Einrichtung eines Schiedsgerichtes unter den Lehnsleuten jener Besitzung, nach der sich Mirabeau eine Zeitlang hatte nennen müssen. Selbstgewählte Schiedsrichter sollten in kostenlosem Verfahren gütliche Entscheidungen treffen. Wer sich ihrem Spruche nicht fügen wollte und einen Prozefs anstrengte, war verpflichtet, der Gegenpartei die Kosten zu bezahlen. Der junge Mirabeau legte viel Begeisterung für die wohlgemeinte, aber nicht lebensfähige Sache an den Tag, suchte durch die Geistlichen auf ihre Pfarrkinder zu wirken, um sie dafür zu gewinnen, und eröffnete nach der Messe das neue Tribunal der „Erwählten des Volkes“ auf dem Schlosse zu Aigueperce. Er verlas bei diesem Anlafs eine Ansprache des abwesenden „Menschenfreundes“, aus der die geschmeichelten Schiedsrichter erfuhren, welche Muster von „Gerechtigkeitsliebe, Güte, Verstand“ sie sein würden, und verfehlte nicht, dem Verfasser zu berichten, dafs ihm vor Rührung beinahe die Stimme erstickt sei.

Ein so gutes Benehmen verdiente eine Belohnung. Der Marquis überwand die schweren Bedenken, die er gehabt hatte, und liefs den jungen „Wirbelwind“ Anfang 1771 nach Paris kommen, wo er sich eben aufhielt. Alle Welt war, wie der Vater selbst gesteht, des Lobes voll über Benehmen und Witz des jungen, übersprudelnden Menschen mit dem pockennarbigen und doch anziehenden Gesicht, der schwerfälligen und doch imponierenden Gestalt. Bei den Vorstellungen in Versailles, bei Diners, Soupers, Jagden und Ausfahrten that er einen Blick in jene Welt des verführerischen Scheines, die unter glänzender Hülle so viel Fäulnis barg. Er fand bei Prinzen und Herzogen

Zutritt, und alle Thüren öffneten sich ihm, ohne dafs er allzu aufdringlich erschien. Dabei versäumte er nicht, die Bibliotheken der Hauptstadt zu besuchen, die gelehrten Freunde des Vaters auszufragen und sich im Fluge eine Menge oberflächlicher Kenntnisse zu erwerben, die nach dem Urteile des Marquis in seinem Kopfe ein „unentwirrbares Chaos“ schufen. Er fand es überhaupt, je länger er ihn beobachtete, desto mehr geraten, ihm nicht zu sehr die Zügel schiefsen zu lassen, und meinte gelegentlich, dafs dreifsig Aufseher durch einen so eingebildeten, geschwätzigen, taktlosen Zögling in Atem gehalten werden könnten.

Noch standen Vater und Sohn jedoch äufserlich auf gutem Fufse. Im Sommer 1771, als der Marquis von einer ernsten Krankheit genesen war, veranstaltet „der Teufelskerl“ zu seinen Ehren ein ländliches Fest mit Te Deum, Schmauserei, Feuerwerk, Illumination, das der Gefeierte einer Freundin launig beschreibt. Im folgenden Winter wird er nach der Provence geschickt, um widerspenstige Vasallen des Schlofsherrn von Mirabeau, mit denen es wegen gewisser Bannrechte und Holznutzungen Händel gab, zum Gehorsam zu bringen. Hier zeigte sich der „Menschenfreund“ von einer ganz anderen Seite als kurz zuvor bei seiner hochtönenden Unternehmung im Limousin. Der Junge glaubte ganz in seinem Sinne zu handeln, wenn er als gereizter Feudalherr mit groben Worten, Drohungen und selbst Stockschlägen durchgriff, wo mit Güte nichts auszurichten war. Aber die Angelegenheit verwickelte sich infolge des Ungeschickes eines Verwalters, und der Marquis hatte seinem Sendling mancherlei vorzuwerfen. Dafs dieser auf der Reise nach dem Süden ein paar leichtfertige Streiche begangen hatte, die Geld kosteten, machte ihn noch unmutiger. Mirabeau andererseits brannte darauf, unabhängig zu werden und folgte nur dem Beispiel, das der Marquis selbst zu seinem Unheil in seiner Jugend gegeben hatte, wenn er durch die Heirat mit einem reichen Mädchen an dies Ziel zu gelangen suchte.

Was er wünschte, fand er wider Erwarten, freilich auch mit nicht besserem Glück als einst der Vater, in Aix, wo er den Frühling 1772 verlebte. Unter den vornehmen Damen der Stadt war die achtzehnjährige Marie Emilie de Covet, einzige Tochter des Marquis de Marignane, als eine der reichsten Erbinnen der Provinz, seit einiger Zeit viel umworben. Man wufste, dafs ihr

einmal Ländereien im Werte von mindestens einer halben Million Livres zufallen würden. Was ihr zu einem weiblichen Ideale mangelte, erschien dadurch vergoldet. Ihr Gesicht hatte etwas Gewöhnliches, ihre Haltung war nachlässig. Es fehlte ihr an feiner Bildung, und wenn sie als junge Frau hier und da eine Menge sehr anstöfsiger Anekdoten mit Behagen zu erzählen wufste, so mochte das mit dem gesellschaftlichen Tone der Zeit stimmen, aber es sprach wenig für die Reinheit ihres Herzens. Indessen lebhafte schwarze Augen, üppiges Haar, eine schöne Stimme und ein heiteres Wesen waren annehmbare Zugaben zu den glänzenden Erwartungen, die sich an ihre Hand knüpften. Das Fräulein war sehr geneigt, sie zu vergeben, denn auch sie sehnte sich nach Erlösung aus einer peinlichen Lage. Ihr Vater lebte von seiner Frau getrennt, wie der alte Mirabeau von der seinigen. Er überliefs die Tochter der Obhut ihrer mürrischen Grofsmutter, während er sich auf dem Schlosse eines Verwandten, des Grafen Valbelle in einer lockeren Gesellschaft erlustigte, die sich mit der mittelalterlichen Bezeichnung eines „Liebeshofes" schmückte. Aus diesem Kreise spekulierte dieser und jener auf die Hand der jungen Dame, während andere Prätendenten von anderer Seite unterstützt wurden. So war das Mädchen zum Spielball der Parteien geworden, als Mirabeau an letzter Stelle auf dem Schauplatz erschien.

Durch sein Äufseres wenig begünstigt, ärmer als einer der übrigen, wird er von dem Marquis de Marignane abgewiesen. Dies reizt ihn erst recht, und er setzt alles daran, einen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, der schon im Begriff ist, zum Abschlufs zu kommen. Dafs er sehr unlautere Mittel anwandte, um den Sieg zu gewinnen, gestand er später selbst. Er hatte das Fräulein in einer Weise „kompromittiert", dafs jeder glauben mufste, sie habe dem stürmischen Liebhaber gewährt, was selbst der Bräutigam nicht hätte fordern dürfen[1]). In der That überwog die Berechnung auf seiner Seite die Leidenschaft. Das

[1]) „Mademoiselle de Marignane était essentiellement compromise. Je l'aimais, je me croyais aimé, je résolus d'en finir," Mirabeau an Malesherbes 1776. S. Charles de Loménie: L'année critique de la jeunesse de Mirabeau, Nouvelle Revue 1886. Oct. In seinem „Mémoire supprimé au moment même de sa publication" etc. 1784. S. 5, 6. (s. u. K. IX.) hat Mirabeau, was hier zugestanden wird, abgeleugnet.

Fräulein ihrerseits liefs sich leicht erobern, ein Teil der weiblichen Familienglieder stand mit dem Werber im Bunde, der Vater Marignane, getreu der Parole „leben und leben lassen", gab seine Einwilligung, und schon am 22. Juni 1772 wurde mit grofsem Pompe die Hochzeit gefeiert.

Der Marquis von Mirabeau, dem erst kurz zuvor die Herrscherin aller Reufsen als einzig passende Partie für seinen Sohn erschienen war, hatte die Marignanes gewarnt. Er hatte ihnen erklärt, ein Familienvater würde sich aus dem Wildfang sobald nicht machen lassen, und geraten, sie sollten sein Thun und Treiben in dem kleinen Städtchen nur erst eine Zeitlang beobachten. Zuletzt aber, da man nicht losliefs, hatte er mit sauersüfser Miene seinen Segen dazu gegeben[1]). Einmal entschlossen, den Dingen ihren Lauf zu lassen, kargte er nicht mit finanzieller Unterstützung. Mirabeau hat ihm später sehr mit Unrecht die Geringfügigkeit derselben vorgeworfen. Bedenkt man aber, wie übel es mit den Geldverhältnissen des unökonomischen Ökonomisten stand, so mufs man zugeben, dafs er recht tief in die Tasche griff. Er wies dem Sohne aus den Pachterträgnissen des Gutes Mirabeau eine jährliche Pension von 6000 Livres an, die von 1773 an jährlich um 500 Livres steigen sollte, bis sie die Höhe von 8500 erreicht hätte. Er gab ihm, mit Umgehung seines zweiten Sohnes, durch Substitution einen unwiderruflichen Anspruch auf den gröfsten Teil seiner provençalischen Besitzungen. Er machte seiner Schwiegertochter Diamanten im Werte von 12000 Livres und andere Kostbarkeiten zum Geschenk. Der gute Bailli sorgte für den Brautschmuck. Dagegen hatte der reiche Marignane dem jungen Paare nur eine Jahrespension von 3000 Livres in Aussicht gestellt. Von der Mutter hatte Mirabeau gar nichts zu erwarten. Im Gegenteile, aufs tiefste empört darüber, dafs der Sohn es mit dem Vater hielt, liefs sie die Verlobungsanzeige unbeantwortet und wollte bei Unterzeichnung der Ehepakten unvertreten bleiben. Der Malteser hat immer bedauert, dafs er nicht in der Nähe seines Neffen gewesen sei, als dessen Heirat zustande kam. Er schmeichelte sich, seine Anwesenheit in der Provence würde ihn in der Folge vor manchem Unheil

---

[1]) Der Marquis von Mirabeau an den Minister Bertin 1. Juni 1772. Arch. nat. K. 164.

bewahrt haben. Indessen scheute er die weite Reise, da er sich erst kürzlich zu seinem Bruder, dem Marquis, begeben hatte. Diesem war noch immer nicht wohl bei der Sache. Er sah voraus, dafs er „Gewissensbisse“ deshalb empfinden würde, sein Ja und Amen gesagt zu haben, und er hatte nicht lange zu warten, um die Probe auf die Richtigkeit seines Vorgefühles zu machen.

Sechstes Kapitel.

Häusliche Bedrängnisse. Haft in Manosque, If, Joux.

1772—1776.

Dem äufseren Anscheine nach war das Lebensschiff des dreiundzwanzigjährigen Mirabeau in einen ruhigen Hafen eingelaufen. Wenn er sich an dem harmlosen Dasein eines Landjunkers genügen lassen wollte, mochte er seine Tage zwischen dem heimischen Stammschlosse an der Durance und dem nahe gelegenen Städtchen Aix teilen. Hier stand ihm für mäfsigen Entgelt Wohnung, Küche und Keller der alten Marquise de Marignane zur Verfügung. Flossen seine Einnahmen nicht eben reichlich, so war für die anständige Führung des Haushaltes doch hinlänglich gesorgt. Im Oktober 1773 ward dem gräflichen Paare ein Sohn geboren. Er wurde nach dem Grofsvater väterlicherseits Viktor genannt, und der abwesende Pate liefs es auf seinem Gute in Bignon an Festlichkeiten zu Ehren des frohen Ereignisses nicht fehlen. Eben damals aber begann sich der Himmel für den Vater des Neugeborenen zu verfinstern[1]).

Mirabeau war mit Schulden in die Ehe getreten. Vom Schwiegervater und vom Vater war keine Hilfe zu erwarten[2]). Die Mutter, mit der er gerne wieder angeknüpft hätte, setzte seinen Briefen hartnäckiges Schweigen entgegen. Durch die

[1]) Für das Folgende s. C. de Loménie: L'année critique de la jeunesse de Mirabeau a. a. O.

[2]) Der Marquis von Mirabeau an den Verwalter von Brie 9. August 1772: „Qu'il a bien fait de refuser de payer les dettes de son fils sans son ordre". Arch. nat. M. 783.

alten Gläubiger gedrängt, von einer unglaublichen Sorglosigkeit in Geldsachen, in der angeborenen Neigung zum Verschleudern durch die leichtfertige junge Frau bestärkt, wufste er sich nicht anders zu helfen, als neue Schulden zu machen und die Zinsen, statt in barer Münze, in Schimpfworten und Prügeln zu zahlen. Je mehr er dem Triebe nachgab, den grand seigneur zu spielen, desto schlimmer wurde die Sache. Bis zum Beginne des Jahres 1774 beliefen sich die Gesamtschulden nach der niedrigsten Schätzung auf 188000, nach der höchsten auf 220000 Livres. Diamanten und kostbare Kleider wurden versetzt oder verkauft. Von den Einkünften war ein grofser Teil auf Jahre hinaus mit Beschlag belegt. Die Gerichtsbehörden mischten sich ein, mit denen der Verschwender schon halb und halb im Kriege lebte, da er sie als willkürliche Schöpfungen des Kanzlers Maupeau verachtete. Der Präsident des neuen Parlamentes der Provence, d'Albertas, ohnehin gereizt, weil sein Sohn zu den verdrängten Bewerbern des Fräuleins von Marignane gehört hatte, schrieb einen beweglichen Brief an den alten Mirabeau. Der Schwiegervater Marignane lag ihm gleichfalls mit Klagen in den Ohren. Er versicherte ihn, der von seinen Gläubigern Gehetzte sei ganz bereit, vom Vater eine lettre de cachet zu erbitten, um im Schlosse If oder wo sonst vor ihnen sicher zu sein.

Man sieht wieder, wieviel verschiedene Zwecke mit jenem verrufenen Instrumente der Despotie erreicht werden konnten. Selbst wenn das Interesse des Staates ganz aufser dem Spiele blieb, gab es mannigfache Familieninteressen, denen es diente. Dasselbe Blatt Papier, kraft dessen eine Ehebrecherin oder ein Irrsinniger in ein Kloster gesteckt, ein Raufbold von Sohn oder eine gefallene Tochter in eine Zwangsanstalt übergeführt wurde, vermochte einen Minderjährigen den Angriffen seiner Gläubiger aufs leichteste zu entziehen. Diese hatten sich zu beklagen, wenn ihr Schuldner, wie man sich ausdrückte, „unter die Hand des Königs" gelangte. Der Sünder selbst aber mufste sich glücklich schätzen, wenn er, wie Mirabeau, statt in einem festen Platze, in den gewohnten Räumen der alten Burg seiner Ahnen interniert wurde, wo er für die Manichäer unnahbar blieb. Er zögerte demnach nicht, sich dem Befehle des Königs zu unterwerfen, den sein Vater, „um dem Wahnsinn des jungen Thoren Einhalt zu thun", ausgewirkt hatte. Er hätte ihn seinem Schicksale überlassen können.

Aber es lag ihm daran, „die Ehre seines Hauses zu retten“ und eine Abfindung der Gläubiger zu versuchen[1]).

Schon nach ein paar Monaten erbat er aber eine Abänderung der lettre de cachet, da ihm Schlofs Mirabeau als Verbannungsort des Sohnes zu gut vorkam. Er mufste hören, dafs daselbst alles drunter und drüber gehe, die Waldungen abgeholzt, das Mobiliar verkauft, die Gutsbeamten auf Schritt und Tritt gehindert würden. Diese Berichte waren freilich sehr übertrieben, aber ihre Wirkung war, dafs Mirabeau das Städtchen Manosque zum Aufenthalt angewiesen wurde. Gleichzeitig griff der Alte zu einer anderen Vorsichtsmafsregel. Im März 1774 wurde sein Sohn volljährig. Damit er sich und seine Angehörigen nicht vollständig zu Grunde richte, wurde er auf Antrag eines Familienrates vom Gerichte des Châtelet zu Paris als Verschwender unter Kuratel seines Vaters gestellt. Es wurde ihm zum Unterhalt für sich und die Seinigen nur eine Jahrespension von 3000 Livres zugebilligt, der Rest seines Einkommens sollte zur Tilgung der Schulden dienen. Das war hart und entehrend. Allein da auch der wohlwollende Bailli in dem Familienrate dafür gestimmt hatte, darf man sich an der Härte nicht zu sehr stofsen. Und was die Entehrung betrifft, so hat Mirabeau sie noch als Mitglied der Konstituante getragen. Er ist dem Buchstaben nach bis zu seinem Tode unfähig zum Eingehen finanzieller Verpflichtungen geblieben. Er soll sich gelegentlich sogar dahinter verschanzt haben, wenn er wegen neuer Schulden bedrängt ward, die er so wenig wie Weiber und Widersacher jemals los wurde. Indessen empfand er im ersten Augenblicke den Zwang sehr bitter und legte einen beredten Protest, untermischt mit Beteuerungen kindlichen Gehorsams, gegen den Spruch des Châtelet ein, dessen Kompetenz zu bestreiten er sich für berechtigt hielt.

Fast gleichzeitig hatte er eine Entdeckung gemacht, die ihn noch weit schwerer treffen mufste als das entschiedene Vorgehen des Vaters. Seine Frau war ihm nach Manosque gefolgt und hatte mit ihm im Hause einer befreundeten Familie Gassaud Aufnahme gefunden[2]). Der Sohn des Hauses, ein junger Mus-

[1]) Der Marquis von Mirabeau an den Herzog von Vrillière 13. Dezember 1773, an Sénac de Meilhan 22. Dezember 1773. Arch. nat. K. 164.

[2]) S. über die Gassauds: Lettres inédites du marquis et du comte de Mirabeau publ. par Ch. de Ribbe (Mémoires de l'académie d'Aix 1861).

ketier von gefälligem Äufseren, der vorübergehend in der Heimat weilte, suchte die arme Gräfin auf seine Art zu trösten und fand sie nichts weniger als spröde. Mirabeau erhielt so deutliche Beweise davon, dafs ihm kein Zweifel erlaubt war. Sein Stolz noch mehr als seine Liebe war tief verwundet. Bald aber entschlofs er sich, dem Rate einer bejahrten und weltklugen Freundin zu folgen, in der Treulosen „nur die Mutter seines Sohnes zu sehen“ und zu bedenken, „dafs die Frau keine gar so harte Strafe für das verdiene, was dem Manne erlaubt sei und worin sie oft nur seinem Beispiel folge.“ Er verzieh der Geständigen, verschwieg ihre Schande und zwang sie nur, nach seinem Diktate dem Verführer einen Absagebrief zu schreiben, der in seine Hand zurückgelangen mufste. Den Musketier liefs er wissen, aus Rücksicht auf die Seinigen schenke er ihm das Leben, wage er aber noch einmal ihm vor Augen zu treten, so sei sein Tod gewifs. Das hinderte ihn freilich nicht, ein paar Wochen später Manosque zu verlassen, um eben jenem Räuber seiner Ehre einen grofsen Dienst zu erweisen. Schon früher war über die Verlobung des jungen Gassaud mit einer Tochter des Marquis de Tourrettes verhandelt worden. Die Sache drohte sich zu zerschlagen, als Mirabeau unvermutet im Schlosse Tourrettes, unweit Nizza, angeritten kam und den zerrissenen Faden wieder anknüpfte. Was lediglich ritterlicher Edelmut zu sein schien, war in der That eher ein wohlberechneter Kunstgriff. Solange der gefährliche Anbeter der Gräfin nicht durch andere Bande gefesselt ward, liefs sich ohne Zweifel ein Rückfall befürchten. Die augenblickliche Zerknirschung der Schuldigen allein bot keine Bürgschaften für die Zukunft. Auch waren schon neue heftige Scenen zwischen den Gatten vorgefallen, die nichts Gutes ahnen liefsen.

Hätte Mirabeau, ohne Aufsehen zu erregen, in seinen Verbannungsort zurückkehren können, so wäre sein kecker Ritt vermutlich ohne böse Folgen für ihn geblieben. So aber liefs er sich auf dem Rückwege in ein Abenteuer verwickeln, das zur Quelle grenzenlosen Unheils für ihn wurde. Er passierte das Städtchen Grasse, wo seine Schwester Louise de Cabris wohnte. Es war jene dämonische Frau, deren Schönheit und Klugheit der Bruder selbst später so glühend schildert und von der er doch zugleich eingesteht: „Ihr kleinstes Laster ist, eine Pro-

stituierte zu sein“ [1]). Damals waren sie noch ein Herz und eine Seele. Ihr Verhältnis war so intim, dafs es sogar anstöfsig erschien. Jugendfrisch „wie eine Hebe“, von berückender Anmut, voll feuriger Phantasie und zügelloser Leidenschaft, übte die Schwester eine unwiderstehliche Gewalt über den Bruder aus. Nach seiner Rückkehr von Corsica hatte er sie erst recht kennen gelernt. Sie war die Vertraute seiner Liebeshändel geworden, hatte seiner Hochzeit beigewohnt und stand mit ihm in regem Briefwechsel. Er seinerseits nahm an ihrem Leben und Treiben in Grasse einen mehr als brüderlichen Anteil. Hier war sie sehr bald die Heldin des Tages geworden. Als ein halbes Kind aus einer Pension entlassen, die vom Kloster nichts als den Namen trug, an die Seite eines Mannes geschmiedet, der als Wüstling angefangen hatte, um als Wahnsinniger zu enden, hatte sie in dem unbedeutenden Orte, wo sie ihr Leben zubringen sollte, alles in hellen Aufruhr versetzt. Ihr Vater fing schon an, die gute Meinung, die er ehemals von ihr gehabt hatte, zu bereuen, ohne noch zu ahnen, dafs sie der Mutter die Mittel zur Kriegführung gegen ihn zufliefsen lasse.

Einige Monate, ehe Mirabeau in Grasse vorsprach, waren viele der angesehensten Damen des Städtchens durch obscöne Maueranschläge beschimpft worden, deren Urheberschaft in das Haus Cabris zurückführte. Die Sache machte um so peinlicheres Aufsehen, da man Abschriften dieser gedruckten Plakate durch die ganze Provence verbreitete. Zwar stellte sich heraus, dafs von den Cabris Monsieur der Übelthäter gewesen, allein unter der allgemeinen Entrüstung hatte auch Madame zu leiden, deren bisheriges Verhalten nur zu viele Blöfsen bot. Man hechelte ihr mehr als freies Leben durch und zog auch den Namen ihres Bruders mit in den Stadtklatsch. In dieser Art von ehrenrühriger Kritik that sich besonders der Baron de Villeneuve-Mouans hervor, auf den Mirabeau daher einen Zahn hatte. Der Zufall wollte, dafs er ihm bei jenem Besuche zu Grasse in den Wurf kam. Mirabeau machte einen Ausflug mit seiner Schwester, die, wie nicht selten, Männerkleidung trug und ihren damaligen Galan, einen Offizier Namens Briançon, mitgenommen hatte. Das lustige Trio wurde von einer Schwägerin des Barons Villeneuve, die sehr schlecht mit ihm stand, in ihrem Landhause

[1]) Lettres de Vincennes III, 298. IV, 135.

inmitten eines Olivenhaines bewirtet. Man hatte daselbst gut gegessen und getrunken, als man des gehafsten Villeneuve auf seiner benachbarten Besitzung ansichtig wurde. Mirabeau liefs sich von der Gunst des Augenblickes hinreifsen. Sich auf den schwerfälligen, ältlichen Mann stürzen, ihm seinen Schirm entreifsen, ihn weidlich durchbläuen und mit ihm eine kleine Anhöhe hinunterrollen, war das Werk weniger Minuten. Briançon verhinderte während dessen ein paar Weiber, die der Lärm angelockt hatte, näher zu kommen, die boshafte, schöne Louise und ihre schadenfrohe Freundin hielten sich die Seiten vor Lachen. An alledem war den damaligen Sitten nach nichts Ungewöhnliches. Auch dafs der Mifshandelte den Arm der Gerechtigkeit anrief, um sich Genugthuung zu verschaffen, war ihm nicht zu verdenken. Ungeheuerlich dagegen erschien die Form der Klage, nach der es sich um einen Versuch des Meuchelmordes gehandelt hätte. Wie wenig Grund Mirabeau hatte, die „Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit" zu rühmen, die er gegenüber Villeneuve bewiesen haben wollte: ihn zu einem Cartouche stempeln zu wollen, war lächerlich.

Vor dem Prozesse, in dessen Geschichte sich gleichfalls ein ganzes Stück des alten Frankreich offenbart[1]), brauchte Mirabeau, nach Manosque zurückgekehrt, denn auch keine grofse Angst zu haben. Gegen den Arrestbefehl des Gerichtes von Grasse schützte ihn vorläufig der Umstand, dafs er als Internierter „unter der Hand des Königs" war. Aber eben diese Internierung hatte er durch seine jüngste Reise gebrochen. Was er einmal gewagt hatte, konnte er ein zweites Mal wagen, möglicherweise mit viel schlimmerem Erfolge für sich und die Seinigen. Sicher vor neuen Streichen des Brausekopfes war man nur, wenn man ihn strenger bewachte. Auch liefs sich vielleicht durch eine Verschärfung seines Exiles der Skandal des drohenden Prozesses abwenden. Diese Erwägungen führten den Marquis wieder auf die Bühne, sobald er durch seine Schwiegertochter in Bignon erfuhr, was vorgefallen war.

Mirabeau hatte seine Frau abgeschickt, damit sie seine „Fürsprecherin" sein und die Dinge möglichst zu seinen Gunsten wenden sollte. Niemand hätte mehr Grund gehabt, diese Mission

---

[1]) M. A. Joly: Les procès de Mirabeau en Provence d'après des documents inédits. Paris, Durand 1863.

mit Eifer zu erfüllen als die junge Gräfin. Kam sie nicht zum Ziele, so war ihr Platz an der Seite ihres Gatten. Hier konnte sich zeigen, ob ihre Reue aufrichtig war. In Wahrheit benahm sie sich aber so, dafs ein grofser Teil der Verantwortlichkeit für alles Folgende auf ihre Schultern fällt. Ihre Briefe an Mirabeau fliefsen von rührenden Versicherungen über. Ihr Verhalten straft ihre schönen Worte Lügen. Sie läfst sich leicht überreden, unter dem Dache des Marquis bei ihm und den Du Saillants zu verweilen, während der Vater ihres Kindes ein Gefangener und ihr Kind in Manosque geblieben ist. Sie belustigt die ganze Gesellschaft durch ihre Possen, geniefst sorglos die Reize des Landlebens, ergötzt sich an Theatern und Moden in der Hauptstadt und zwingt so dem Alten allmählich den Schlufs auf, dafs es ihr in der Seele wohl thue, von der Gemeinschaft mit einem Verworfenen befreit zu sein. Schon drei Tage nach ihrer Ankunft ersuchte der Marquis um eine neue lettre de cachet, damit sein Sohn im Schlosse If eingesperrt werde. Er entschuldigte sich, dafs er „so unglücklich sei, immer nur um Gnaden dieser Art bitten zu müssen". Aber er machte seine väterliche Eigenschaft als „erster Richter" des Verbrechers geltend[1]). Dieser Ausdruck beweist, dafs es ihm vor allem darauf ankam, dem Prozesse in Grasse Einhalt zu thun. Auch wurde er dabei durch den Bailli unterstützt. Ihr Bemühen war von Erfolg gekrönt. Nach den Gepflogenheiten der vorrevolutionären Justiz konnte man versuchen, den regelmäfsigen Rechtsgang aufzuhalten unter Hinweis darauf, dafs der Beschuldigte schon auf unregelmässigem Wege bestraft sei. Kaum hatte der Minister den Generalprokurator des Parlamentes der Provence von der neuen Bestimmung Mirabeaus in Kenntnis gesetzt, als der verständnisvolle Beamte sich ins Mittel legte, um den vom Baron Villeneuve angehobenen Prozefs niederzuschlagen. Wenn ihm dies auch nicht vollständig gelang, so wurde die Sache doch verschleppt. Inzwischen kehrten die alten Parlamente zurück, und zwei volle Jahre vergingen, ehe die Weisheit der Richter in Grasse einen Spruch fällte.

Mirabeau seinerseits machte keine Miene, sich der Abführung nach Manosque zu widersetzen, obwohl er eben erst in einer

[1]) Der Marquis von Mirabeau an den Herzog von La Vrillière 2. Sept. 1774: „En qualité de son premier juge je crois devoir solliciter sa punition." Arch. nat. K. 164, ebenda s. d. ein Mémoire des Marquis und des Bailli gleichen Inhaltes.

so gut wie druckfertigen Schrift gegen die „Tyrannei der lettres de cachet“ geeifert hatte. Es war die Abhandlung „über den Despotismus“, welche kurz vor Ludwigs XV. Tode verfafst, freilich geraume Zeit später erschien, das erste der bekannt gewordenen von Mirabeau herrührenden Werke. Seine ganze Art zu schriftstellern ist hier schon vorbildlich ausgeprägt: die Neigung und das Geschick, andere zu plündern, die Freude an zusammengerafften Citaten aus der Litteratur, an schülerhaften Belegen aus der Geschichte, aller Zeiten und Völker, der deklamatorische Ton, der den oberflächlichen Leser über den Mangel an Originalität leicht hinwegtäuscht. Aber auch das Feuer der Leidenschaft, das niemals in ihm erlosch, mochte er in eigener oder in fremder Sache zur Feder greifen, glüht, mehr verzehrend als erwärmend, schon in dieser flüchtigen Jugendarbeit. Und wie Zeit seines Lebens, so ist es gleich hier der Despotismus, dem er den Krieg erklärt, der „gemeinsame Feind des Menschengeschlechtes“, der „unnatürliche Zustand“, mit welchem keine geordnete Gesellschaft verträglich ist. Indem er von solchen allgemeinen Sätzen aus die Anwendung auf Frankreich macht, knüpft er ganz und gar an die Gedanken der Physiokraten an, welche „in ihrer einfachen und tiefen Wissenschaft die so lange verborgenen Grundwahrheiten ans Licht gebracht haben“. Er beruft sich auf den „unsterblichen Quesnay“. Er nimmt, freilich viel seltener, als es sich gebührt hätte, in seinen Noten auf den „Menschenfreund“ Bezug. Sein Lob Heinrichs IV. im Gegensatz zu Ludwig XIV., sein Tadel des Wegzuges der Gutsbesitzer aus der Provinz, seine Definition des Monarchen als „des besoldeten Beamten des Staates“ und der Monarchie als der berufenen „Schützerin des Eigentumes“, seine Klagen über „den schrecklichen Druck der Fiskalität und der finanziellen Plünderungen“, über die „Koncentration von ganz Frankreich in Paris“, über die „Manie des Schreiberregimentes“: das alles sind Entlehnungen aus der grofsen geistigen Rüstkammer, die der Marquis von Mirabeau und seine Freunde in rastloser Arbeit angefüllt hatten.

Es tritt deutlich zu Tage, wie dem Sohne namentlich das Studium der Werke des Vaters eine Fülle von Anregungen geboten hatte. Der trockene Unterricht in „seiner Wissenschaft“ hatte doch Frucht getragen. Auch die lehrhafte Widmung an den Dauphin, die eingeflochtene kühne Ansprache an alle Fürsten erinnern an ähnliche Kraftstellen des „Menschenfreundes“. Was

auch die Vergangenheit mit sich gebracht hatte und was auch die Zukunft in sich barg: diese eine Art von Abhängigkeit des Jungen vom Alten blieb unzerreifsbar. Selbst das war nur ein Wandeln in väterlichen Spuren, wenn er eine gewaltsame Umwälzung prophezeite. Nur dafs bei ihm eine demokratische Auffassung des Staates unverhohlen durchbricht. „Die Nation," ruft er aus, „ist am Ende immer mächtiger als der Tyrann, wenn die Herrschaft der Willkür an der äufsersten Grenze der Raserei angelangt ist, wenn sie alle Bande der öffentlichen Meinung gelöst, alle Hilfsquellen erschöpft hat, welche die Erde ihren freien Bebauern darbietet. Früher oder später rächen sich die Menschen." Das klingt freilich etwas altklug im Munde eines Fünfundzwanzigjährigen. Auch schmecken seine rührenden Anpreisungen des „häuslichen Glückes" und „des heiligen Bandes kindlicher Ehrfurcht", als der stärksten Grundlagen eines unverdorbenen Gemeinwesens, mehr nach trockenen Lesefrüchten als nach der lebensfrischen Erfahrung. Aber alles in allem bleibt es doch ein bemerkenswerter Beweis seiner Spannkraft, dafs er Zeit und Laune zur Abfassung dieser Schrift fand, während ihn Sorgen aller Art bedrängten.

Gegen Ende September 1774 langte er im Schlosse If an, auf dem öden Felseneiland in der Reede von Marseille. Er selbst hatte erst kürzlich dies meerumbrauste Kastell als passenden Schlupfwinkel, um vor seinen Gläubigern Schutz zu suchen, ins Auge gefafst. Nun fand er sich in der zwiefachen Haft der Mauern und Wellen so gut wie ganz von der Aufsenwelt abgesperrt. Denn nach dem Willen des Vaters sollte niemand Briefe mit ihm wechseln, aufser der jungen Gräfin, und der Kommandant der Festung war vor dem „gefährlichen Charakter" des Gefangenen von dem Marquis selbst gewarnt worden [1]). Ohne Zweifel war es sein Hauptwunsch, die Verbindung Mirabeaus mit seiner Schwester Cabris, deren diabolischer Charakter sich immer deutlicher enthüllte, abzuschneiden. So lange sie Einfluſs auf den Bruder behielt, war nicht daran zu denken, dafs er auf einen guten Weg kommen würde. Allein die Absicht des Marquis wurde nicht erreicht. Der Kommandant sah dem neuen Insassen von If nach, dafs er korrespondierte, mit wem er wollte. Er erlaubte ihm,

[1]) d'Allègre (Kommandant von If) an den Herzog von La Vrillière (?) s. d Kopie Arch. nat. K. 164.

sich im Inneren der Festungsräume frei zu bewegen. Er wurde, je länger er seinen Gefangenen beobachtete, desto leichter von diesem selbst gefangen. Auch Mirabeaus Bruder, der in Malta, wo er eben in Dienst war, die Schicksale des Erstgeborenen erfahren hatte, konnte sich Zutritt bei ihm verschaffen. Er ward von seiner Unschuld überzeugt und hätte am liebsten sofort den Baron Villeneuve seinen Zorn handgreiflich fühlen lassen.

Inzwischen mufste Mirabeau ein Licht darüber aufgehen, dafs seine Frau mit ihm ihr Spiel treibe. Der Ton seiner Briefe wurde gereizt. Er forderte sie auf, da sie bei dem Marquis nichts ausrichte, zu ihm nach If oder wenigstens in seine Nähe nach Aix zu eilen. Ihre Ausflüchte erbitterten ihn, die Korrespondenz der Gatten erlahmte, und das vertrauliche Du verschwand aus ihr. Endlich wurde dem Fafs der Boden ausgeschlagen, als der auf seiner Insel Festgebannte im April 1775 vernahm, jener Gassaud, der Verführer, drohe wieder in die Nähe seiner Frau zu kommen. Der junge Musketier sollte mit seiner Truppe in Paris einrücken, wo eine Feier zu Ehren des neuen Königs Ludwigs XVI. bevorstand. Mirabeau, von den Qualen einer begreiflichen Eifersucht verfolgt, beschwor die Gräfin, „bei seinem Sohne, bei ihr selbst, die er noch immer liebe, der Gefahr, die sie zu schwach erfunden habe, zu entfliehen“. Sei ihre Reise in die Provence unthunlich, so solle sie sich unter irgend einem Vorwande in ein Kloster zurückziehen. Die Adressatin antwortete ausweichend und sehr kühl. Es war ihr schon damals zu Ohren gekommen, was man in If von den Beziehungen der dortigen Soldatenwirtin zu dem moralischen Briefschreiber zu erzählen wufste. Der betrogene Ehemann dieses Weibes klagte ihr selbst in einem beweglichen Schreiben sein Leid. Und so mochte sie sich noch sehr tugendhaft vorkommen, wenn sie einfliefsen liefs, dafs sie den gefürchteten Gassaud bisher „nur zweimal“ gesehen habe. So viel war gewifs, dafs von ihrer Seite keine wohlthätige Einwirkung zu Gunsten des Gefangenen auf seinen Vater zu erwarten war.

Indessen hielt dieser nach Verflufs von sieben Monaten die Zeit für gekommen, ihm etwas mehr Freiheit zu geben. Während er durch seinen Schwiegersohn Du Saillant eine Verständigung mit den Gläubigern in der Provence anzubahnen suchte, ge-

dachte er den Sohn „auf eine neue Probe zu stellen“ [1]). Der Kommandant von If gab ihm das günstigste Zeugnis. Der Malteser bat den Bruder, vor der Welt nicht länger das Schauspiel einer zu weit getriebenen Härte aufzuführen. Von anderer Seite wurde ihm anheimgegeben, ob es nicht ratsam sei, den jungen Menschen „aus einer Provinz zu entfernen, wo er zu viele Beziehungen hat, und von einem Orte, der in täglicher Verbindung mit Marseille steht“. Diese letzte Erwägung gab vielleicht den Ausschlag. Im Kriege mit seiner Frau, hatte der Marquis nichts mehr zu fürchten, als dafs die undankbare Tochter Louise den Gefangenen von If als Verbündeten der Mutter anwerbe. Es mufste ihm viel daran liegen, den Zwischenraum zwischen den Geschwistern noch gröfser zu machen. Daher verfiel er auf die Idee, den Sohn auf das steile Schlofs Joux, unweit Pontarlier, in der Franche-Comté überführen zu lassen. „Aufserhalb des Bereiches einer grofsen Stadt, wo sein erfindungsreicher Geist immer Unheil anzurichten droht, könnten ihm dort, wenn er sich dessen würdig macht, einige Erleichterungen seitens des Kommandanten eingeräumt werden.“ Von dessen Urteil sollte alles weitere abhängen. Eine Bitte an den Minister genügte; am 25. Mai 1775 langte Mirabeau in seinem neuen Bestimmungsorte an. Von rechtlichem Verfahren war so wenig die Rede wie früher. Die gewohnte Maschinerie arbeitete unter dem neuen König, in dessen Rat ein Turgot safs, ebenso pünktlich wie unter dem alten.

„Unter die Bären des Jura verbannt“, wie Mirabeau später sich ausdrückte, „in einem wahren Eulenneste“, wo er noch am Tage seiner Ankunft den Boden mit Schnee bedeckt gefunden haben wollte, sah er sich doch viel weniger gebunden und an die Scholle gefesselt als vorher in If. Der Gouverneur des Kastelles, Graf St. Mauris, räumte ihm ein Zimmer in seiner Wohnung ein, erlaubte ihm auf die Jagd zu gehen und lieh ihm sogar seine eigene Flinte. Nur das Hinabsteigen nach Pontarlier glaubte er ihm in der ersten Zeit verwehren zu müssen. Als aber im Juni, nach der Salbung und Krönung des Königs, auch hier Te-Deum, Kanonendonner und Freudenfeuer dem Jubel der Unterthanen Ausdruck leihen sollten, liefs er sich von seinem

---

[1]) „Le mettre à de nouvelles épreuves.“ Mémoire s. d. Arch. nat. K. 164. Dies Aktenstück benutze ich auch für das Folgende.

vornehmen Gaste zu den Feierlichkeiten, bei denen er die Hauptperson war, in das Städtchen begleiten. Mirabeau machte sich ein Vergnügen daraus, der Historiker dieses Miniaturfestes zu werden, und die Municipalität war so stolz auf die ihr widerfahrene Ehre, dafs sie dem Verfasser in corpore ihren Dank aussprach. Seitdem durfte er, wann er wollte, dem Städtchen seinen Besuch abstatten und in den letzten Monaten des Jahres 1775 sich sogar dort ein Zimmer mieten. Sein Name, seine Schicksale, seine Talente gewannen ihm Freunde, unter denen keiner ihm gröfsere Anhänglichkeit bewies als Michaud, der königliche Prokurator[1]). Mit Arbeiten beschäftigt, welche sich auf die Domänen von Joux bezogen, war Michaud ganz der Mann, Mirabeaus rastlosen Wissenstrieb zu befriedigen und ihn durch Übersendung von Büchern instand zu setzen, sich mit der Geschichte der Provinz vertraut zu machen. Historische Studien gingen bei dem Sohne des Physiokraten mit nationalökonomischen Hand in Hand. Nicht lange dauerte es, so vertiefte er sich in eine Abhandlung über die Salinen des Landes, in der er ganz im Geiste seines Vaters die Gabelle und die „Satelliten" der Steuerpächter angriff. Er sammelte Denkschriften über diesen Gegenstand ein und machte mit seinem neuen Freunde kleine Reisen in die Nachbarschaft, um weitere Auskünfte einzuholen. Er berührte gelegentlich auch den Boden der Schweiz, kam nach Neuenburg und knüpfte mit dem dortigen Buchhändler Fauche Verbindungen an. Alles das, abgesehen von seinen sonstigen Lebensgewohnheiten, kostete Geld. Mirabeau war aber, seitdem er unter Kuratel gestellt war, mit den Seinigen auf eine monatliche Pension von 250 Livres beschränkt, von der nicht die Hälfte, hundert Livres monatlich, auf sein Teil kommen sollte. Schenkt man ihm Glauben, so lief selbst diese kleine Summe nicht regelmäfsig ein. Jedenfalls war das, was er empfing, für seine Bedürfnisse ganz unzureichend. Er mufste bereitwillige Helfer suchen, die ihm ohne oder gegen Ausstellung von Wechseln bares Geld gaben, und er fand sie.

Hätte seine Frau es über sich gewonnen, einem letzten

---

[1]) Georges Leloir: Mirabeau à Pontarlier. Étude biographique contenant plusieurs documents inédits. Pontarlier 1886. Diese, auf reichem urkundlichem Material beruhende Arbeit dient zur Kritik nicht weniger bisher gläubig aufgenommener Angaben Mirabeaus und Lucas-Montignys.

dringenden Rufe zu folgen, den er an sie richtete, so hätte er Hoffnung gehabt, seine Lage zu bessern. Man würde die Gräfin nicht der Not preisgegeben haben, und ihre Gegenwart hätte vielleicht auch anderes Unheil verhütet. Aber ihre Antwort war kalt „wie Eis“. Im Hinblick auf diese Korrespondenz rief er nachmals aus: „Ich bin mit grofsen Sünden befleckt, aber du allein, grofser Gott, weifst es, ob ich so schuldig geworden wäre, wie ich es geworden bin, hätte jener Brief eine andere Erwiderung gefunden.“ Auch wer diese Worte nicht auf die Goldwage legt, wird die Anklage, die sie gegen Mirabeaus Frau enthalten, für verdient erklären. Sie half dazu, sein Schicksal zu bestimmen.

St. Mauris, der Gouverneur des Schlosses, liefs ihn frei gewähren, was allein schon beweist, dafs er nicht der Tyrann war, wie die Briefe von Vincennes und ähnliche wenig zuverlässige Zeugnisse ihn schildern. Allein er hatte Michaud davor gewarnt, sich zu tief mit dem jungen Grafen einzulassen. Der weichherzige Prokurator stand jedoch ganz und gar im Banne seiner ebenso vornehmen wie hilfsbedürftigen Bekanntschaft. Mit Freuden sah er, dafs das erste Haus in Pontarlier, das Monniersche, Mirabeau gleichsam eine andere Heimat wurde, und er fand es sehr begreiflich, dafs dieser mit dem Hausherrn über seine Arbeiten „ausführlich zu sprechen“ liebte. Der gute Michaud war indessen auf falscher Fährte, wenn er glaubte, diese Art von Unterhaltung mache Mirabeau die Gesellschaft der Familie Monnier so angenehm. Der Magnet, der ihn dahin zog, war nicht der grämliche, frömmelnde, siebzigjährige Herr des Hauses, sondern die lebenslustige, hübsche, vierundzwanzigjährige Hausfrau. Sophie, mit welchem Namen sie der Welt bekannt geworden ist, geborene de Ruffey, war mit dem Marquis de Monnier, ehemaligen Präsidenten der Rechnungskammer von Dôle verlobt worden, ohne dafs ihr Wille dabei mitgesprochen hätte. Es war die zweite Ehe Monniers. Böse Zungen behaupteten, er habe sich dadurch an seiner einzigen Tochter rächen wollen, die sich ihm zum Trotz mit einem Herrn von Valdahon verheiratet hatte, und die wenigstens vergeblich auf seine Erbschaft spekulieren sollte[1]). Auch Mirabeau giebt ihm dies schuld, wenn er ihm nachsagt, der bibelfeste Cyniker habe seiner Frau hundertmal

[1]) S. Correspondance litt. de Grimm Ed. Tourneux s. v. Valdahon.

erklärt, wie sehr ein Sohn ihn beglücken würde, „sollte er ihn auch dem heiligen Geiste verdanken“. Das Benehmen des alten Hahnrei hätte diese Worte nicht Lügen gestraft. Es war, als schlösse er über den Verkehr des interessanten Fremdlings mit seiner zum Mitleid gestimmten schöneren Hälfte absichtlich die Augen. Und doch legten sich die beiden so wenig Zwang auf, dafs sie sehr bald zum Stadtgespräch wurden. Auch war der Widerstand gegen das letzte Überwallen ihrer Leidenschaft keineswegs so heroisch, wie Mirabeau und die Mehrzahl seiner Biographen nach ihm mit rührenden Worten ihn geschildert haben. Und so darf man überhaupt die Geschichte „Gabriels und Sophiens“ nicht in jene ideale Höhe rücken, wie die von Leander und Hero, Abälard und Heloïse, Paolo und Francesca da Rimini oder von anderen gleichberühmten Liebespaaren. Was sie thaten, beide so jung, so sinnliche Naturen und durch ihre unerfreuliche Lage aufeinander angewiesen, war nicht schlechter und nicht besser, als was damals in der höheren französischen Gesellschaft unter ähnlichen Umständen gleichsam zum guten Tone gehörte. Mit dem Schimmer einer zweifelhaften Romantik wurden ihre Gestalten erst umstrahlt, als sich aus dem plötzlichen Verschwinden Mirabeaus eine lange Kette unvorhergesehener Ereignisse entwickelte.

Seit dem Abende des 14. Januar 1776, an welchem er noch als Bohnenkönig bei einem Balle im Hause Monnier gesehen worden war, hatte man seine Spur verloren. Noch eine Woche später wufste St. Mauris nicht, wohin er gekommen war, und verbat sich beim Kriegsminister ärgerlich für die Zukunft „Übersendung von Gefangenen, da er sich nicht daran gewöhnen könne, ein Kerkermeister zu sein“ [1]). Als er erfuhr, Mirabeau halte sich in der Stadt versteckt, gab er Auftrag, ihn nur für den Fall, dafs er sich auf der Strafse zeige, zu arretieren. So konnte dieser über fünf Wochen am Orte bleiben, zuerst von seiner Geliebten im Schlafzimmer ihrer Kammerfrau verborgen, dann im Hause einer ihrer Freundinnen, hierauf bald in diesem, bald in jenem Schlupfwinkel, täglich von ihr besucht, durch geschäftige Hände mit Büchern und Nahrungsmitteln versehen, bei nächtlichem Stelldichein im Hause Monniers mehrmals in Gefahr, gefafst zu werden. Zu den erstaunlichsten Eigenheiten des Falles

[1]) St. Mauris an St. Germain 21. Januar 1776. Arch. nat. K. 164.

gehörte, daſs Michaud, der königliche Prokurator, aus vollen Kräften mithalf, seinen Freund vor den Nachforschungen des königlichen Kommandanten sicherzustellen.

Was diesen betrifft, so hat Mirabeau behauptet, er habe in ihm, als einem von Madame de Monnier ehemals Abgewiesenen, den rachsüchtigsten Feind zu fürchten gehabt, und diese Furcht habe ihn bewogen, sich unsichtbar zu machen. Auch ein Abschiedsbrief, den er St. Mauris aufs Schloſs schickte und den er für seinen Vater, die Minister und Monnier sofort kopierte, enthielt die rhetorische Kraftstelle: „Wenn mein Aufenthalt in diesem Lande Ihrer Eitelkeit miſsfiel, wenn Sie mir die Verachtung einer respektablen Frau schuld gaben, die Sie gehässig verlästerten, da Sie sie nicht hatten verführen können, muſsten Sie einen Edelmann, einen Mann, einen Unglücklichen, um dessen Rettung es sich handelte, solchen Motiven opfern?“ Vielleicht war dies aber nur ein Kniff, um den Thatbestand zu verdunkeln, wie er denn sechs Jahre später bei einer Konfrontation mit St. Mauris aus seiner Reue wegen jenes Briefes kein Hehl machte. Was er in St. Mauris zu fürchten hatte, war jedenfalls weniger ein rachsüchtiger Nebenbuhler, als ein strenger Aufseher, der seinem Vater nicht vorenthielt, wie er es trieb und der ihn wieder zum Wohnen in der Citadelle nötigen wollte, um ihn von losen Streichen, Einschmuggelung des eben gedruckten „Versuches über den Despotismus“ [1]), und namentlich vom Schuldenmachen abzuhalten. Daſs der Vater nicht mit sich spaſsen lassen würde, war zu vermuten. Es galt also alles aufzubieten, seinem Zorne zuvorzukommen.

Hier stellte sich nun dem hilfesuchenden Geiste Mirabeaus ein Ausweg dar, den er beschritt, sobald sein Entschluſs feststand, sich der Aufsicht von St. Mauris zu entziehen. Er war Kapitän à la suite eines Dragonerregimentes. Wie, wenn er den Kriegsminister, den Grafen St. Germain, um seinen Schutz bat, wenn er ihn beschwor, ihn im Dienste auf die Probe zu stellen? Schon einen Tag, ehe er vom Balle des Bohnenfestes verschwand, hatte er, unter Berufung auf sein Verhalten in Corsica, einen beweglichen Brief in diesem Sinne an St. Germain gerichtet. Er hatte gebeten, seinen zeitigen Aufenthalt „einige Augenblicke“

[1]) Die erste Auflage, von der ich kein Exemplar kenne, wurde von Fauche in Neufchâtel gedruckt.

verbergen zu dürfen, „um gegen Befehle, die sein Vater vielleicht auswirken würde, geschützt zu sein“. Seine Mutter, durch deren Hände das Schreiben an den Minister ging, sollte auch dessen Antwort in Empfang nehmen.

Zum erstenmal seit geraumer Zeit erscheinen Mutter und Sohn wieder im Einverständnis. Es war dem rastlosen Bemühen von Madame de Cabris gelungen, die grollende Marquise mit ihrem Ältesten zu versöhnen und beide zum gemeinsamen Kampfe gegen den Vater aneinander zu ketten. Die Marquise war soeben mit der Klage gegen ihren Mann auf Trennung von Tisch und Bett in erster Instanz durchgedrungen. Dieser Sieg war ein Lichtstrahl für sie in dem unbefriedigten Leben, das sie damals in Paris im Kloster der Damen der Dreifaltigkeit führte. Aber ihre Sache war noch nicht gewonnen, da der Marquis Appellation gegen das Urteil einlegte. Sie wünschte nichts sehnlicher, als ihren Sohn in der Nähe zu haben, um sich seines Beistandes bedienen zu können. In der Notlage, in der er sich befand, war Mirabeau nur zu sehr bereit, gemeinsame Sache mit ihr zu machen. Er wechselte aufs neue die Partei und schrieb ihr zurück: „Befreie mich und ich werde dir helfen.“ Alle Anstrengungen der Marquise waren von nun an auf diesen Punkt gerichtet. In zahllosen eigenhändigen Briefen, die sich durch gänzlichen Mangel an Rechtschreibung auszeichnen, und in Gesuchen, die der Sohn abgefafst hatte, für die sie aber ihren Namen hergab, nahm sie das Wort[1]). Sie bestürmte den Kriegsminister mit dem Verlangen, er möge „einen Dragonerkapitän, der seit so langer Zeit eine von seinem Könige ungenützte Jugend vertraure, bei Herrn von Malesherbes reklamieren“[2]). Sie forderte von Malesherbes selbst, er solle sein „gerechtes und edles Herz rühren lassen“ und Mitleid mit dem Flehen einer gebeugten Mutter haben. Dabei fehlte es nicht an starken Übertreibungen. Es war davon die Rede, dafs der Vater den Sohn „seit zehn Jahren“ leicht entschuldbare Vergehen büfsen lasse. Man las wörtlich, der Unglückliche habe „alle Staatsgefängnisse“ Frankreichs durchlaufen. Es hiefs, der Mann, „der den feierlichen

---

[1]) S. eine Probe im Anhang I und II.

[2]) Mémoire contre une lettre de cachet s. d., von Mirabeaus Mutter unterzeichnet Arch. nat. K. 164, ebenda die meisten der im Folgenden von mir benutzten Aktenstücke.

Titel des Menschenfreundes angenommen, der geschworene Feind seiner Frau und seiner Kinder, wolle die Ketten seines Sohnes verewigen".

Mirabeau selbst zögerte nicht, durch Vermittlung seiner Mutter sich mit einer Denkschrift an den neuen Minister des königlichen Hauses zu wenden, zu dessen Amtskreise Überlassung und Zurückziehung einer lettre de cachet gehörte. War ja doch allgemein bekannt, wie sehr Malesherbes darauf brannte, von diesem Auswuchse unumschränkter Herrschermacht so viel wie möglich abzuschneiden, wenn es nicht gelänge, ihn gänzlich auszurotten. Vom „Bürger-Minister eines Bürger-Königs" erwartete Mirabeau Rettung. Noch setzte er sich, indem er über den Vater Beschwerde führte, gewisse Schranken. „Wenige Söhne," schrieb er empfindsamer als wahrhaft, „haben ihren Vater so geliebt, wie ich den meinigen vergöttert habe. Ich schwöre es: nie werde ich mich gegen den erheben, der mir das Dasein gegeben hat. Wenn er aber aus blinder Voreingenommenheit auf mein Verderben erpicht ist, so achte ich sein Herz zu sehr, um nicht glauben zu müssen, er schulde mir Dank dafür, dafs ich mich vor seiner Gewaltsamkeit rette" [1]). Vielleicht vermutete er, dafs seine Schriftstücke seinem Vater zu Gesicht kommen würden, und nahm sich deshalb noch etwas zusammen.

Der Marquis erfuhr in der That durch seinen Freund, den Herzog von Nivernois, sofort alle Einzelheiten und traf seine Gegenmafsregeln. Er zog es vor, zu schreiben statt zu sprechen, da er fürchtete, in den Audienzstunden „die tollste und lügnerischeste Frau zu treffen, die es in Frankreich giebt". Erschreckt durch die neugeknüpfte Allianz dieser Frau und des Sohnes, suchte er vor allem eines zu hintertreiben: dafs der letzte in Paris erscheine. Diese Gefahr war drohend, da Malesherbes Miene machte, den Fall gründlich zu untersuchen. Er bat daher, was auch geschehen möge, man solle „den wilden Thoren" nicht in die Hauptstadt kommen lassen. Denn hier könnte er irgend „eine schimpfliche Scene machen", unter der namentlich die junge Gräfin, „eine unglückliche Frau", die bei ihm eine Zuflucht gefunden, leiden würde [2]). „Sein unheilvolles Talent

[1]) Loménie a. a. O. II, 584 ebenda 583 der Nachweis, dafs Lucas-Montigny aus Parteilichkeit für seinen Helden eine Stelle in Mirabeaus Brief an St. Germain unterdrückt hat.

[2]) Mémoire sur M. le comte de Mirabeau s. d. Arch. nat. l. c.

der Prellerei", schreibt er ein anderes Mal an Malesherbes, „welche sein sehr reeller Wahnsinn ihm selbst unter chimärischen Hoffnungen verbirgt, oder welche der regellose Zustand seines Kopfes ihn einen Augenblick nachher vergessen läfst, würde hier in kurzem beispiellose Verwüstungen anrichten. Sie werden nicht wollen, dafs ein unglücklicher Vater, der nie jemandem ein Leid zugefügt hat, in seinem Alter das mit ansehen und vor Kummer in die Grube sinken müfste. Er dankt dem Himmel, wenn der Tag nie kommt, an dem er seinen Namen für immer entehrt und sein Fleisch und Blut vielleicht auf dem Schaffot zu erblicken hätte" [1]). Alles übrige sollte ihm gleich sein. In ein paar Denkschriften gab er ebenfalls einen Abrifs der Geschichte seines Sohnes, nicht ohne unzutreffende Behauptungen, aber doch von so starken Entstellungen der Wahrheit, wie sie auf der Gegenseite vorkamen, frei. Sein Schlufs war, er habe ehemals versucht, den Sohn zu retten, gebe dies jetzt aber auf, und überlasse alles der Weisheit des Ministers. „Man möge seine Gaben, deren er, wie ich glaube, hat, prüfen, man möge allen erdenklichen Nutzen daraus ziehen, — meine Hand ist müde." Sich gar nicht um die Sache „des Rasenden" kümmern zu wollen, vorausgesetzt, dafs man ihn von Paris fern hält, ist, wie es den Anschein hat, sein letztes Wort.

Den gleichen Entschlufs gab er auch dem Prokurator Michaud in Pontarlier kund, der bei ihm eine Lanze für seinen Freund gebrochen hatte. Wie Mirabeau selbst offenbar durch Michauds Mund sprach, so richtete sich die Antwort des Marquis unmittelbar an den Sohn. Er gab ihm zu hören, dafs er am besten thue, aufser Landes zu gehen, dafs ihm die gerichtlich zugesprochene Pension monatlich ausgezahlt werden würde, „wenn man den Ort wisse, wo er sich fixiert habe", dafs übrigens aber die Brücke zwischen Vater und Sohn abgebrochen sein sollte. Ein zweiter Brief Michauds blieb unbeantwortet.

Mirabeaus Lage wurde eine verzweifelte. Zwar schien seiner Freiheit kein Angriff mehr seitens des Vaters zu drohen. Aber indem dieser gänzlich die Hand von ihm abzog, blieb es in un-

---

[1]) Der Marquis von Mirabeau an Malesherbes 15. Februar 1776. Arch. nat. l. c.

durchdringliches Dunkel gehüllt, wie er je wieder in geordnete bürgerliche Verhältnisse kommen sollte. Seine einzige Hoffnung mufste sich auf ein Eingreifen der angegangenen Minister richten. Sollten sie jedoch gewonnen werden, so war es unbedingt nötig, dafs er sich zunächst unter die Aufsicht des Kommandanten von Joux zurückbegäbe. Das Versteckspiel, das der Dragonerkapitän in Pontarlier aufführte, konnte niemanden für seine Verwendung im Heeresdienste einnehmen. Aber nicht nur, dafs er den Gedanken weit von sich wies, sich wieder auf der Festung zu stellen: er stürzte sich in ein neues Abenteuer, das seine Sache noch zu verschlimmern drohte. Wie er es trieb, mufste St. Mauris endlich mit der Verfolgung Ernst machen. Am Abend des 21. Februar erfuhr er, dafs der Verschwundene mit Madame de Monnier bei Michaud sei. Selbst jetzt untersagte er die sofortige Verhaftung. Am nächsten Morgen war das Nest leer. Mirabeau war in aller Frühe, von einem befreundeten Advokaten begleitet, von Pontarlier weggeritten. Den Tag darauf entfernte sich auch Sophie, um bei ihren Eltern in Dijon eine Zuflucht zu suchen. Eben dorthin folgte ihr Mirabeau unter falschem Namen. Ob nur der glühende Wunsch, einander nahe zu sein, sie wieder zusammenführte, ob er in Dijon Geldmittel zu finden hoffte, deren er dringend bedurfte, bleibt dunkel. An eine Entführung hat sie wohl damals schon gedacht; er jedoch nicht so ernstlich, denn damit hätte er sich bei Malesherbes wie St. Germain gänzlich den Weg versperrt. In jedem Falle war, was er that, der dümmste der dummen Streiche. Auch hat er selbst dies später anerkannt. „Ich gebe zu," erklärt er in Vincennes, „dafs Frau von Monnier auf meinen Rat nach Dijon gereist ist, und ich behaupte noch jetzt, dafs dies klug und schicklich war. Dafs ich mich aber in derselben Stadt versteckte, war weder das eine noch das andere."

Siebentes Kapitel.

Haft in Dijon. Flüchtlingsleben. Entführung Sophiens nach Holland.

1776. 1777.

Es schien, als ob Mirabeau in Dijon vom Regen in die Traufe geraten sollte. Madame de Ruffey war eine zu strenge und umsichtige Mutter, um das Verhältnis ihrer plötzlich angelangten Tochter zu dem verdächtigen Fremdling, der ihr nachgereist war, nicht zu entdecken. Sie brachte die Sache sofort beim grand prévôt, Herrn von Montherot, zur Anzeige. Dem Manne mochten ähnliche Dinge in seiner Praxis schon öfter vorgekommen sein; Mirabeaus Beredsamkeit that ein Übriges bei ihm: genug, er nahm die Sache nicht schwer und begnügte sich vorläufig damit, den Flüchtling von Joux in dem von ihm gemieteten Zimmer unter sehr milde Aufsicht zu stellen. „Der Sohn des Menschenfreundes," berichtete er an Malesherbes, „ist nicht dazu gemacht, ins Gefängnis verbracht zu werden." Über die Denunciation der Frau von Ruffey ging er stillschweigend hinweg. Um so lebhafter verwandte er sich bei Malesherbes für den interessanten Ankömmling, der gewifs, „wenn der Sturm der Jugend erst verbraust wäre, ein nützlicher Unterthan werden würde". In dem Vorschlag, den hoffnungsvollen jungen Mann, statt auf seine Entweichung zurückzukommen, zu seinem Regimente stofsen zu lassen, in der Bitte um rasche Antwort, in dem Hinweise auf die Parteilichkeit des Vaters, dem die neueste Wendung am besten verschwiegen bleibe, erkennt man unschwer

Mirabeaus eigene Hand[1]). Dieser selbst liefs gleichzeitig Malesherbes wie St. Germain wiederum zwei Schriftstücke zukommen, in denen er flehentlich bat, man möge ihn „der Gesellschaft" zurückgeben, ihn als Soldaten der strengen Kontrolle seiner Oberen unterwerfen. Seine Flucht nach Dijon wufste er nur dadurch zu erklären, dafs er daselbst „Freunde" habe, zu denen er sich vor der Wut von St. Mauris habe retten wollen. Der Mutter schärfte er ein, so schnell wie möglich nach Versailles zu Malesherbes zu eilen, und mündlich, noch ehe dem Vater etwas zu Ohren käme, sein Gesuch zu unterstützen[2]). „Mufs ich in eine Festung zurückkehren, so wird mir sicher jeder brieflíche Verkehr abgeschnitten; man wird dir vielleicht verbergen, wo ich bin, und ich werde unfehlbar so vielen Leiden erliegen. O, meine achtungswerte und unglückliche Mutter: du wirst einen Sohn verlieren, der deine Thränen trocknen, der dein Unglück lindern wollte."

Die „achtungswerte" Mutter setzte sofort alle Hebel an. Sie bekam zwar die Minister nicht zu Gesicht, aber sie schrieb ihnen: „Retten Sie meinen Sohn, verbannen Sie ihn zu einem Regimente... Eine Mutter in Thränen bittet um Gnade für ihr Kind, das der Sklaverei des Vaters, des Tyrannen unser beider, entflohen ist." Inzwischen fand sich auch der Vater bewogen, aus der passiven Rolle, mit der er sich für alle Zukunft hatte begnügen wollen, herauszutreten. Die Nachrichten, die ihm über die letzten Vorgänge zugekommen waren, hatten „seine arme Schwiegertochter" erschüttert. Herr von Marignane, der mit dem Grafen Valbelle nach Paris gekommen war, und sein Bruder, der Bailli, hatten schon vorher seine Unthätigkeit mifsbilligt. Auf seine Bitte wurde Montherot angewiesen, Mirabeau „auf Kosten seiner Familie" nach Joux zurückbringen zu lassen. Hätte er etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen, erklärte Malesherbes, so sollte es von dort geschehen[3]). Montherot nahm es jedoch auf sich, den Befehl des Ministers unbeachtet zu lassen. Ganz und gar von Mirabeau bezaubert, „einer Blume, die sich eben erschliefst, und

---

[1]) Montherot an Malesherbes 3. März 1776. Arch. nat. K. 164.

[2]) Mirabeau an seine Mutter 1. März 1776. Arch. nat. l. c. ebenda die zwei Schreiben Mirabeaus an die Minister.

[3]) Der Marquis von Mirabeau an Malesherbes 4. März 1776. Malesherbes an Montherot 6. März 1776. Arch. nat. l. c.

die wegen der Dornen nichts an Wert verliert", stellte er Malesherbes vor, Mirabeaus Gesundheit würde den Transport nicht vertragen[1]). Auch werde dieser nicht billig zu stehen kommen. Aufserdem aber gab er zu erwägen, wie bedenklich es sein würde, Mirabeau wieder in die unmittelbare Nachbarschaft von Pontarlier zu verbringen. Den Ruffeys und dem alten Monnier würde damit der schlechteste Dienst erwiesen, der eifersüchtige St. Mauris zur äufsersten Wut gereizt werden. Als Probe einer damaligen amtlichen Korrespondenz mag folgende Stelle eines Schreibens dienen: „Die schöne Helena hat den Brand Trojas verursacht, eine andere Schöne hat diesen Brand entzündet, und wenn man ihn nicht zu ersticken sucht, wird Unheil aller Art die Folge sein." Die schöne Helena und ihr Paris hatten sich über die Wachsamkeit dieses weltmännischen Vertreters der Obrigkeit jedenfalls nicht zu beklagen. Am 9. März hatte Montherot an Malesherbes geschrieben, er lasse Mirabeau „zum Scheine einige Freiheit", um zu sehen, wie er sich benehme, finde aber, dafs er gegenüber der „am Orte anwesenden Dame die äufserste Zurückhaltung an den Tag lege und nichts thue, was nicht mit der gröfsten Ehrbarkeit vereinbar sei". „Am 14. März," liest man in Mirabeaus Aufzeichnungen, „verbringe ich die Nacht mit Sophie".

So viel bewirkten Montherots Vorstellungen, dafs der erste Befehl durch einen anderen ersetzt ward, demzufolge Mirabeau das Schlofs von Dijon als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Kaum war er dort installiert, als seine Geliebte bewogen wurde, mit einem Bruder und einer Schwester nach Pontarlier in das Haus ihres Mannes zurückzukehren. Auch hierbei hatte Montherot die Hand im Spiele, der sich schmeichelte, die Dinge wieder ins Gleiche bringen zu können und etwas Vorsehung auf eigene Faust agierte. Mirabeau hatte vorläufig allen Grund, zufrieden zu sein. Der Kommandant des Schlosses, M. de Changey, liefs ihm viel Freiheit. Er wurde ebenso rasch für ihn eingenommen wie vorher Montherot, und dieser empfahl noch eindringlich,

---

[1]) „Il exagère le dérangement de ma santé," Mirabeau an seine Mutter 12. März 1776. Arch. nat. l. c.

[2]) Lettres de Vincennes IV, 352. Montherots Briefe an Malesherbes 9. und 11. März 1776. Arch. nat. l. c. ebenda die im Folgenden benutzten Aktenstücke.

„ihn mit Milde zu behandeln“. War der Unglückliche ja doch „nur darauf aus, alle seine Pflichten als Sohn, Gatte, Vater und Bürger zu erfüllen“. „Er ist voll von Ehre und Gefühl,“ liefs sich Montherot ein anderes Mal hören; „er sprudelt über von Geist, er ist lebhaft, alles an ihm ist zu gefühlvoll; was er verschuldet haben mag, kann nur daher kommen. Er betet seinen Vater an, er beklagt sich in keiner Weise über ihn. Nur mit Bedauern hat er mir gestanden, dafs sein Vater mit der Zahlung seiner Pension drei Monate im Rückstande sei.“

In Mirabeaus Korrespondenz mit Malesherbes war freilich immer weniger von der Sprache eines Sohnes zu finden, der seinen Vater anbetet. Er forderte bestimmte Angabe der Thatsachen, die ihm zur Last gelegt wurden, und fügte hinzu: „Es würde mich betrüben, wenn ich alles sagen müfste, aber ich bin es meinem Sohne, meinem Namen, mir selbst, vielleicht, wenn ich wagen darf es auszusprechen, der Gesellschaft schuldig, mich gegen eine unversöhnliche Erbitterung zu schützen, die nicht mich allein als Opfer in unserer Familie ausersehen hat. Man könnte gewisse Manöver enthüllen, gewisse Illusionen zerstören, aber es widersteht mir, und ich würde nur aus Zwang gerechter Notwehr dazu schreiten.“ Wenig später kam ihm durch seine Mutter zu Ohren, was man ihm alles aufs Kerbholz schreiben wollte: von seinem Verhältnis zu der Soldatenwirtin in If angefangen, die er bei Briançon untergebracht hatte und der er behilflich gewesen sein sollte, ihren betrogenen Mann auch noch zu bestehlen, bis zu dem angeblichen Plane, Madame de Monnier entführen zu wollen. Er verteidigte sich in einer Denkschrift mit rhetorischer Gewandtheit, aber nicht ohne neue versteckte Ausfälle gegen seinen Vater. „Ich bin,“ so schlofs er, „nicht das einzige Opfer eines schwarzen, gehässigen, abgefeimten Planes,“ und er verwies den Minister auf mündliche Erläuterungen seiner Mutter[1]).

Je länger die Ungewifsheit seines Schicksales dauerte, desto entschiedener wurde er zum Bundesgenossen der Rachsüchtigen, die ihrerseits mit den heftigsten Schmähungen gegen ihren Mann bei Malesherbes und seinen Beamten Eindruck zu machen suchte. Sie schwärzte auch ihren Schwiegersohn Du Saillant an, der,

[1]) Mirabeau an Malesherbes 21. März 1776. — Second Mémoire 28. März 1776 Arch. nat. l. c.

wie sie behauptete, den Marquis ganz und gar beherrsche und den Ruin ihres Sohnes erstrebe, um sein Hab und Gut an sich zu reifsen, ein Thema, das Mirabeau alsbald variierte. Und doch hatte eben dieser Du Saillant sich redlich bemüht, Mirabeaus Gläubiger in der Provence versöhnlich zu stimmen, und doch hatte Mirabeau selbst von If aus ihm für seinen freundschaftlichen Eifer sehr warm gedankt. Es wäre dem Herkommen entsprechend gewesen, wenn der Minister kurzen Prozefs gemacht hätte. Auf der einen Seite stand eine Frau, die jedenfalls nicht allein von dem reinen Motive mütterlicher Liebe geleitet wurde, und ein junger Mensch, in dessen Vergangenheit es jedenfalls nicht an dunklen Punkten fehlte. Auf der anderen Seite stand ein als Schriftsteller berühmter Mann, der die allgemeine Achtung genofs und dem nicht nur die Angehörigen seiner Schwiegertochter ihre Unterstützung liehen, sondern auch sein Bruder, der Malteser. Wie wir diesen kennen, war er gewifs geneigt, sein Herz zu Gunsten seines Neffen sprechen zu lassen. Indessen findet sich auch sein Name unter einem von dem Marquis verfafsten Aktenstück, das die Wünsche beider Familien ausdrücken sollte. Sie baten, der König möge Mirabeaus Einschliefsung im Schlosse Pierre-en-Scise bei Lyon befehlen. Dort sollte ihm der Verkehr mit der Aufsenwelt abgeschnitten sein und seine Haft so lange dauern, bis der Vater seine Freilassung befürworte. Als der Marquis in Erfahrung brachte, dafs seine Tochter Louise de Cabris sich gleichfalls nach Lyon begeben wollte, schien ihm Schlofs Pierre-en-Scise allerdings eine recht schlechte Wahl zu sein. Das Zusammensein der Geschwister wollte er um jeden Preis hindern. „Die Schwester," schrieb er an Malesherbes, „hat einen kälteren Kopf als er, aber zugleich ein böses Herz, was man von ihm eigentlich nicht sagen kann. Wären sie vereint, so würde die Hölle aus diesem Kongresse hervorgehen." Er schlug vor, einen entfernteren Platz zu wählen, wobei er an das Elsafs dachte, und jedenfalls sorgfältig darauf zu achten, dafs der Kommandant „ein verständiger Mann" sei, der sich von dem Gefangenen „nicht Sand in die Augen streuen lasse" [1]).

---

[1]) Mémoire s. d. unzweifelhaft von Ende März oder Anfang April 1776, unterzeichnet von Mirabeaus Vater, Onkel, M. de Marignane, M. de Valbelle s. den Abdruck Anhang III. — Der Marquis von Mirabeau an Malesherbes 6. April 1774. Arch. nat. l. c.

Mirabeau fuhr inzwischen fort, in weiteren Denkschriften seinem Herzen Luft zu machen. Alle anfängliche Zurückhaltung war nun vergessen. Seinem Vater warf er vor, dafs er „sein Vermögen aufgezehrt habe“. Statt ihm für die Substitution Dank zu wissen, die der Marquis ganz aus freien Stücken angeordnet hatte, benutzte er sie zu einer Verschärfung der Anklage. Seinen Schwager beschuldigte er, „die gemeinsten Mittel“ angewandt zu haben, sich das Vertrauen des Marquis zu erschleichen und ihn gegen die ganze übrige Familie zu verhetzen. Auch seine Frau schonte er nicht. Wenn er von „häuslichen Geheimnissen“ sprach, deren Aufdeckung ein „Dolchstofs“ für ihren Vater sein würde, so lag ihm dabei der Name des jungen Gassaud auf der Zunge. Wir wissen, dafs er in diesem Punkte ein Recht zur Klage hatte. Aber edel war es nicht, auf einen verziehenen Fehltritt der eigenen Gattin anzuspielen. Inmitten so gehässiger Gefühlsausbrüche, die den Schreiber wenig empfehlen konnten, kam aber auch ein Satz vor, dem von den Beamten eines Malesherbes Beachtung geschenkt werden mufste. „Wenn ich verdient habe, bestraft zu werden, so stelle man es auf gesetzlichem Wege fest und strafe mich auf gesetzlichem Wege[1]).“ Das war es, was den Kern der Angelegenheit ausmachte. Er kämpfte gegen die Willkür der Staatsgewalt, wie sie war, indem er gegen den Vater kämpfte. Der Berichterstatter, dem Malesherbes den Fall zur Begutachtung anvertraut hatte, ging zwar nicht so weit, sich für sofortige Freilassung Mirabeaus auszusprechen. Aber er kam zu dem Schlusse: seine ersten „Jugendstreiche“ seien ihrer Zeit geahndet, der Bruch des Exiles in Manosque durch die folgende Gefangenschaft gesühnt, die Beschuldigung hinsichtlich der Soldatenwirtin in If nicht bewiesen, und so bleibe nur die Entweichung von Joux als strafbar übrig. In Anbetracht aller Verhältnisse genüge eine Verlängerung der Haft um sechs Monate. Währenddessen könnten die Gläubiger befriedigt und der Handel mit dem Baron de Villeneuve geschlichtet werden. Eine weitere Ausdehnung der Haft „würde der Beförderung des Grafen Mirabeau im Dienste schaden[2])“

Der Minister scheint geneigt gewesen zu sein, sich in diesem Sinne zu entscheiden. Wenigstens äufserte sich Mirabeaus Vater

---

[1]) Quatrième Mémoire Arch. nat. l. c. s. den Abdruck Anhang IV.

[2]) Rapport s. d. Arch. nat. l. c.

einige Jahre später: „Dieser Malesherbes mit seiner zur Schau getragenen Philanthropie und mit seinen schönen republikanischen Ideen hat auf meine Vorwürfe erwidert, es sei ganz natürlich, dafs der Mensch seine Freiheit zu erlangen suche.“ Aber in seiner eigenen Stellung bereits erschüttert, wagte der Minister nicht durchzugreifen. Er gab dem Andrängen des Marquis nach. Je heftiger Mirabeau forderte, wenn man ihn von Dijon entfernen wolle, nach Paris verbracht zu werden, je lebhafter seine Mutter diese Forderung unterstützte, desto mehr Gewicht legte der Vater darauf, dafs der Sohn in weiter Ferne und für unbestimmte Zeit festgehalten würde. Am 30. April erwirkte er die Ausstellung einer lettre de cachet, die Mirabeau die Citadelle von Doullens in der Picardie als Aufenthaltsort anwies. Die Instruktionen für den Kommandanten waren ohne Zweifel vom Marquis selbst eingegeben worden. Sie enthielten Verwarnungen vor dem Talente des Einzuliefernden, zu erfinden, zu intriguieren, Schulden zu machen, „den grofsen Herrn und den berühmten Unglücklichen zu spielen“. Der Kommandant sollte seinen Briefwechsel überwachen und alle seine Schritte beobachten, da es sich darum handle zu erproben, „ob dieser Mensch verdiene, die Rechte des Bürgers, Gatten und Vaters wiederzuerhalten“, oder ob er „unverbesserlich wäre und dazu fähig, Schaden anzustiften und sich zu entehren“. Die Versicherungen des Kommandanten konnten den Marquis beruhigen. Intriguen und Aufgeblasenheit, schrieb er zurück, wären auf seiner Citadelle „rein verloren“. Geliehen werde der Gefangene nichts bekommen, nur müfsten vierteljährlich, wie versprochen, 300 Livres, und zwar im voraus, für ihn ausgezahlt werden. Anfangs solle er sich nur zwei bis drei Stunden unter den Augen einer Schildwache im Freien bewegen dürfen, weiteres solle von seinem Wohlverhalten abhängen[1]).

Mirabeaus Schicksal schien also besiegelt zu sein. Vergeblich that Changey in Paris Schritte zu seinen Gunsten. Vergeblich wies Montherot unter Berufung auf ärztliches Zeugnis wiederholt auf den schlechten Gesundheitszustand seines Schützlings hin. Auch hatte Mirabeau selbst nochmals von Malesherbes seine Freilassung erbeten, um persönlich den Prozefs in Grasse zu Ende führen zu können. Der wohlwollende Minister legte in

[1]) Der Kommandant von Doullens an Malesherbes und den Marquis von Mirabeau 8. Mai 1776, Instruktionen für ihn s. d. Arch. nat. l. c.

eben diesen Tagen (12. Mai) die schwere Bürde seines Amtes nieder, um einem Amelot Platz zu machen, einer geistlosen Kreatur von Maurepas. Mirabeau hat behauptet, Malesherbes habe ihm vor dem Verlassen des Ministeriums zur Flucht ins Ausland geraten und diesen Rat als den letzten Dienst bezeichnet, den er ihm leisten könne. Die Erfindung ist allem Anscheine nach ebenso plump wie die andere, dafs ihm sein Wort, durch das er sich zum Bleiben verpflichtet hätte, zurückgegeben worden wäre. Der Gedanke der Flucht, übrigens sehr begreiflich in seiner Bedrängnis, gehörte ohne Zweifel ihm allein. Ein erster Versuch der Entweichung mifslang, ein zweiter war unter Beihilfe eines verabschiedeten Offiziers, Namens Mâcon, in der Nacht vom 24. auf den 25. Mai mit Erfolg gekrönt. Mirabeau war frei und schlug sofort den Weg nach der Schweiz ein, wo er mit Sophie zusammenzutreffen gedachte. Denn jetzt war er entschieden, mit ihr vereint das Weite zu suchen, nicht allein, weil die Leidenschaft, mehr noch, weil die Not ihn dazu antrieb.

Madame de Monnier war nicht nur mit der in alles eingeweihten Louise de Cabris, sondern auch mit Mirabeau selbst immer in Verbindung geblieben. So strenge sie, nach Pontarlier zurückgekehrt, überwacht wurde, wufste sie doch manche Sendung nach Dijon gelangen zu lassen. Dabei war ihr namentlich ein gewisser Jeanret, Schmuggler seines Zeichens, für den Mirabeau früher eingetreten war, sehr behilflich. Sie wünschte nichts sehnlicher, als das Joch, das sie drückte, abzuschütteln, und wenn es ihr gelang, zu entfliehen, war zu hoffen, dafs sie nicht mit leeren Händen kommen würde. Sie war, wie sich später herausstellte, längst daran gewöhnt, ihren Mann zu bestehlen. Einer seiner geistlichen Vertrauten, dem der alte Schwachkopf seinen Argwohn eingestand, hatte sie sogar deshalb zur Rede gestellt und die spöttische Antwort empfangen, ihre Mitgift würde den Siebzigjährigen, nach Ausweis ihres Testamentes, entschädigen[1]). Sie war also für Mirabeau in doppeltem Sinne ein Schatz. Mit Ungeduld sah er ihrer Ankunft entgegen. Aber die Dienerschaft des alten Monnier war auf der Hut; die Dame des Hauses wurde von der eigenen Schwester angehalten, als sie in Männerkleidung ausreifsen wollte. Ein paar Tage nachher gelang es ihr nicht besser, und Mirabeau entschlofs sich am

[1]) Leloir, S. 35.

2. Juni, das Dorf Verrières im Neuenburgischen, wo er zuletzt Posten gestanden hatte, zu verlassen.

Nun begann für einige Wochen ein zigeunerhaftes Dasein, das ihn, immer unter falschem Namen, von Verrières nach Genf, von da nach Thonon, zurück nach Genf, nach Lyon und durch die Provence von einem Schlupfwinkel zum anderen führte. Seine Schwester und Briançon waren dabei anfänglich seine besten Bundesgenossen. Die heifsblütige und intrigante Louise fühlte sich ganz in ihrem Elemente. Zerfallen mit den Verwandten ihres Mannes, dessen Geisteszustand eine Kuratel nötig machte, hatte sie sich gleichfalls, mit Briançon, auf ein abenteuerliches Wanderleben verlegt. Schon in Thonon und Genf war sie als Mann verkleidet an Mirabeaus Seite. Sie stachelte ihn an, Sophie nicht aufzugeben, nannte sie in ihren Briefen „Schwester", und schien bereit zu sein, mit ihrem Galan ihr Loos in der Fremde zu teilen. An sie ward ein Paket von Pontarlier aus adressiert, das unter der unschuldigen Bezeichnung „alte Kleider" viele Kostbarkeiten des Herrn von Monnier enthielt, durch diesen aber noch rechtzeitig abgefangen wurde[1]). Louisens Liebhaber Briançon sträubte sich nicht, Mirabeau einige Zeit auf seinem Landgute zu verstecken. Auch mit seinem Bruder hatte er einmal eine Zusammenkunft, und mehr als ein Freund half ihm durch alle Fährlichkeiten hindurch.

Wunderbar, wie er trotz der grofsen Zahl von Eingeweihten den Spürhunden entging, die ihm auf den Fersen waren. Sein Vater hatte zuerst gezögert, sich wegen seiner Verfolgung in Unkosten zu stürzen und der Regierung überlassen, den Entsprungenen wieder einzufangen. Es war ihm schon ärgerlich genug, dafs man ihn wegen der Schulden, die „der Elende" in Dijon gemacht hatte, belangen wollte. Er beklagte sich darüber, dafs man seinen Warnungen vor den gefährlichen Eigenschaften des „verwöhnten Räubers" kein Gehör geschenkt und dem Gefangenen zu viel Freiheit gelassen habe[2]). Er betonte, dafs sein Sohn nur eine monatliche Pension von 100 Livres für seinen Unterhalt zu beziehen gehabt habe und bezeichnete als den ihm bestellten Vormund, ohne dessen Einwilligung

---

[1]) Leloir S. 22.

[2]) Der Marquis an Amelot 12. Juni 1776. Arch. nat. l. c. ebenda andere hierauf bezügliche Korrespondenzen.

kein anderweitiges Rechtsgeschäft hätte abgeschlossen werden können, sein Faktotum „Garçon, Bürger von Paris beim Advokaten Desjoberts“. Während der peinlichen Verhandlungen über diese Angelegenheit änderte sich aber die Ansicht des Marquis. Den Bruder wollte er glauben lassen, dafs er „in nächtlicher Stille die Stimme des Gewissens und der Ehre“ nicht habe überhören können. Lauter aber war vermutlich die Stimme der Furcht vor dem Ungewissen, was der Sohn, wenn er frei umherstreife, mit der Mutter und Schwester zusammenbrauen möchte. Beim Ministerium war bis Anfang Juli nicht die geringste Kunde vom Verbleiben des Flüchtlings eingelaufen. Erst am 9. Juli konnte Hennin, der französische Resident in Genf, melden, dafs und unter welchem Namen Mirabeau daselbst geweilt habe. Er empfing daraufhin die Mitteilung, dafs sich wahrscheinlich in Kürze ein Polizeibeamter bei ihm einstellen würde, den der Vater in Dienst genommen hätte[1]). In der That — und auch dies gehörte zu den Sonderbarkeiten der guten alten Zeit — die Regierung trat dem Marquis einen erfahrenen Polizisten nebst zwei geriebenen Gehilfen ab, die das gefährliche Wild aufspüren sollten. Der „Menschenfreund“ seufzte über die Ausgabe — allein fünfundzwanzig Livres Diäten, von Posttaxen, Sold für Spione u. a. zu schweigen — aber er hoffte, sicher zum Ziele zu kommen. Gelang es, den Ausreifser zu packen, so war ihm das Felsenschlofs St. Michel an der Küste der Normandie als Käfig bestimmt.

Die Polizisten erschienen in Genf, mit dem genauen Signalement des Flüchtlings bewaffnet, und der dortige französische Resident bezweifelte nicht, dafs er ihnen ins Garn laufen würde. Aber aus ihren noch erhaltenen Berichten geht hervor, wie viel vergebliche Kreuz- und Querzüge sie machten, wie oft sie das Nest leer fanden, wenn sie ihrer Sache ganz sicher zu sein glaubten, und wie sie bis aufs äufserste erschöpft eingestehen mufsten, der Verfolgte sei noch viel verschlagener, als sein Vater ihn geschildert hatte. Dieser war wütend auf „seine Leute“, die entweder „Schufte oder Idioten“ wären, und sah voraus, dafs er all das schwere Geld umsonst ausgegeben haben würde. Gegen Ende August schien es aber, als ob die Jagd mit einem Halali

---

[1]) Hennin an Vergennes 2. 9. 21. Juli 1776. Vergennes an Hennin 12. Juli 1776. Arch. étrangères. Genève.

enden solle. Die Polizisten hatten sich an Briançon gehängt und von ihm brauchbare Winke erhalten. Schon in Lyon hatte dieser ritterliche Landstreicher mit dem Bruder seiner „Messalina", den er im Streite mit einer Schifferbande im Stich liefs, Händel bekommen. Er machte sich vermutlich kein Gewissen daraus, ihn zu verraten. Jedenfalls datiert von dieser Zeit der erste Keim einer tödlichen Feindschaft zwischen beiden Männern. Gleichzeitig verkehrte sich das zärtliche Verhältnis Mirabeaus zu seiner Schwester Louise ins Gegenteil.

Allein auch nachdem Briançon mehr, als er verantworten konnte, ausgeplaudert hatte, kam Mirabeau den Häschern zuvor. Von Nizza aus hatte er sich über Turin den Alpen zugewandt, war ins Wallis hinabgestiegen und glücklich in dem alten Standquartier Verrières angelangt. Diesmal sollte keine Macht der Erde die Entweichung Sophiens hindern. „Werde ich denn nie das Zeichen der Flucht erhalten," hatte sie ihm geschrieben ... „nichts wird mich schrecken, mein jetziger Zustand mufs enden, Gabriel oder sterben." Sie hat später bewiesen, dafs sie mit dem Gedanken des Selbstmordes nicht nur zu spielen wufste.

Alles war sorgfältig vorbereitet, Boten waren hin- und hergegangen, die letzten Verabredungen getroffen. Am Abend des 24. August, während sich die Dienerschaft Monniers zum gewohnten Nachtgebet verammelte, vermifste man die Hausfrau. Am folgenden Morgen fand man die Strickleiter, deren sie sich bedient hatte, um die Gartenmauer zu übersteigen, sowie die Gewänder, worunter sie ihren Männeranzug verborgen hatte. Einige Tage nachher entdeckte man einen Nachschlüssel zum Geldschranke ihres Mannes, den sie sich heimlich hatte anfertigen lassen. Wieviel an Barem vor ihrer Flucht und mit ihr in Mirabeaus Hand gelangt war, läfst sich nicht feststellen. Er selbst hat stets mit kecker Stirne behauptet, sie hätte nichts mitgenommen, und der Vertraute, der sie zu ihm geleitete, setzte hinzu: „Nicht einmal ein Bündelchen in einem Taschentuche", was, wörtlich genommen, vielleicht richtig ist[1]). Beide machten

[1]) Alle Einzelheiten bei Leloir. Ich verdanke der Güte von H. Professor Pingaud in Besançon die Übersendung einiger Auszüge aus den Papieren des Präsidenten de Vergennes, damaligen aufserordentlichen Gesandten in der Schweiz. (Bibliothèque de Dijon Ms. 439.) In einem Briefe an seinen Bruder, den Minister, „Soleure 2. Sept. 1776", ist davon die Rede, Frau von Monnier habe 33 000 Francs mitgenommen, jedenfalls eine kolossale Übertreibung.

vor ihren Wirten, ein paar gutmütigen Frauen, kein Geheimnis aus ihrem Verhältnis und aus ihren Namen. Sie sagte recht absichtlich, thatsächlich sei sie niemals die Frau des alten Monnier gewesen. Er fügte nicht weniger absichtlich hinzu, er habe sie nicht entführt, sie sei vielmehr ganz aus freien Stücken zu ihm gekommen.

Auf den ersten Blick begreift man nicht, wie sie wagen konnten, sich in Verrières so sicher zu fühlen. Sie waren ganz nahe bei Pontarlier. Die Polizisten des Marquis hatten ihren Aufenthaltsort ausgekundschaftet[1]). Auch Sophiens Mutter betrieb die Verfolgung, und nur Herr von Monnier, umgeben von seinen geistlichen Beratern, verhielt sich so still, als gehe ihn die ganze Sache nichts an. Allein die Flüchtlinge bauten darauf, dafs sie nicht mehr französischen Boden unter den Füfsen hatten. Die Polizisten wagten nicht, etwas gegen sie zu unternehmen. Ihre letzte Hoffnung war, durch Empfehlungsbriefe des Gesandten Vergennes, den sie in Solothurn aufsuchten, bei den Behörden in Basel etwas auszurichten. Dafs Mirabeau und Sophie diese Stadt passieren würden, war zu vermuten. Aufgefangene Briefe liefsen darauf schliefsen, dafs sie nach England gehen wollten. Andere Nachrichten bezeichneten Holland als ihr Ziel. Stand es aber fest, dafs Mirabeau seinem Vaterlande den Rücken kehren würde, so schien der wichtigste Grund, warum der Vater ihn hatte verfolgen lassen, wegzufallen. Er brauchte sein plötzliches Erscheinen in Paris, sein persönliches Einschreiten zu Gunsten der Mutter nicht mehr zu fürchten. Er konnte sich Ärger und Kosten sparen. Genug, „wenn die Familie diesen elenden Narren für immer los wurde".

Ohne belästigt zu werden, konnte demnach das romantische Paar Verrières verlassen. Unverfolgt, nach einer Reise, in deren Verlaufe es nicht an „skandalösen Zwischenfällen" mangelte, langte es Ende September in Holland an. Nach kurzem Aufenthalte in Rotterdam siedelten sie nach Amsterdam über und beschlossen, unter dem Namen eines Herrn und einer Frau von

---

[1]) Der Lieutenant der Maréchaussée in Dijon an Amelot 3. Sept. 1776 Arch. nat. Der Präsident Vergennes an seinen Bruder 2. Sept. l. c. Hennin an Vergennes, Genf 13. Sept. 1776. In dem letzten Berichte (Arch. étrang.) heifst es von Mirabeau: „Il compliquait sa marche depuis six semaines comme le plus vieux lièvre vis-à-vis des chiens et avait mis une grande quantité de gens dans son parti."

St. Mathieu, der einer Besitzung von Mirabeaus Mutter entlehnt war, daselbst zu bleiben. Ein paar Tage vorher war endlich in Grasse das Urteil in jenem lächerlichen Prozesse gesprochen worden, der in seinen Einzelheiten mitunter an die Karikatur einer Gerichtsverhandlung in „Figaros Hochzeit“ erinnert. Über alle Maſsen hart, lautete es für Mirabeau auf Zahlung von 6000 Livres an den Baron von Villeneuve und Demütigung durch die Formel des „Blâme“, was eine Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte in sich schloſs. An Vollstreckung des Urteils ist nie gedacht worden. Als Mirabeau sich um einen Sitz in den Reichsständen bewarb, hat kein Mensch daran erinnert, daſs ihm vor Jahren ein durch und durch parteiisches Tribunal den Makel des „Blâme“ angehängt habe.

Ein anderer Prozeſs, bei dem mehr auf dem Spiele stand, begann eben damals in Pontarlier. Der verlassene und ausgeplünderte Monnier war freilich nicht darauf erpicht, die Gerichte anzurufen. Er entsandte sogar einen Vertrauensmann, um mit der Frau, durch die sein Name dem Gespötte preisgegeben worden war, zu verhandeln. Es gelang dem Boten auch, zu ihr zu dringen, da Mirabeau in einem Schreiben an den Buchhändler Fauche in Neuenburg, den Verleger seines „Versuches über den Despotismus“ [1]) den gemeinsamen Aufenthaltsort leichtsinniger Weise verraten hatte. Allein die Mission jenes Sendlings scheiterte. Sei es, daſs dies selbst für das Phlegma des Herrn von Monnier zu viel war, sei es, daſs seine Tochter aus erster Ehe, die auf die Erbschaft erpichte Frau von Valdahon, und deren Familie ihn aufhetzte: genug, er reichte bei dem Amtsgerichte in Pontarlier eine Klage wegen Entführung ein, die eine langwierige Untersuchung zur Folge hatte. Michaud, der königliche Prokurator, schützte Verwandtschaft mit Herrn von Monnier vor, um dem Verfahren, das gegen seinen Freund gerichtet war, fern bleiben zu können. Mirabeau wurde indessen brieflich über alle Einzelheiten des Prozesses in Kenntnis gesetzt. Abgesehen von den Aussagen zahlreicher Zeugen, worunter die des unzuverlässigen ehemaligen Schmugglers Jeanret, belastete ihn ein Brief von seiner Hand an Sophie, den man abgefangen hatte, aufs schwerste.

---

[1]) Essai sur le Despotisme mit der falschen Ortsbezeichnung „Londres“ MDCCLXXV.

Mirabeau war rechtzeitig auf die ernste Wendung, die dieser Prozefs zu nehmen drohte, vorbereitet worden. Aber er glaubte als Mieter einer ständigen Wohnung durch die in Amsterdam geltenden Gesetze, wie er seiner Mutter mitteilte, gegen jeden Überfall geschützt zu sein. Diese war anfangs mit seinen jüngsten Thaten sehr unzufrieden, schrieb ihm in den härtesten Ausdrücken und verlangte, dafs er Sophie sofort nach Pontarlier zurücksende[1]). Sie hatte darauf gebaut, ihn bei dem Kampfe gegen den Marquis in ihrer Nähe zu haben. Die Entführung Sophiens machte einen dicken Strich durch ihre Rechnung. Schon hatte sie im September jene erste Schandschrift erscheinen lassen, die den guten Namen des „Menschenfreundes" für immer vernichten sollte (s. o. S. 61). Wenig später, Anfang Oktober, hatte sie in einem Mémoire die an Malesherbes gerichteten Briefe ihres Sohnes, welche den Vater nichts weniger als ehrerbietig behandelten, in Druck gegeben. Malesherbes' Nachfolger hatte ihr diese Aktenstücke ausgeliefert, und sie beeilte sich, Exemplare selbst an Freunde des Marquis, wie an den Herzog von Nivernois, zu versenden. Ihre Tochter, Frau von Cabris, war ihr bei dem Werke behilflich gewesen. Nach Paris gekommen, hatte sie zuerst versucht, sich beim Vater wieder einzuschmeicheln, und als sie hier taube Ohren fand, aufs neue um so eifriger die Gegenpartei ergriffen[2]). Mutter und Tochter waren so eilfertig verfahren, dafs sie sich nicht einmal die Mühe genommen hatten, die Stelle in Mirabeaus Briefen zu streichen, in denen er sich feierlich gegen die Beschuldigung, er denke an Frau von Monniers Entführung, verwahrte. Schon dies beweist, dafs die Veröffentlichung ohne sein Wissen geschehen war. Allein die vollendete Thatsache wurde von ihm nicht mifsbilligt. Er war sogar nur zu sehr bereit, „dem Opfer einer so langen und wahnsinnigen Verfolgung" aus der Entfernung seinen Beistand zu leihen, der „unglücklichen, würdigen Frau" zu helfen, „der Heuchelei die Maske abzureifsen"[3]).

Alsbald legte sich denn auch der Unwille der würdigen Mutter. Sie trat selbst mit Sophie in Briefwechsel, liefs sich

---

[1]) Mirabeaus Mutter an Amelot 18. Juli 1776. Amelots Antwort 20. Juli 1776 Arch. nat. l. c. Loménie II, 492 ff. 587.

[2]) Lettres de Vincennes IV, 136.

[3]) Mirabeau an seine Mutter 19. Oktober 1776. Nach H. C. de Loménies gefälligen Mitteilungen aus ungedruckten Briefen Mirabeaus, die ich auch im Folgenden verwende.

gerne gefallen, von ihr „liebe Mama“ genannt zu werden, und tauschte in recht rührender Weise ihr Bild mit ihr aus. Das ganze Verhältnis bietet die trefflichste Illustration zu der Gedanken- und Sprachverwirrung der sogenannten guten Gesellschaft jener Epoche in Frankreich, welcher die gefühlvollsten Worte und die unsittlichsten Handlungen sehr wohl vereinbar erschienen.

Der Marquis verfolgte das Treiben seiner Frau und seiner Tochter mit einer Spannung, die nicht frei von Furcht war. Den Sohn aber glaubte er, nachdem er sich selbst den Weg zur Rückkehr ins Vaterland versperrt hatte, aufser Acht lassen zu dürfen. „Ich bin entschlossen,“ schrieb er an den Bailli, „diesem Lumpen nicht mehr nachzulaufen.“ Er wollte den Gläubigern des „Wütenden“, durch den er sich in den Briefen an Malesherbes „denunciert“ sah, bekannt machen, dafs er und der von ihm ernannte Bevollmächtigte die Kuratel aufgäben. Die Brücken zwischen ihm und dem Flüchtling sollten für immer abgebrochen sein. Auch von dieser Seite hatte Mirabeau, wenn er sich ruhig hielt, nichts zu fürchten.

Alles kam nun darauf an, ob es ihm gelingen würde, sich eine Existenz zu gründen. So mancher Abenteurer in ähnlicher Lage wufste sich damals durchzuschlagen und es zuletzt doch noch zu etwas Rechtem zu bringen. Er kannte mehr als ein Beispiel, das ihn reizen konnte. Auch machte er sich sofort, durch die Not gedrängt, ans Werk. Wie viel auch an Geld und Geldeswert aus dem Hause Monnier entwendet sein mochte: das leichtfertige Paar war nicht dazu angethan, es zusammenzuhalten. Aber Mirabeau hatte seine Feder. Er knüpfte mit holländischen Buchhändlern an, liefs eine neue, vermehrte Ausgabe seines anonymen Versuches über den Despotismus erscheinen, verfertigte Übersetzungen aus dem Englischen und brachte zwischendurch eine kleine Abhandlung über die Musik zum Abdruck, welche neben der Einwirkung Rousseaus eine nicht geringe ursprüngliche Neigung des Verfassers für seinen Gegenstand bezeugt[1]). In der That hatte Mirabeau von jeher viel Sinn für die Welt der Töne. Seine Gefährtin teilte diesen Geschmack, und er sprach lange nachher mit Entzücken davon, wie ihn nach angestrengter Arbeit eine Stunde Gesang und Spiel erquickt habe. Überhaupt stellte sich beiden, wenn man manche ihrer späteren

[1]) Le lecteur y mettra le titre. Londres MDCCLXXVII.

Äufserungen auf Treu und Glauben annimmt, jenes Still-Leben in der Fremde, da Freuden und Entbehrungen gemeinsam genossen und getragen wurden, wie ein reizendes Idyll dar, das von der Sonne friedlichen Glückes beschienen worden wäre. Nach anderen Andeutungen fehlte es freilich nicht an Stürmen und Wetterwolken. Beider Temperament war nicht dazu gemacht, ihn immer als „das Muster eines wahren Liebenden", und sie immer „von unveränderlicher Sanftmut" erscheinen zu lassen. Auch häuften sich die Verlegenheiten mit den Schulden, ohne die man nicht auskam. Mitunter mufste Mirabeau sich von Amsterdam entfernen, um neue Erwerbsquellen aufzusuchen. Dabei lernte er denn freilich Land und Leute kennen, erweiterte seinen Gesichtskreis und erhielt eine bestimmte Richtung auf das Politische.

Seine späteren Schriften beweisen, dafs er ganz und gar auf Seite der republikanischen Partei stand und in der Partei des Hauses Oranien nur eine Stütze des Despotismus erblickte. In einem aus seinen Papieren ans Licht gezogenen Aufsatze von Kopistenhand über eine Reform des Freimaurerordens hat man sodann ohne Zweifel seine damaligen Ansichten über staatliche und gesellschaftliche Ordnungen in breiterem Rahmen vor sich. Mitglied der Brüderschaft, teilte er den Glauben enthusiastischer Zeitgenossen, dafs sie das meiste zum Sturze „des herrschenden Systemes der Gesetzgebung" beitragen könne. Er begegnete sich unbewufst mit dem Stifter des Illuminatenordens. Er hoffte, die aufgeklärtesten Brüder anspornen zu können, auf Beseitigung von Fronden, Erbunterthänigkeit, Zünften, geistlicher Gerichtsbarkeit, Censur, auf Verminderung von Zöllen und indirekten Abgaben, auf Durchführung religiöser Toleranz und Begründung eines gesunden Volksunterrichtes, auf Bekämpfung der Willkür im Justizwesen hinzuwirken. Feudalismus und Absolutie, deren Verquickung nirgendwo fühlbarer war als in Frankreich, werden hier als „die grofsen Geifseln der Menschheit" gebrandmarkt. Auch enthält dieser Aufsatz eine Anspielung auf eine der häfslichsten Erscheinungen der Epoche, in der sich die Menschheit am tiefsten entwürdigt sah, und die Mirabeau besonders nahe ging. Es war der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, dem England den besten Teil seiner Streitkräfte bei Bekämpfung der aufständischen Kolonisten verdankte. Schon war eine beträchtliche Anzahl Deutscher von ihren ehrlosen Landesvätern

verschachert worden, als im Februar 1777 der Erbprinz von Hessen-Kassel einen neuen Vertrag mit dem englischen Unterhändler schlofs, durch den er sich zur Nachlieferung eines Jägerkorps verpflichtete. Der erste Transport verliefs Hanau im März, der Rest wurde anfangs April auf dem Main und Rhein eingeschifft. Unterwegs gab es, wie kurz zuvor bei den Ansbach-Baireuthern, in einer Kompanie eine Meuterei, wobei die holländischen Bauern mit Erfolg für die Soldaten Partei nahmen. Die Hauptmasse aber wurde zur Abfahrt in Nimwegen versammelt.

Damals schrieb Mirabeau seinen „Rat an die Hessen und an die anderen Völker Deutschlands, die von ihren Fürsten an England verkauft worden sind". Auf ein paar Seiten von glutvoller Beredsamkeit beschwört er die tapferen Nachkommen der alten Germanen, es ihren Brüdern gleichzuthun und ihren Herren den Gehorsam zu kündigen. Er fordert sie auf, das edle Beispiel der Amerikaner lieber nachzuahmen, statt sich zu Schergen der Tyrannei zu erniedrigen. Und über den augenblicklichen Anlafs greift er hinaus, wenn er ausruft: „Die Menschen gehen den Fürsten vor ... Überlafst elenden Höflingen und ruchlosen Lästerern die Sorge, die Prärogative der Könige und ihre unbegrenzten Rechte zu rühmen. Vergefst nicht, dafs nicht alle für einen geschaffen sind, dafs es eine Gewalt giebt über allen Gewalten." Mirabeau hat behauptet, seine Schrift sei in fünf Sprachen übersetzt worden, was umsoweniger glaubhaft ist, da man, wie versichert wird, von hessischer Seite die Exemplare aufzukaufen suchte. Auch erschien eine Gegenschrift, die sofort eine Replik hervorrief, in welcher der künftige Wortführer der Konstituante die Pflicht des „Widerstandes gegen Willkür" und das Recht der „Souveränität des Volkes" noch stärker betonte[1]). Er wendet sich nicht, wie der Dichter von Kabale und Liebe

[1]) Avis aux Hessois et autres peuples de l'Allemagne, vendus par leurs princes à l'Angleterre. Clèves, 1777. — Dagegen richtet sich die Schrift: Conseils de la raison contre l'avis aux Hessois. Amsterdam, 1777. Mirabeaus Replik: Réponse aux Conseils de la raison. Amsterdam, 1777. Beide Schriften Mirabeaus sind wieder abgedruckt in der 3. Ausgabe des Essai sur le Despotisme 1792. S. alles Nähere bei F. Kapp: Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika 1864. Durch Kapps Erzählung werden Irrtümer, die Lucas-Montigny und nach ihm andere Biographen Mirabeaus begangen haben, verbessert. Auch geht aus Kapps Buch S. 115 hervor, dafs Mirabeaus Vater in den von Lucas-Montigny (IV, 43. 44) angeführten Briefen den Landgrafen von Hessen mit dem Markgrafen vom Ansbach verwechselt.

an das Gefühl, aber seine kühnen politischen Axiome sind ebenso vollgiltige Zeugnisse der Empörung wie die erschütternden Worte, mit denen der graubärtige Kammerdiener Lady Milfords Herz trifft.

Hätte er es nur über sich gewinnen können, seine Feder immer so würdigen Gegenständen zu widmen! Zu seinem Unglück machte er aber von ihr noch einen anderen sehr unedlen Gebrauch. Er war kaum in Holland warm geworden, als er sich von der Mutter Materialien erbat, um gegen den Vater zu schreiben. Auch zögerte er nicht, ihr seinen Namen zur Verfügung zu stellen, als sie den Kampf gegen diesen mit Waffen fortsetzte, die der Gemeinheit ihres ersten gedruckten Mémoires entsprachen. Seine Verbindungen mit der Journalistik machten es ihm leicht, in anonymen Zeitungsartikeln den „Menschenfreund" herunterzureifsen, ohne dafs sich diese Maulwurfsarbeit im einzelnen verfolgen liefse. Thatsache aber ist es, dafs er den „Courrier du Bas Rhin", eine damals sehr verbreitete, in Kleve erscheinende Zeitung mit übelduftenden Beiträgen der Art versah und sich bemühte, seiner Mutter eine Anzahl von Exemplaren zum Zwecke der Verbreitung zu übermitteln. Auch die in Amsterdam veröffentlichte „Gazette littéraire" wurde vielleicht nicht ohne sein Zuthun mit lügenhaften Notizen über den Prozefs seiner Eltern gespeist[1]).

Eine gröfsere selbständige Leistung ähnlichen Kalibers wurde durch eine wohlwollende Kritik eben dieser „Gazette littéraire", die sich auf die jüngste Ausgabe des „Versuches über den Despotismus" bezog, hervorgerufen. Mirabeau beantwortete sie durch einen scheinbar aus London vom 15. Dezember 1776 datierten, mit den Initialen S. M. (St. Mathieu) unterzeichneten Brief, der unter dem Titel: „Anekdote zur Ergänzung der grofsen Sammlung der philosophischen Heucheleien" gedruckt wurde. Die Leser erhielten hier, angeblich von einem Verwandten des Verfassers jenes Werkes, sehr wichtige Belehrungen. Mirabeau, mit Namen genannt, erschien im besten Lichte. Die Schilderung

[1]) Die November-Nummer 1776 enthält S. 75 in der Lettre aux Éditeurs, datiert Paris 25. Okt. 1776 einen Bericht über den Prozefs von Mirabeaus Eltern, der sehr gehässig gegen den Marquis von Mirabeau, später in Mirabeaus „Anecdote à ajouter au nombreux recueil des hypocrisies philosophiques" aufgenommen wurde.

seiner Jugend, parteiisch wie sie war, konnte nur die herzlichste Teilnahme erwecken. Jedermann mufste dem Edlen das Beste wünschen, der vor dem doppelten Despotismus „seines Vaters und seines Landes“ zu einem Volke, „wo er sich frei glaubt“, geflohen war. Den Vater dagegen mufste jeder verabscheuungswürdig und lächerlich zugleich finden. Denn er war nicht nur ein heuchlerischer Tyrann, der „immer die Tugend im Munde führte“, während er Frau und Kinder mifshandelte, sondern auch ein eingebildeter Ignorant, „der sich zum Gesetzgeber der Könige und Landbauer aufwarf, ohne Roggen und Weizen voneinander unterscheiden zu können“ [1]).

Allem Vorangegangenen setzte Mirabeau die Krone auf, indem er aus freien Stücken für die „unglückliche würdige Frau“ ein Mémoire abfafste, in welchem nicht nur sein Vater, sondern auch sein Schwager Du Saillant und, was dem Marquis am empfindlichsten sein mufste, Madame de Pailly gröblich mifshandelt wurde. Von der „Anekdote“ gingen 550, von dem Mémoire 600 Exemplare an die Mutter ab, und zwar unter keiner geringeren Adresse als der des Ministers de Sartines, an welchem die gedankenlose Marquise einen rechten Gönner zu haben vermeinte. Mirabeau mahnte zur Vorsicht bei der Verbreitung seiner Libelle, die schnell und heimlich durch einen gewandten Kolporteur bewerkstelligt werden müsse. Von der „Anekdote“ meinte er, man laufe sonst Gefahr, einen Nachdruck zu erleben, „und ich möchte doch,“ fügte er mit cynischer Offenheit hinzu, „wenigstens auf meine Kosten kommen.“ Mit äufserster Spannung verfolgte er den Prozefs zwischen den Eltern, der demnächst in letzter Instanz vor dem Pariser Parlamente zum Austrag kommen sollte. Er hoffte, dafs der Vater ruiniert werden, dafs er sein Hotel in

[1]) Nach Lucas-Montigny IV, 47 sollte man meinen, die Anekdote sei sofort in der Gazette littéraire (Amsterdam chez E. van Harrevelt, Libraire dans le Kalverstraat) erschienen. Allein die Jahrgänge 1776 und 1777, die ich, dank der Gefälligkeit der Universitätsbibliothek von Amsterdam, einsehen konnte, enthalten sie nicht, sondern in der Märznummer von 1777, S. 61, nur einen Hinweis auf eine Schutzschrift für Mirabeau, „cet infortuné jeune homme“, und den Zusatz: „Nous attendons avec impatience, pour vous en faire part, cet ouvrage composé, à ce qu'on assure, par M. Linguet (sic) au milieu de ses courses vagabondes.“ Ein Einzeldruck ist heute meines Wissens nicht bekannt. Später ist die „Anecdote à ajouter au nombreux recueil des hypocrisies philosophiques“ in der dritten Ausgabe des „Essai sur le Despotisme“, 1792 wieder abgedruckt worden.

Paris und sein Landgut in Bignon jedenfalls verlieren würde. „Ich gäbe," liest man in einem Briefe an seine Mutter vom 28. April 1777, „ein paar Jahre meines Lebens darum, wenn ich in diesen Augenblicken der Angst bei dir sein und deinen Advokaten mit meiner Feder unterstützen könnte. Denn wie geschickt er auch sein mag: er kennt die Geschichten des Hauses nicht so wie ich[1])".

Mirabeau hat in Vincennes versucht, die Schuld, die er durch dies Benehmen gegen den Vater auf sich lud, abzuschwächen. Er hat behauptet, zum Äufsersten gereizt worden zu sein durch die Anklage blutschänderischen Umganges mit der Mutter, die der Marquis bei den Richtern in Paris in Umlauf gesetzt habe. Nun ist man zwar in der Geschichte des Hauses Mirabeau an das Stärkste gewöhnt. Man wundert sich kaum, hören zu müssen, dafs der eigene Vater Sohn und Tochter des Incestes beschuldigen konnte[2]). Allein für jene Behauptung, die der Gefangene von Vincennes wagte, fehlt auch der Schatten eines Beweises. Vielmehr bleibt die nackte Thatsache bestehen, dafs er, durch seine Flucht ins Ausland dem Arme des Vaters entzogen, ohne neuerdings durch ihn gereizt zu sein, gegen ihn sein Gift ausspritzte. Im günstigsten Falle, wenn der Prozefs für die Mutter gewonnen wurde, mochte er hoffen, mit ihr zu teilen. Im entgegengesetzten Falle durfte er erwarten, wenigstens für seine Mühe einiges an Lohn von ihr zu erhalten.

Er ahnte nicht, dafs der erste aufmerksame Leser seiner Libelle in Frankreich eben derjenige war, der sie zuletzt hätte sehen sollen. Die aus Holland abgeschickten Ballen kamen nicht so bald bei Sartines an, als dieser Mirabeaus Vater von ihrem Inhalt in Kenntnis setzte. War es nicht begreiflich, dafs der Marquis an seinem Vorsatze, „dem Lumpen nicht mehr nachzulaufen", irre wurde? Hätte er noch ein Bedenken gehegt, die Verfolgung wieder aufzunehmen, so hätte sein Bruder, der sonst so gemäfsigte

---

[1]) Dies alles, wodurch Lucas-Montignys Bericht und die bisherigen Darstellungen gründlich korrigiert werden, nach Briefen Mirabeaus an seine Mutter vom 19. Okt., 11. 21. Nov., 16. 23. 29. Dez. 1776, 10. April 1777, von welchen H. Ch. de Loménie die Güte hatte, mir Auszüge mitzuteilen (vgl. L. de Loménie: II, 492—496, 590—595, und die betreffenden Stellen in den Lettres de Vincennes III, 346, 353, 371, 400, 401, 410, 479—481, 585, die mit Vorsicht aufzunehmen sind).

[2]) Peuchet I, 38. 142. 415.

Bailli, es ihm benommen. „Ich glaube nicht," schrieb dieser ihm, „dafs die gröfste Strenge gegenüber der Megäre und ihrem unwürdigen Sohne dir jemals den Anschein der Tyrannei geben kann." Nicht lange währte es, so bot sich dem Marquis eine Gelegenheit, sich des gefährlichen Feindes in Holland zu bemächtigen, die zu verlockend war, als dafs er sie nach einigem Zögern nicht hätte benutzen sollen. Die Familie Ruffey suchte durch Vermittlung des Ministers des Auswärtigen, Vergennes, Sophiens Auslieferung zu erreichen. Ihre Eltern fürchteten ohne Zweifel, sie könnte bei wachsender Not von ihrem Entführer verlassen werden und immer tiefer sinken. Einer der Polizeibeamten, de Brugnières, der schon die vergebliche Jagd auf Mirabeau mitgemacht hatte, wurde beauftragt, die nötigen Schritte beim Herzog de La Vauguyon, dem französischen Gesandten im Haag, zu thun und die schöne Sünderin zurückzugeleiten. Obwohl die Sache, früheren Erfahrungen nach, sehr kostspielig werden konnte, schlofs sich der Marquis den Ruffeys an und liefs Brugnières für seine Rechnung bevollmächtigen, auch seinen Sohn festzunehmen.

Die Flüchtlinge scheinen gewarnt worden zu sein. Aber sei es, dafs sie sich wie bisher völlig sicher wähnten, sei es, dafs die Erschöpfung der Geldmittel es ihnen unmöglich machte, sich zu retten: sie wurden nach eingeholter Erlaubnis der Generalstaaten am 14. Mai 1777 festgenommen. Noch stellte sich ihrer Abführung nach Frankreich ein Hindernis entgegen. Man wollte sie nicht ziehen lassen, ehe nicht ihre Schulden bezahlt wären. Der Marquis mufste in den sauren Apfel beifsen und dem französischen Gesandten die Kleinigkeit von 9500 Livres, die dieser aus seiner Tasche vorgestreckt hatte, zurückerstatten. Seinem Sohne war von Anfang an der Schlofsturm von Vincennes als sicherer Aufenthaltsort zugedacht worden. Sophie sollte ursprünglich nach Ste. Pélagie, einer hauptstädtischen Bewahrungsanstalt schlecht beleumundeter Dirnen, verbracht werden. Ihre Bitten, die Vorstellungen Brugnières' wie des Gesandten, die auf ihren Stand und ihre Schwangerschaft Rücksicht zu nehmen befürworteten, erreichten jedoch so viel, dafs man ihr erlaubte, sich im Hause eines gewissen Fräulein Douay in Paris aufzuhalten, wo sie eine grofse Zahl von Schicksalsgefährtinnen antraf und recht strenge gehalten wurde[1]).

[1]) Ich benutze aufser der gedruckten Litteratur, unter welcher Mirabeaus Briefe aus Vincennes viel Zweifelhaftes enthalten, eine Anzahl von Aktenstücken

Vier Tage vor der in Amsterdam geschehenen Verhaftung war in Pontarlier das Kontumazialurteil gefällt worden: auch dies ein drastisches Zeugnis der alten Kriminaljustiz. Der „Verführer und Entführer“ sollte nach Zahlung von 40000 Livres an Herrn von Monnier enthauptet werden, was vorläufig an einem auf dem Schaffot angebrachten Bilde durch den Scharfrichter ausgeführt werden mufste. Die Ehebrecherin sollte aller ihrer aus dem Ehevertrage herfliefsenden Rechte und aller Ansprüche auf ihre Mitgift beraubt, mit abgeschnittenem Haar auf Lebenszeit in einer geistlichen Besserungsanstalt eingesperrt und daselbst auf ein sehr geringes Kostgeld angewiesen werden. So lange beide infolge der lettre de cachet „unter der Hand des Königs“ waren, hatten sie allerdings die Vollziehung dieses Urteils nicht zu fürchten. Aber es blieb drohend über ihren Häuptern hangen.

Fast gleichzeitig kam ein anderer Prozefs zur Entscheidung, an dessen Verlauf Mirabeau ein weit gröfseres Interesse genommen hatte. Seine Mutter wurde am 12. Mai von dem Pariser Parlamente, obwohl viele seiner Mitglieder dem „Apostel der Physiokratie“ keineswegs wohlwollten, mit ihrer Klage abgewiesen[1]). Die Folge war, dafs sie noch am Abend desselben Tages einen neuen Überfall der Wohnung des Marquis in Scene setzte und nicht vom Platze weichen zu wollen erklärte. Diesmal war ihre Invasion von soviel lärmenden und unschicklichen Zwischenfällen begleitet, dafs die Regierungsgewalt es für gut fand, sich einzumischen. Die Vorstellungen des Marquis und seiner Freunde erwirkten eine lettre de cachet, welche die Oberin des Klosters St. Michel in Paris anwies, „die Dame de Mirabeau in ihr Haus aufzunehmen und bis auf weiteren Befehl, gegen Auszahlung einer Pension von Seite des Marquis, festzuhalten“[2]). Die Sache scheint auf Anregung von Maurepas in einem Kabinetts-

---

aus den Arch. nat. K. 164: eine auf die Angelegenheit bezügliche Korrespondenz zwischen Vergennes, Amelot, Le Noir 30. April — 21. Mai 1777.

[1]) Auch dies findet sich in der Gazette littéraire Juli 1777, S. 45, 46 erwähnt, ebenso das Mémoire der Marquise, dessen Verfasser Mirabeau war, unterzeichnet von ihrem Advokaten M. de la Croix de Frainville.

[2]) Lettre de cachet vom 19. Mai 1777. Arch. nat. L. 1068, ebenda eine Reihe anderer Aktenstücke, die sich auf den Aufenthalt von Mirabeaus Mutter im Kloster St. Michel beziehen, u. a. ein Permefs Le Noirs vom 30. Mai 1777 für die Internierte, ihre Tochter „Madame de Cabry“ (sic) zu sehen „en prenant les précautions d'usage“. Vgl. Loménie II, 607 ff.

rate unter Vorsitz Ludwigs XVI. selbst entschieden worden zu sein. Der Marquis war sehr zufrieden damit. Freilich war sein gefährlichster Feind, die Cabris, noch immer zu fürchten. Sie hatte sich zwar mit Mirabeau damals schon derart entzweit, dafs dieser aus Amsterdam seiner Mutter über sie hatte schreiben können: „Es ist mir unmöglich, sie nach Gebühr zu verachten und zu verabscheuen.“ In den Augen des Marquis aber bildete sie noch immer die Stärke des feindlichen Dreibundes. „So lange ich diese nicht hinter Schlofs und Riegel habe,“ schrieb er seinem Bruder, „habe ich nichts. Denn sie ist die Seele dieser Liga von Briganten ... Sie ist aus dem Holze geschnitzt, aus dem die ewig Verdammten gemacht sind.“ Aber er hoffte, dafs es ihm gelingen würde, sie ebenso unschädlich zu machen wie ihren Bruder. Dessen Los war, wenn der „Menschenfreund“ seine Worte wahr machen konnte, ein fürchterliches. „Ich will,“ hatte er dem Bailli zugleich mit der Nachricht von der Verhaftung des „Ruchlosen“ angekündigt, „dafs aufser der Behörde ich allein seinen Aufenthalt kenne und dafs nach meinem Tode mein Nachfolger ihn aus einem versiegelten Zettel erfahre.“

Achtes Kapitel.

Gefangenschaft in Vincennes.

7. Juni 1777 bis 13. Dezember 1780.

Der Schlofsturm von Vincennes mit seinen breiten Gräben, schweren Zugbrücken, dicken Mauern, düsteren Zellen und vergitterten Fenstern gehört neben der Bastille zu den Erinnerungen an das vorrevolutionäre Frankreich, die sich am wenigsten im Gedächtnis der Nachlebenden verwischt haben. Niemand aber hat mehr dazu beigetragen, das Andenken an dies Wahrzeichen der alten Staatsordnung wachzuerhalten, als der mit schwerer Schuld Beladene, aber zu noch schwererer Bufse Verdammte, der dreiundeinhalbes Jahr lang an jener berüchtigten Stätte seiner Freiheit entgegenschmachtete. Die vier Bände seiner Briefe aus dem Kerker, die ein Jahr nach seinem Tode gedruckt wurden, sind eines der bekanntesten Dokumente der Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts geworden. Nicht nur in Frankreich, auch in Deutschland von den verschiedensten Geistern, einer Rahel und einem F. L. Stolberg, gleicherweise gepriesen, haben sie bis heute nichts von ihrem Ruhme eingebüfst. Schwerlich hat irgend ein anderes Werk, das Mirabeaus Namen trägt, einen so weiten Leserkreis gefunden, und keines nimmt in den Auszügen seiner Biographen einen so breiten Raum ein.

Nun hat es aber mit diesen Briefen eine eigene Bewandtnis. Als Manuel, der Procureur Syndic der Kommune von Paris, sie veröffentlichte, umgab er seine buchhändlerische Spekulation mit einem Gewebe von Lügen. Er behauptete, die einzelnen Stücke dieser Korrespondenz unter den Trümmern der Bastille und auf

der Mairie gefunden oder von Freunden „Gabriels und Sophiens“ angekauft, geliehen, zum Geschenk erhalten zu haben. Auch berief er sich auf eine angebliche Verfügung Mirabeaus selbst, der ihn bevollmächtigt habe, nach seinem Tode die Welt mit diesen Schätzen bekannt zu machen. Dies letzte steht in ausdrücklichem Widerspruch mit gewissen Stellen eben dieser Korrespondenz des Gefangenen von Vincennes, dessen Feder im brieflichen Zwiegespräche zwar vor nichts zurückscheute, der aber vieles, was er dabei berührte, um keinen Preis vor dem grofsen Publikum enthüllt wissen wollte. Seine überlebende Familie rief denn auch die Hilfe der Gerichte gegen Manuel an, konnte dem damals sehr einflufsreichen Manne jedoch nichts anhaben.

In Wahrheit hatte Manuel, was er die „Originalbriefe aus dem Schlofsturme von Vincennes“ benannte, den Akten der Polizei widerrechtlich entnommen. Diese Papiere mögen, wie er behauptet, oft unleserlich und zerrissen gewesen sein. Sehr viele Stücke aber hatten ihren Weg überhaupt nicht in das Polizeiarchiv gefunden. Da Manuel die Lückenhaftigkeit seines Materiales nicht entging, suchte er mitunter durch seine eigene Erfindung nachzuhelfen. Auch machte er sich schwerlich ein Gewissen daraus, die Bezeichnung der Adressaten zu vertauschen, was unter Umständen den Reiz des Pikanten erhöhte, die Datierung zu verändern oder hinzuzufügen. Mit einem Worte: es wäre verfehlt, um Mirabeaus Leben während jener qualvollen zweiundvierzig Monate zu verfolgen, sich nur an Manuels Veröffentlichung halten zu wollen, die weder vollständig noch zuverlässig ist. Sie mufs durch andere Zeugnisse ergänzt, mit sorgfältiger Kritik benutzt werden. Aber auch, wo man ganz sicher sein kann, Mirabeaus eigene Äufserungen zu vernehmen, wird man nie zu vergessen haben, dafs ein Gefangener spricht, ein Mann, dem es um seine Verteidigung zu thun ist, auf dessen Worte man nicht schwören darf. Mit allen diesen Vorbehalten bleibt die gedruckte Korrespondenz aus dem Schlofsturme von Vincennes ein überaus merkwürdiges Buch, ohne das wir kein deutliches Bild von dem seelischen Zustande und der äufseren Lage des Gefangenen haben würden.

Anfangs ging es ihm elend genug. Ohne Habe, in kümmerlichem Aufzug, dazu von körperlichen Leiden gequält, auf eine Stunde täglichen Spaziergangs unter Aufsicht der Wächter beschränkt, fand er sich viel härter gehalten als in irgend einem

der unfreiwilligen Wohnplätze, mit denen er bis dahin Bekanntschaft gemacht hatte. Der Kommandant von Vincennes, Herr von Rougemont, war zwar nicht bösartig, aber doch an die strengen Regeln des Dienstes gebunden. Vor allem empfand es der Gefangene als die schwerste Entbehrung, dafs ihm der Verkehr mit der Aufsenwelt ganz abgeschnitten war. Er erhielt in der ersten Zeit weder Bücher noch Papier und Feder. Er durfte sich „weder mit den Toten noch mit den Lebenden unterhalten". Hier griff nun der Polizeilieutenant Le Noir ein, unter dessen Aufsicht auch das Staatsgefängnis von Vincennes stand. Seine Teilnahme für Mirabeau war, abgesehen von seiner humanen Gesinnung überhaupt, leicht begreiflich. Er war während des „Mehlkrieges" auf Betreiben Turgots abgesetzt worden und hatte daher eher Sympathieen mit dem verfolgten Sohne eines der ersten Physiokraten als mit diesem selbst. Mirabeau nahm diesen Vorteil wahr und stellte sich daher von Anfang an als ein Opfer der Gegnerschaft wider „die Sekte" dar, so manche ihrer Lehren er sich auch angeeignet hatte. Wie viel oder wie wenig Eindruck er dadurch auf Le Noir machen mochte: unleugbar ist es, dafs dieser bald auf Milderung seines Loses bedacht war. Er gewährte dem Gefangenen die Erlaubnis zu lesen und zu schreiben und verpflichtete ihn dadurch zu einer in den überschwenglichsten Worten ausgedrückten Dankbarkeit. Im Laufe der Zeit hatte er sich in Mirabeaus Lob mit Boucher, seinem ersten Sekretär, zu teilen. Er ist es, der im Briefwechsel von Vincennes als „guter Engel" bezeichnet wird und der diesem Namen in jeder Weise Ehre machte. Was sich bisher in Mirabeaus Geschichte fast immer gezeigt hatte, wiederholte sich hier: die, welche seine Aufseher und Wächter sein sollten, wurden seine Gönner und Beschützer. Es mufste doch in seinem Wesen ein Zauber liegen, der alle seine Fehler vergessen liefs. Der Gefangene konnte sich, bei fortgesetztem Verkehr mit diesen Beamten, sogar Vertraulichkeiten herausnehmen, wie sie nur bei den abnormen Verhältnissen der damaligen Zeit möglich waren. Dem einen entwarf er gelegentlich Schilderungen des Charakters seiner nächsten Angehörigen, die nicht leicht jemand vor dem ältesten Freunde laut werden lassen möchte. Den anderen suchte er dann und wann durch schlüpfrige Anekdoten aus dem eigenen Leben zu ergötzen, die ein Wüstling kaum an der Tafelrunde liederlicher Zechgenossen

ausplaudern würde. Eine so weit getriebene Offenherzigkeit scheint ihm jedoch eher genützt als geschadet zu haben.

Sobald er Feder, Tinte und Papier zur Verfügung hatte, begann er sich in Schreiben Luft zu machen, von denen die Hauptmasse an Sophie gerichtet war. Dies sind jene Briefe, so voll von wilden und zärtlichen Gefühlsausbrüchen, von Ergüssen der Liebe, der Eifersucht, des Schmerzes, dafs man beständig an die ihnen vorangegangene „Neue Heloïse" gemahnt wird, aber auch so vielfach befleckt durch versteckte und offene Unzüchtigkeiten, dafs man immer daran denken mufs, wie nahe sie an die „Abenteuer des Ritters Faublas" grenzen. Sentimentalität und Cynismus werden sich selten so enge miteinander verknüpft finden wie in diesen Bekenntnissen, welche für die Augen einer Frau bestimmt waren, und die, wie der Schreiber wufste, zuvor die Augen der Polizei passieren mufsten. Im Falle der Beförderung verlangte diese die Originale zurück. Von ihr hing es aber auch ab, was sie von den Korrespondenzen eines Gefangenen an ihre Adressen gelangen lassen wollte und was nicht. Manches blieb liegen, ohne dafs er es ahnte, und wenn ihm eine Antwort übermittelt wurde, hatte er sie vorschriftsmäfsig abzuliefern. Indessen fanden die Getrennten es bald möglich, durch andere Kanäle sich Nachrichten zufliefsen zu lassen. Man wandte kleine Listen an, wie z. B. mit Citronensaft die Briefumschläge beschreiben. Es gab Boten, die den Gefangenen besuchen durften, wie der Arzt, der ihn behandelte, oder jener Brugnières, der schon in Amsterdam zum Vertrauten der intimsten Heimlichkeiten des ausgelieferten Paares geworden war[1]). Bei alledem vergingen oft Wochen, ohne dafs einer vom andern hörte, bis es ihnen nach Verflufs vieler Monate gelang, einen regelmäfsigen, geheimen Briefwechsel einzurichten[2]).

Einen eigentümlichen Reiz erhalten Mirabeaus Briefe an Sophie, soweit sie bekannt geworden sind, aus der Zeit, die der Geburt ihres Kindes unmittelbar vorausgehen und nachfolgen. Die Angst vor der Ungewifsheit des Kommenden, der Jubel

---

[1]) Lettres de Vincennes IV, 124.

[2]) Dies geht aus der von Lucas-Montigny II, 394 mitgeteilten Briefstelle hervor. Danach wären in einem Jahre zwischen Mirabeau und Sophie 367 Briefe, von denen Manuels Sammlung nichts enthält, im geheimen ausgetauscht worden.

nach Empfang der Kunde vom glücklichen Verlaufe, die tausenderlei liebevollen Ratschläge, die sich auf die Fragen von Pflege und Wartung beziehen, die Phantasieen von physischer und geistiger Entwicklung des Neugeborenen, in denen der Vater schwelgt: das alles hebt sich, wie mit goldenem Schimmer übergossen, von dem düsteren Hintergrunde des Daseins im Kerker ab. Das Kind, ein Mädchen, wurde am 8. Januar 1778 als Tochter der „Gemahlin des Marquis de Monnier" auf die Namen Sophie-Gabrielle getauft. Die Mutter blieb nur noch wenige Monate in Paris. Im April bezog sie auf Anordnung ihrer Eltern das Kloster der Klarissinnen in Gien, das unter Aufsicht eines Herrn von Marville, eines Freundes der Familie Ruffey, stand. Nicht weit davon, in Montargis, lebte Mirabeaus älteste Schwester als Nonne, was zur Folge hatte, dafs ihre Oberin, wie alle Welt, von Sophie mit Bittschriften bestürmt wurde. Das Kind blieb, wie das üblich war, in Kost bei einer Amme auf dem Lande: ein Stein des Anstofses für die Familie Ruffey, den alten Monnier und seine Tochter aus erster Ehe, Madame de Valdahon. Die Eltern Sophiens hafsten den Bastard, dessen Existenz ihre Bestrebungen, eine Versöhnung anzubahnen, durchkreuzte. Der betrogene Greis sträubte sich vor Gericht gegen eine Vaterschaft, die man ihm aufdrang. Die Valdahons fürchteten, um die fette Erbschaft zu kommen, die ihnen nach dem Spruche des Tribunales von Pontarlier sicher zu sein schien. So viel war gewifs: Mirabeau konnte noch weniger als früher von irgend einer dieser Parteien Gutes erwarten.

Von seinen eigenen Angehörigen war nicht mehr zu hoffen. Mit der Mutter hatte er zwar Fühlung, da Brugnières gestattet wurde, so oft er wollte, sie in ihrem Kloster aufzusuchen[1]). Später fehlte es auch, allem Anscheine nach, nicht an direktem brieflichen Verkehr zwischen Mutter und Sohn. Aber wenn der Vater dem auf die Spur kam, so konnte das Mirabeaus Lage nur verschlimmern. An den Oheim, dessen Geduld zu Ende war, trug er zunächst Bedenken, sich zu wenden. So blieb ihm nur noch ein Weg übrig, den zu betreten freilich als ein Wagnis gelten konnte. Er hatte nicht gezögert, sobald ihm die Mittel

---

[1]) Le Noir an die Oberin des Klosters St. Michel 26. Juni 1777. Arch. nat. L. 1068. Ein Brief Mirabeaus an seine Mutter aus der Zeit von Vincennes in Lescure: Les autographes. Paris, 1865 S. 248.

dazu gewährt wurden, seiner Frau und seinem Schwiegervater zu schreiben und ihre Verzeihung zu erflehen. Die Briefe gingen in die Provence ab, wohin der Marquis de Marignane seine Tochter vorlängst zurückgenommen hatte. Dort hatten sie den ganzen öffentlichen Skandal, den Mirabeau hervorgerufen, über sich ergehen lassen müssen. Aufs äufserste gereizt durch gewisse Andeutungen seiner gedruckten Mémoires, deren Sinn die leichtfertige Gräfin nur zu gut kannte, und wahrhaft entsetzt durch den Spruch des Gerichtes von Pontarlier, welcher dem Namen Mirabeau einen unauslöschlichen Schandfleck aufzudrücken schien, atmeten sie erst wieder auf, als sie den Übelthäter kraft einer neuen lettre de cachet im Kerker eingesperrt wufsten. Ihre Absicht war, eine Klage auf dauernde Trennung von Tisch und Bett einzuleiten. Man kann sich vorstellen, wie empört der Vater Marignane darüber war, dafs Le Noir die „unverschämten Briefe des Tollhäuslers" überhaupt habe passieren lassen. Er beschwerte sich deswegen beim Minister Amelot und drang in ihn, niemals daran zu denken, den Gefangenen der „Gesellschaft zurückzugeben". Dies war ganz im Sinne von Mirabeaus Vater gedacht. „Könnte ein Wahnwitziger," schrieb dieser seiner Schwiegertochter, „dessen Charakter so oft auf die Probe gestellt ist, sich bessern, was ganz undenkbar ist, so hätte er sich alle Thüren durch die infamen Libelle verschlossen, die er in seiner Wut gegen den eigenen Vater veröffentlicht hat. . . . Das Schlimmste für einen solchen Menschen wäre, ein ehrlicher Kerl zu werden; er würde sich vor Scham aufhängen." Und der ruhig urteilende Bailli fügte hinzu: „Drei Schlösser und ein doppelter Riegel wären in diesem Falle das Beste und Sicherste" [1]).

Wo war unter solchen Umständen noch Hilfe zu erwarten? Ein Brief an den Herzog von Nivernois, den Freund des Vaters und Schwager des mächtigen Maurepas, hatte keine Wirkung. Ein Brief an den angesehenen Marschall de Noailles, einen Verwandten der Mutter, wurde gar nicht befördert. Le Noir hatte den Grundsatz, die Gefangenen schreiben zu lassen, „um ihre Erregung zu besänftigen". Was aus diesen Stilübungen wurde,

[1]) Der Marquis de Marignane an Amelot 28. August 1777. Le Noir an Amelot 10. September 1777. Arch. nat. K. 164. Der Marquis de Mirabeau und der Bailli an die Gräfin Mirabeau, 2. Sept. 18. Sept. 1777, abgedruckt in Méjan: Recueil des causes célèbres VIII, 180—182.

war seine Sache[1]). So blieb auch, was Mirabeau sich übrigens vorher sagte, ein grofses Mémoire an die Adresse seines Vaters, in den Akten der Polizei vergraben. Es war eine Advokatenschrift ersten Ranges mit geschicktester Gruppierung der Thatsachen, reich an kühnen Behauptungen und noch reicher an kühnen Verschweigungen, aber von einer Kunst des Aufbaues und von einer Glut der Diktion, die den künftigen grofsen Redner ahnen liefsen. Und unausweichbar waren die Fragen, auf die sich alles zuspitzte: „Giebt es denn in meinem Vaterlande keine Gesetze? Ist der Souverän nicht mehr ihr Wächter? Wenn die Justiz noch geachtet wird, wenn die Tribunale noch für alle Bürger da sind, mag man mich richten lassen. Sei ich unschuldig oder schuldig, ist es nicht Sache der Richter, mich freizusprechen oder zu verurteilen?" Dafs solche Fragen überhaupt aufgeworfen werden konnten, war die schärfste Kritik der herrschenden Staatsordnung.

Le Noir that jedenfalls wohl daran, die Deklamationen seines Schützlings für sich zu behalten. Beim alten Mirabeau wäre er sehr übel damit angekommen. Der stritt sich mit der Behörde über die aus Holland angelangten Koffer seines Sohnes herum, auf deren Inhalt er Beschlag legen wollte, weigerte sich die Apothekerrechnung zu berichtigen, die in Vincennes auflief, und erklärte, keinen Sou über 600 Livres jährlich dem Gefangenen zur Verfügung stellen zu wollen. Sorgen und Kosten, die seine wutschnaubende Frau und seine diabolische Tochter verursachten, stimmten ihn nicht besser. Die Marquise, die auch in der Abgeschlossenheit des Klosters St. Michel Mittel und Wege gefunden hatte, mit der Aufsenwelt in Verbindung zu treten, war drauf und dran gewesen, ihren Prozefs wieder aufzunehmen. Um das zu hindern, hatte sie nach Charenton in ein engeres Gewahrsam verbracht werden sollen, das freilich gewöhnlich nur Wahnsinnige aufnahm, während sie, wie ihr Mann bedauernd zugab, nur „halbtoll" war. Schon war ihr an dem neuen Bestimmungsorte ein Zimmer möbliert, eine Kammerfrau ausgesucht und die Pension für ein Vierteljahr vorausbezahlt worden,

[1]) „Je garde aux dossiers les lettres que je ne juge pas devoir faire remettre soit relativement à la nature de l'affaire du prisonnier ou à l'intérêt des familles. J'ai souvent remarqué que ces permissions d'écrire étaient d'un grand secours pour calmer la fermentation des esprits échauffés par la solitude et la captivité!" Le Noir an Amelot 10. Sept. 1777. Arch. nat. K. 164.

als ihr Widerstand die Ausführung des Planes verhinderte. Sie erklärte, sie würde sich eher in Stücke reifsen lassen, als aus dem Kloster St. Michel weichen. Man fürchtete eine Scene; Maurepas entschied, zum schweren Ärger des Marquis, sie solle bleiben, und es währte nicht lange, so belagerte sie den königlichen Prokurator und die Parlamentsräte wieder mit Klagen und Denkschriften. Sie liefs sich auch durch die Entfernung ihrer Tochter Louise de Cabris nicht entmutigen. Diese war zunächst, als sie in der Hauptstadt zu viel Anstofs gegeben hatte, nach Lyon verwiesen worden. Dort brütete sie Rache, beschimpfte nicht nur ihren Vater, sondern auch ihren Oheim, brachte die ganze Familie Cabris gegen sich auf und trieb es so toll, dafs dreifsig Verwandte, mit dem Bailli an der Spitze, eine lettre de cachet forderten, die ihren Umtrieben ein Ende setzen sollte. Als sie den Sturm herankommen sah, näherte sie sich wieder ihrem geisteskrank gewordenen Manne, stellte sich mit ihm unter den Schutz des Parlamentes von Aix, mufste aber schliefslich die Abführung ins Kloster der Ursulinerinnen zu Sisteron über sich ergehen lassen. Das dämonische Weib verschwindet damit aus dem Leben ihres Bruders, in das es so tief eingegriffen hatte. Nur das furchtbare Urteil, welches er später noch gelegentlich über diese einst glühend geliebte Schwester fällt, erinnert an ihr Dasein, das erst lange nach der Revolution verhältnismäfsig friedlich endigte.

So waren die Frau und zwei Kinder des „Menschenfreundes“ hinter Schlofs und Riegel verbracht, und dies durch wiederholtes Eingreifen „königlicher Befehle“. Die öffentliche Meinung fing an, über den starken Verbrauch von lettres de cachet in dieser einen Familie erregt zu werden. Der Marquis nahm demgegenüber für gewöhnlich die Miene des stolzen Verächters eines verweichlichten Zeitalters an. Er drapierte sich gerne mit dem Gewande eines Geschlechtshauptes von antiker Strenge, das, ohne Rücksicht auf eigene Interessen, nur darauf bedacht ist, die gesellschaftliche Ordnung zu schützen. In Wahrheit beweisen aber vertrauliche Äufserungen, dafs sein Stolz erheuchelt war und dafs seine Strenge immer nur aus sehr persönlichen Motiven hervorging. Mag er dadurch ebensoviel einbüfsen wie gewinnen: er kommt uns menschlich jedenfalls näher. Den selbstzufriedenen Nachahmer eines alten Römers staunen wir an, ohne ihn zu begreifen. Wir verstehen den von Schande, Unglück und Be-

wufstsein eigener Irrtümer verfolgten Edelmann des achtzehnten Jahrhunderts, der im Grabe von allen Qualen ausruhen möchte, aber den ihm aufgedrungenen Kampf gegen die Nächsten doch nicht glaubt aufgeben zu dürfen, um wenigstens aus dem Schiffbruche seines Lebens zu retten, was ihm an Trümmern geblieben ist. Dies aber schien ihm nur möglich zu sein, wenn die Absichten seiner Frau durchkreuzt wurden, und dafür wieder war, nach allem Vorgefallenen, von höchster Wichtigkeit, den Gefangenen von Vincennes sobald nicht freizulassen. Die Frage war nur, ob die Regierung niemals müde werden würde, die Verantwortlichkeit dafür zu tragen.

Mirabeau blieb nichts übrig, als die höchsten Vertreter der Gewalt selbst darüber zur Rede zu stellen. Der Frühling 1778 war herangekommen, und noch sah er keinen Schimmer von Hoffnung. Da verfafste er Briefe an Amelot, Maurepas, den König, deren Grundgedanke die Bitte war, „seinen Anklägern gegenübergestellt zu werden" und einen Unparteiischen, etwa Le Noir, zwischen ihm und seinem Vater entscheiden zu lassen. Es fehlte nicht an gewagten und unvorsichtigen Stellen in diesen Schreiben, wie wenn er dem König erklärte, sein filziger Vater habe 100 000 Livres jährliche Rente, oder wenn er den ersten Minister an die Ungnade erinnerte, die ihn selbst einst unter Ludwig XV. betroffen habe. Auch hütete sich Le Noir, diese Aktenstücke zu befördern. Es wäre begreiflich gewesen, wenn ihr Verfasser, ohne Aussicht auf Rettung und sogar ohne Antwort auf seine Hilferufe ganz und gar den Mut verloren hätte. Er mochte glauben, sein Leben in diesem Kerker beschliefsen zu müssen. So würden sich die oft citierten Abschiedsbriefe an Sophie, seine Mutter, seinen Vater, seinen Bruder, Le Noir und Boucher erklären, die er für den Fall seines Todes diesem letzten übergab. Doch ist es auffällig, dafs er ihn schon bei der Übersendung bat, sie zu lesen, als wäre sein Hauptzweck gewesen, durch einen theatralischen Effekt Eindruck auf den überwachenden Beamten zu machen[1]).

Wie dem auch sei: die melancholischen Gedanken nahmen ihn nicht gefangen. Die Spannkraft seines Geistes bewährte sich auch jetzt, und die nie ermattende Beschäftigung beschwor die Stürme der Seele. Fassen wir gleich hier zusammen, was an

[1]) Lucas-Montigny II, 242, 243.

litterarischen Arbeiten Mirabeaus der Epoche von Vincennes angehört, so finden wir, dafs er im Laufe der Zeit nicht eben knapp mit Lesestoff gehalten wurde. Auch die regelmäfsige Lieferung von zwei Journalen, dem „Mercure de France“ und dem „Esprit des Journaux“ setzte er, wennschon nicht ohne Mühe, endlich durch. Für niemanden aber war es nötiger, wenn er selbst etwas hervorbringen wollte, sich an die Werke oder Berichte anderer anzulehnen, als für ihn. Sogar in seiner Korrespondenz mit Sophie hat man Stücke aus beliebten Tragödien gefunden, die schwerlich von Manuel herrühren. Seine Stärke bestand darin, mit der Feder in der Hand zu lesen, Auszüge auf Auszüge zu häufen, Mottos und Citate zu notieren, und wenn der richtige Moment für die Bearbeitung eines Gegenstandes gekommen schien, aus seinem reichen Lager das Passende herauszugreifen und es im Feuer seiner rhetorischen Schreibweise zu einem Ganzen zu verschmelzen. Mit Wiederholungen nahm er es dabei nicht genau. Selbst was zwei- oder dreimal in Briefen vorgekommen war, dünkte ihn häufig immer noch gut genug, um ein viertes Mal im Druck zu erscheinen. So war es nicht schwer, dem unkritischen Leser durch eine scheinbar sehr bedeutende Gelehrsamkeit und Gedankenfülle zu imponieren. Der tiefer Blickende wird sich aber nicht darüber täuschen, mit wie viel gestohlenem Gute der unermüdliche Vielschreiber sich zu bereichern wufste. Dafs es an zahlreichen, ihm allein gehörigen Ideen nicht fehlt, ist jedoch unleugbar. Auch findet man häufig in seinen noch erhaltenen handschriftlichen Sammlungen rasch hingeworfene Reflexionen in epigrammatischer Form, die er geistreich „Pierres d'attente“ nannte. Es waren gleichsam die vorspringenden Steine eines noch unfertigen Gedankenbaues, deren Ausfüllung und Zusammenfügung der Zukunft vorbehalten blieb. Dazu bedurfte er aber regelmäfsig der Ausnutzung fremder Kräfte.

Diese ihm von jeher gewohnte Art des Arbeitens wurde durch die lange Haft in Vincennes, wo er volle Mufse zum Aufspeichern hatte, wesentlich begünstigt. Seine Feder war unermüdlich geschäftig, und was anfangs unentbehrlicher Zeitvertreib gewesen war, wurde bald praktisches Bedürfnis. Denn die Not drängte ihn, auf Honorar von Buchhändlern zu spekulieren, um für sich und Sophie, die ebensowenig hatte wie er selbst, etwas zu verdienen. Je länger seine Haft dauerte, desto weniger fand

er sich dabei durch seine Aufseher gehindert. Sie liehen ihm im Gegenteil ihre Hilfe. Vor allem erwiesen sich ihm Bouchers Dienste auch hier als unschätzbar. Was Wunder, wenn er darauf verfiel, dem raffinierten Geschmack eines grofsen Leserkreises entgegenzukommen, in Übersetzungen, Nachahmungen und lüsternen Zuthaten der eigenen erhitzten Phantasie das Nackte darzustellen, und wo er ihm einen dünnen Schleier überwarf, dadurch noch mehr zu reizen! Es gehört zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser Zeit und dieser Menschen, dafs er Sophien mit Behagen an dem Fortschreiten solcher Obscönitäten, wie des Romanes „Meine Bekehrung" teilnehmen lassen kann. Welchen Gegensatz dazu bietet es, wenn er ihr in rührender Vatersorge zu Nutz und Frommen ihres Kindes eine kleine handschriftliche Abhandlung über die Kuhpockenimpfung zugehen läfst, für die er sich aus dem Studium einer grofsen Anzahl medizinischer Schriften begeistert hat, oder wenn er ihr einen kurzen Abrifs einer französischen Grammatik von seiner Hand überschickt, nach der sie einst ihre Tochter lehren soll, ihre Muttersprache gut zu schreiben[1]). Wie diese Versuche damals ungedruckt blieben, so auch Betrachtungen über die Toleranz, historische Skizzen aus alter und neuer Zeit, Aufsätze über Litteraturgeschichte und Mythologie, fragmentarische Übersetzungen der Ilias nach dem Englischen Popes, des Ovid, Tacitus und anderer nach dem Originale. Eine Geschichte der Vorgänge, die Sophie in seine Arme geführt hatten, teilweise nach Notizen, die sie ihm anfertigen mufste, in dialogischer Form, war nur für das eingeweihte Paar selbst bestimmt[2]). Eine bittere Vergleichung der Theorieen und der Praxis des „Menschenfreundes" sollte zur Erheiterung von Le Noir dienen. Dies Stück Gefängnisarbeit ist erst durch Manuels Veröffentlichung bekannt geworden. Noch später, sieben Jahre nach Mirabeaus Tode, gab ein unternehmender Buchhändler eine sehr mittelmäfsige prosaische Übersetzung des Tibull heraus, mit der sich Mirabeau in Vincennes

---

[1]) S. Ausführliches über beide Mss. im Catalogue de la collection .. de feu M. Lucas de Montigny. Paris 1860 S. 377, 379, über das zweite auch M. Pellet: Variétés révolutionnaires. Deuxième série 1887, S. 147—153. Der „traité de l'inoculation" vollständig abgedruckt Revue retrospective 1835. IV, 398—430. V, 51—93.

[2]) Sainte-Beuve: Causeries du lundi, 3. Ed. Bd. IV. Mirabeau et Sophie. Dialogues inédits.

eifrig beschäftigt hatte, deren Grundstock aber von dem Sohne seines alten Lehrers Poisson als Eigentum beansprucht wurde[1]).

Bei weitem das wichtigste aller in Vincennes entstandenen Werke bleibt noch zu erwähnen. Es ist das 1782, nach Mirabeaus Freilassung, erschienene Buch „über die lettres de cachet und die Staatsgefängnisse". Er war so kühn, den zweiten Teil seinem „Wohlthäter" Le Noir zu widmen und das ganze Manuskript noch in Vincennes Bouchers Urteil zu unterbreiten, der es ihm jedoch ungelesen zurücksandte. Allerdings bilden auch hier eilig zusammengeraffte Lesefrüchte, einerlei ob aus Hesiod, Plato, Cicero oder aus Macchiavelli, Blackstone, Robertson, keinen kleinen Bestandteil des Ganzen. Aber die persönlichen Erfahrungen, die der Verfasser auf diesem Felde seit Jahren gemacht hatte, geben seiner Darstellung einer der Nachtseiten des vorrevolutionären Staates eine individuelle Färbung von unwiderstehlicher Kraft. Auch was er über die Mängel der Pariser Polizei, verglichen mit derjenigen von Amsterdam, berichtet, ist ganz aus dem Leben geschöpft. So wenig verleugnet sich das autobiographische Element, dafs ganze Stücke aus seinem Briefwechsel und sehr verständliche Anspielungen auf seinen Vater Aufnahme gefunden haben. Einen übeln Eindruck machen die heftigen Ausfälle gegen Herrn von Rougemont, den Kommandanten von Vincennes. Sie stimmen nicht wohl mit anderen Äufserungen aus der Zeit der Haft Mirabeaus überein. Wäre es wahr, wie Brissot behauptet, dafs Mirabeau mit der Frau Rougemonts ein Verhältnis anzuknüpfen gewufst hätte, so liefse sich die Beschimpfung des Mannes in dem nachmals gedruckten Werke vielleicht dadurch erklären[2]).

Wie persönlich auch immer das Buch über die lettres de cachet gefärbt sein mag: sein Hauptinteresse liegt doch darin, dafs es einen Schlufs auf die Richtung erlaubt, welche die Ideen des Gefangenen von Vincennes über Fragen des allgemeinen

[1]) Die Behauptung La Chabeaussières, wie der Schriftstellername von Poissons Sohn lautet, wird bestätigt durch Brissot: Mémoires S. 378.

[2]) Lucas-Montigny IV, 69. (Luchet): Mémoires pour servir à l'histoire de l'année 1789. II, 97—100. Noch in einem 1789 gegen Mirabeau gerichteten Kollektivmémoire sagt einer der Verfasser, Bertrand, der Schliefser im Donjon von Vincennes gewesen sein will: „Il semblait effectivement que M. de Rougemont fut un fermier général, M. de Mirabeau donnait ses ordres". Arch. nat. Section admin. F. 7,4343 Carton 149 Nr. 51.

Wohles je mehr und mehr nahmen. Hält man zur Ergänzung eine Reihe anderweitiger Äufserungen von ihm aus dieser Zeit daneben, so wird das Bild seiner politischen Ansichten ein ziemlich klares[1]). Auch jetzt noch ist der Einfluſs der Physiokraten auf seine Denkweise sehr mächtig. Er mag den Vater im „Menschenfreunde“ hassen: den Schriftsteller sieht er sich vielfach gezwungen in ihm zu ehren. Ganze Seiten, welche die herbste Kritik Ludwigs XIV., „des stolzen Sultans“, enthalten, sind nur ein Abklatsch des väterlichen Musters. Aber auch Turgot und Du Pont haben ihn in ihren Bannkreis gezogen. Seine Begeisterung für ein Volksheer von Milizen verleugnet ebensowenig das Studium ihrer Ideen, wie seine Schwärmerei für den Abschluſs von Handelsverträgen bisher feindlicher Nationen, z. B. der englischen und französischen. Mit Turgot und Du Pont wendet er sich selbstverständlich gegen den Begriff des „gesetzlichen Despotismus“, dem noch sein Vater groſse Zugeständnisse gemacht hatte. Er ist empört über den Vergleich der monarchischen Autorität mit der patriarchalischen. Er spottet über die „chinesischen Romane“, zu denen die volkswirtschaftlichen Bücher geworden seien. Es steht ihm sogar fest, daſs es „Gegengewichte im Staate“ geben müsse, weil sonst „die Vereinigung der Gewalten“ an einer Stelle stattfinden und dies den Tod der Freiheit herbeiführen würde.

Man könnte danach meinen, daſs er der Schule Montesquieus angehöre. Er hat ihn studiert und schätzt ihn hoch. Aber er ist weit entfernt davon, ihm sklavisch zu folgen. Er findet ihn zu gemäſsigt und kann seinen Glauben, „daſs die englische Verfassung das Meisterstück des menschlichen Verstandes sei“, nicht teilen. „Montesquieu,“ sagt er einmal, „setzt sich immer mit den Priestern und mit den Königen auseinander und opfert häufig das natürliche Recht dem positiven Rechte auf.“ Indessen dürfte man ihn in politischer Hinsicht auch nicht den unbedingten Anhängern Rousseaus zurechnen. Wie viel im allgemeinen von seinem Geiste auf ihn übergegangen war, wird allerdings unzählige Male in eben dieser Zeit durch seine Feder bezeugt. Er hatte Rousseau gekannt, und sein Leben wie sein Sterben erschien ihm wie das eines Mannes „von erhabener

[1]) F. Decrue: Les idées politiques de Mirabeau. Revue historique 1883.

Seele". Das Wort, „lasse die Natur walten", welches den Grundton so vieler seiner Ratschläge für Sophie, als Frau und Mutter, bildet, deutet die grofse Umwälzung der Erziehung an, die, vom Émile ausgehend, auch Mirabeau tief ergriffen hatte. Er nennt später einmal den Émile „das vollkommenste Buch, das vielleicht je ein Mensch geschrieben habe"[1]). Dem Contrat social steht er dagegen kritischer gegenüber. Zwar bezweifelt er nicht, dafs „das Recht der Souveränität einzig und unveräufserlich im Volke ruht, und dafs der König nur der erste Beamte des Volkes ist". Aber die „tumultuarische Demokratie" antiker Volksversammlungen ist ihm antipathisch, und die Souveränität auf Feststellung einer Staatsreligion, bestände sie auch nur in ein paar Glaubenssätzen, erstrecken wollen, dünkt ihn empörend.

Indem er sich von den theoretischen Spekulationen zu den praktischen Aufgaben wendet, welche der Zustand seines Vaterlandes der nächsten Zukunft zu stellen schien, beklagt er wiederholt „den Mangel einer Verfassung", die der Nation das Recht gäbe, durch regelmäfsig und „freigewählte Vertreter" bei der Gesetzgebung mitzuwirken und die Steuern zu bewilligen. Damit geht er auch über das hinaus, was Turgot und Du Pont verlangt hatten[2]). „Ohne Verfassung sind wir Sklaven," ruft er ein Jahrzehnt vor dem Zusammentritt der Konstituante aus. Er weifs, dafs es mit geschriebenen Grundrechten und konstitutionellen Artikeln allein nicht gethan ist. Aber er betont, dafs „gesetzliche Formen" bei der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge unter allen Umständen den besten Schutz gewähren. Er verkennt auch nicht, dafs im „leichtfertigen", der politischen Mitarbeit entwöhnten Frankreich, „wo alles Mode und Laune ist", die Aufrichtung des Verfassungsstaates sehr schwierig sein wird. Aber er lebt des Glaubens: „Es giebt keine Sklaverei, die nicht der Freiheit eine Thüre offen liefse."

Als er diese Worte niederschrieb, sah er für seine eigene Freiheit noch keine Thüre offen. Zwar trat am 8. Oktober 1778 ein

---

[1]) De la monarchie Prussienne etc. V, 117. — „Je l'ai connu" Lettres de Vincennes IV, 246; vgl. o. S. 38.

[2]) Du Ponts politische Ansichten vor der Revolution erhalten eine merkwürdige Beleuchtung durch seinen langen Brief an den badischen Minister von Edelsheim 11. Juli 1787. (Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden, bearbeitet von Erdmannsdörffer, Heidelberg 1888 I. 269—276.) Leider hat sich Schelle, der neueste Biograph Du Ponts, die im Karlsruher Archive aufbewahrten Korrespondenzen Du Ponts entgehen lassen.

Ereignis ein, von dem sich möglicherweise eine Rückwirkung auf sein Schicksal erwarten liefs: der Tod seines fünfjährigen Sohnes, des Stammhalters des Geschlechtes Mirabeau. Der Schlag traf ihn hart, so wenig er auch in den letzten Jahren von der Entwicklung des Kindes gehört, so wenig er selbst sich um sie gekümmert hatte. Aber nicht minder hart traf er seinen Vater, der seinen Namen erlöschen und die Marignanesche Erbschaft seinem Hause verloren gehen sah. Er hielt es sogar nicht für ausgeschlossen, dafs Seitenverwandte der jungen Gräfin, die nach ihrem Vermögen schielten, den Knaben aus dem Wege geräumt hätten. Die trauernde Mutter, mag sie diesen Verdacht geteilt haben oder nicht, äufserte den Wunsch, die Stätte ihres Verlustes mit einem Aufenthalte bei ihrem Schwiegervater zu vertauschen, und der Bailli meinte, sie würde alsdann nicht umhin können, an eine Vereinigung mit ihrem Manne zu denken. Allein er traf damit bei seinem Bruder auf taube Ohren, und da die Reise der Gräfin unterblieb, fiel die Grundlage des ganzen Planes weg.

Auch der Winter 1778 auf 1779 erschlofs dem Gefangenen noch nicht die Thore seines Kerkers. Den Gedanken an Flucht wies er von sich. Sie bot zu grofse Schwierigkeiten, und wäre sie gelungen, was hätte er, von Mitteln ganz entblöfst, mit seiner Freiheit beginnen sollen? Öfter kam er auf den Wunsch zurück, genügend equipiert, den französischen Truppen eingereiht zu werden, die in Amerika gegen die Engländer kämpften. Die Kunde der grofsen Weltereignisse drang zu ihm; er begrüfste den Abschluſs des Vertrages zwischen Frankreich und den Kolonieen mit Freuden und jubelte darüber, dafs „die Freiheit noch ein Asyl auf Erden haben werde“. In der Folge wurde sein persönliches Interesse an der französisch-amerikanischen Waffengenossenschaft noch gesteigert. Sein Bruder hatte sich durch sein wildes Leben im alten Europa so gut wie unmöglich gemacht. Für ihn sollte die Teilnahme am Kriege gegen England eine Schule werden, und er bedeckte sich denn auch in den Kämpfen zu Wasser und Lande mit Ruhm. Mirabeau war indessen nichts weniger als gut auf „den Herrn Chevalier“ zu sprechen und hatte seine Gründe dafür. Kurz vor seiner Abfahrt nach Amerika spielte dieser Bruder ihm den Possen, einen Roman zu erfinden, dessen Gegenstand ein erdichteter Besuch bei Sophie, und dessen Held er selbst war. Dies Phantasiestück wurde zwar bald aufgeklärt, aber der Gefangene trug es dem

Erfinder lange nach. Auch seine militärische Tüchtigkeit wollte er nicht gelten lassen. Der Bruder, meinte er, werde sich jenseits des Ozeans nur mit den Negerinnen zu Grunde richten, während er selbst einen nützlichen Offizier abgegeben haben würde. Je sehnsüchtiger er ins Weite strebte, desto mehr drohte in der engen Haft seine Gesundheit zerrüttet zu werden. Auch seinen Aufsehern war dies schon längst nicht entgangen. Sein Schlaf war gestört, seine Augen wurden immer schwächer, er litt an Blutungen. Zeitweise hatte er so heftige Schmerzen, dafs er ein Steinleiden fürchtete. Er forderte bessere Beleuchtung, Wäsche, Kleider, einen Diener, einen anderen Arzt als den des Gefängnisses. Le Noir befürwortete manche seiner Wünsche beim Minister Amelot[1]), aber da ihre Erfüllung Kosten machen mufste, die dem Vater zur Last gefallen wären, so war nicht viel zu hoffen.

Mehr Aussicht auf Erfolg schienen Verhandlungen zu haben, welche die Familie Ruffey angeknüpft hatte, um einen Ausgleich Sophiens mit ihrem Manne zu bewirken. Es bleibe dahingestellt, was Mirabeau von ihrem Gange erfahren hat, in dem es nicht an Demütigungen Sophiens fehlte. Genug, dafs ihr Bestreben darauf gerichtet war, ihrem gefangenen Freunde dabei so viel wie möglich zu nützen und ihre Sache nicht von der seinigen zu trennen. Jedenfalls sollte das Urteil des Gerichtes von Pontarlier für beide gleichzeitig kassiert werden. Indessen, mochte die Verhandlung ausgehen, wie sie wollte: die Lösung der Haft konnte nur durch Rücknahme der lettre de cachet erreicht werden. Ob ein Maurepas oder Amelot von selbst dazu schreiten würde, war zweifelhaft. Sicherheit bot nur ein Antrag des Vaters. Noch hatte dieser durch kein Zeichen zu erkennen gegeben, dafs er geneigt sei, mildere Saiten aufzuziehen. Aber seit dem Frühling 1779 stellte sich mit geheimer Einwilligung des Alten wenigstens ein Vermittler ein, der bereit war, die Brücke zwischen Vater und Sohn zu schlagen.

Es war Du Pont, der Freund des Hauses Mirabeau, nach dem Urteile des Gefangenen von Vincennes der „einzige wirklich geniale Ökonomist“. Er hatte schon längst gewünscht, Du Pont zu sprechen, da er grofses Zutrauen zu ihm hegte und wohl wufste, wie viel sein Vater auf diesen seinen Schüler halte. Auch nahm sich Du Pont mit allem Eifer seiner Mission an, wobei ihn Boucher und selbst Le Noir, obwohl von früher her mit ihm

[1]) Le Noir an Amelot 13. Januar 1779. Arch. nat. K. 164.

gespannt, nach Kräften unterstützten. Mit Hilfe der Freunde kam ein reuiger Brief an den Vater zustande, dessen Beförderung sie glaubten verantworten zu können. Er fiel etwas bombastisch aus, aber wenn es sein müsse, meinte der Gefangene, „lieber mit Phrasen um sich werfen, wie man sie hören will, als mit solchen, die man nicht hören will". Ein Brief an den Oheim, auf dessen gutes Herz er doch noch immer rechnete, schlofs sich daran. Das Hauptstück bildete aber ein Schreiben an die Gräfin, die ihre Fürsprache einlegen sollte. Denn dies allein, erklärte Du Pont, würde den Starrsinn des Vaters brechen können. Sophie hatte gegen diesen Schritt nichts einzuwenden, wenn er nur zur Befreiung Gabriels führte. Sie setzte sich mit Du Pont in Verbindung und wagte sogar, dem Vater Mirabeau selbst einen romantischen Brief zu schreiben.

Gewonnen war mit alledem noch nichts. Der Marquis beschränkte sich darauf, Le Noir eine Empfangsbescheinigung der übermittelten „Phrasen" zu senden, machte sich lustig darüber, dafs „alle Narren und Närrinnen der Welt sich das Wort gegeben hätten, ihm ihre Hochachtung zu bezeugen", und verwies seine Schwiegertochter ganz auf den Rat ihres Vaters. Dieser, obwohl gleichfalls von Mirabeau und Du Pont mit vereinten Kräften angegriffen, zeigte nicht die mindeste Lust, irgend etwas für die Wiedervereinigung seiner Emilie mit einem „Wüterich" zu thun, und die Gräfin selbst weigerte sich, „gemeinschaftliche Sache" mit dem Manne zu machen, der ihr in gedruckten Denkschriften unverzeihliche Beleidigungen zugefügt habe. Sie hatte nach dem Tode des Kindes die gerichtliche Trennung der ehelichen Gütergemeinschaft durchgesetzt und betrachtete dies nur als eine vorläufige Abschlagszahlung. Der Bailli endlich richtete seine Antwort ganz nach dem Willen seines Bruders ein und liefs die Frage offen, ob dieser dem ungeratenen Sohne jemals würde vergeben können.

Wie man sieht, fand Du Pont weder in Bignon noch in der Provence viel Ermutigung. Aber auch in Vincennes erntete er wenig Dank. Einen anspruchsvolleren Notleidenden als Mirabeau konnte man sich nicht vorstellen. Er wollte nicht begreifen, wie es möglich sei, dafs der sich aufopfernde Freund durch Krankheit oder eigene Geschäfte von seiner Angelegenheit abgezogen würde. Er schlug seine guten Ratschläge häufig in den Wind und nahm ihm Vorwürfe wegen seiner Vergangenheit, die nur allzuwohl

begründet waren, sehr übel. Mitunter stellte er ihn in seinem Briefwechsel, der doch durch Le Noirs Hände ging, empfindlich blofs. Aber Du Pont war unermüdlich, eilte zwischen den Parteien hin und her, beschwichtigte hier, ermahnte dort und gab die Hoffnung nicht auf, die Fesseln des von Ungeduld Verzehrten zu sprengen. Dieser schöpfte ebenfalls Mut aus der fortgesetzten Korrespondenz mit seinem Oheim. So eindringlich ihm der würdige Bailli, immer unter den wachsamen Augen seines Bruders, den Text las, so war doch schon etwas dadurch erreicht, dafs er sich überhaupt darauf einliefs, über Sühne und Besserung mit ihm zu diskutieren. Dazu kamen die fortgesetzten Aufmunterungen Le Noirs, der ihm jetzt von selbst Briefe an hochstehende Persönlichkeiten abverlangte und ihm versicherte, sogar Maurepas finde seine Haft zu lang.

Währenddessen wurde auch die äufsere Lage des Gefangenen merklich erleichtert. Man räumte ihm ein Stückchen Garten ein, wo er in der guten Jahreszeit den ganzen Tag die frische Luft geniefsen konnte. Man erlaubte ihm später, sich in bestimmten Grenzen zu Pferde zu tummeln, was seinem Schlafe und seinen Nieren zu statten kam. Im Sohne eines der Schliefser der Gefängniszellen fand er einen Sekretär, den er bei seinen Schreibereien verwenden konnte. Sein Gesang lockte die Damen, die im Schlosse wohnten, ans Fenster, und mit mancher konnte er nähere Bekanntschaft machen. Er durfte, aufser Du Pont, hie und da auch andere Besucher empfangen, wie jenen Herrn von Marville, der Mirabeaus Einfluſs auf Sophie benutzen wollte, um die Pläne zu verwirklichen, welche ihre Eltern für sie schmiedeten. Von gröfster Wichtigkeit war ihnen, sie zu der Erklärung zu bestimmen, die kleine Sophie-Gabrielle trage mit Unrecht den Monnierschen Namen. Schon war der alte Monnier durch Spruch des Gerichtes von Pontarlier zur vorläufigen Zahlung von Alimentationskosten angehalten worden. Bestand die Mutter darauf, das Kind für ein eheliches auszugeben, so mufsten alle Ausgleichsverhandlungen, deren Erfolg ohnehin unsicher war, scheitern. Im Mai 1780 fiel allerdings dies Hindernis weg. Das Kind, vermutlich bei seiner bäurischen Amme nicht zum besten aufgehoben, starb während des Zahnens. Der Vater hatte in seinem Gefängnisse nur das Bild der Kleinen zu sehen bekommen. Mit seinem Schmerze paarte sich die Sorge, wie Sophie den Verlust tragen würde. Indessen läfst sich doch nicht verkennen, dafs der Tod des

Kindes das Band, welches sie mit Mirabeau verknüpft hatte, lockerte. Wohl finden sich in seinen Briefen noch glühende Gelöbnisse ewiger Liebe und Treue und Vertröstungen auf eine glückliche Zukunft. Aber wie ehrlich sie im Augenblick auch gemeint sein mochten: sie blieben im Wandel der Ereignisse unerfüllt.

Auf der anderen Seite überwand sich die Gräfin im Sommer 1780, bei ihrem Schwiegervater ein gutes Wort für Mirabeau einzulegen. Vielleicht wirkte bei ihr die Furcht mit, er könne, zum Äufsersten getrieben, der Welt doch noch einmal seine Anspielungen auf ihr früheres Verhältnis zum jungen Gassaud deutlicher machen. Mirabeau wufste jedenfalls, was er von den wahren Gesinnungen seiner Frau zu halten hatte. Die seinigen waren den ihrigen ganz entsprechend. Er spottete gelegentlich darüber, dafs er einen „reizenden Brief“ an sie zusammengedrechselt habe, der „einen zweiten Band Anakreon“ abgeben könne.

Indessen wirkte der Schritt der Gräfin auf das Verhalten des Vaters ein. Dieser hatte ihn immer als Vorbedingung der Befreiung gefordert. Von der „Posteromanie“ besessen, wie er es nach des Bailli Ausdruck war, bekannte er sich zu dem Satze, „dafs die Welt aussterben würde, wenn die Narren keine Kinder erzeugten“. Allein der Wunsch, „seine Rasse“, und wäre es auch durch einen Narren, fortgepflanzt zu sehen, bestimmte ihn nicht ausschliefslich. Noch wichtiger war ihm eine andere Erwägung. Von Tag zu Tage wurde es klarer, dafs seine Frau in ihrem Kloster St. Michel noch Mittel genug hatte, um Unheil anzustiften. Kein Verbot schreckte sie von der Fortsetzung des Kampfes durch Ausstreuung von Schmähschriften ab. Kein Vermittlungsversuch brachte sie zur Annahme einer gütlichen Auseinandersetzung. Umlagert von schlauen Ratgebern, die sie verhetzten und ausbeuteten, liefs sie dem Marquis keine Ruhe und zerrüttete, so viel ihr möglich war, ihr Gut. Sein Bruder hatte ihm wiederholt geraten, den Frieden endlich dadurch zu erkaufen, dafs er ihr das Ihrige überlasse. Er hatte vorausgesetzt, der Marquis werde auch dann noch, mit seiner edelmütigen Unterstützung, anständig leben können. Dieser aber hatte immer sehr triftige Einwendungen erhoben. Vor allem fürchtete er, seiner unglücklichen Finanzverwaltung sich sehr wohl bewufst, falls die eheliche Gütergemeinschaft aufgehoben würde, sofort in endlose neue Prozesse wegen Verschleuderung des Vassanschen Erbes verwickelt zu werden. Zuletzt aber sah er keinen Ausweg als den

vom Bailli empfohlenen. Er war bereit, sich auf die Aufhebung der Gütergemeinschaft einzulassen, wenn er nur vor zukünftigen Angriffen sichergestellt würde. Auch wünschte er für einige der Kinder etwas herauszuschlagen. Es liefs sich vorausschen, dafs die Verhandlung mit der störrischen Bewohnerin des Klosters St. Michel ein schweres Stück Arbeit sein würde. Der Unterhändler mufste vorsichtig ausgewählt werden. Wie nun, wenn man den Gefangenen von Vincennes mit diesem Geschäfte betraute, wenn man ihn, um es zu führen, der Freiheit zurückgab? Zwar hatte Mirabeau im Kampfe gegen den Vater, sich gleichsam mit Haut und Haaren der Mutter verschrieben. Aber es wäre nicht das erste Mal gewesen, dafs er die Partei wechselte, und diesmal winkte der höchste Preis.

Der Alte hatte seinen Erstgeborenen ganz richtig taxiert, aber sein Stolz verbot ihm, selbst hervorzutreten. Seine Tochter Karoline, Madame Du Saillant, die bei ihm wohnte, sollte die Sache einfädeln, und Mirabeau durch Du Pont bewogen werden, ihre Hilfe in seiner Not zu erbitten. Man wollte ihn glauben lassen, dafs der Vater von dem Briefwechsel der Geschwister nichts wisse. Bedenkt man, wie oft und wie schwer Mirabeau die Du Saillants beleidigt hatte, so wird man den Edelmut, den seine Schwester an den Tag legte, nicht hoch genug schätzen können. Hat sie nicht den besten Kopf von den Kindern des Marquis gehabt, so doch das beste Herz. Mirabeaus Scharfsinn erriet den Zusammenhang um so leichter, da Du Pont ihm schon früher in der Aussöhnung der Eltern den Weg zur Erlangung der Freiheit hatte zeigen wollen. Er beeilte sich, seine Rolle in der Komödie zu übernehmen, die sich in dem weitschichtigen Briefwechsel des Sommers und des Herbstes 1780 darstellt. Er spielte sie stellenweise nur allzu feurig, wie wenn er ausrief: „Nie habe ich meinen Vater so heifs geliebt, als seitdem ich nicht das Recht hatte, es ihm zu sagen.“ Indessen nahm der Vater „dem Kindskopf von einunddreifsig Jahren“ sein „erheucheltes Pathos“ nicht weiter übel. Er liefs sich nur Zeit, den „Stolz Monsieurs“ zu demütigen. Die Bemühungen des Oheims, vor dem der Marquis auch noch immer seine patriarchalische Würde zu wahren suchte, die Anstrengungen von Freunden in Paris und in der Provence, Le Noirs und Bouchers Gunstbezeigungen: alles das unterstützte die Hauptaktion.

Es fehlte nicht an verzögernden Momenten, da notwendig so

vieles zur Sprache kam, was im Schuldbuche der Vergangenheit stand. Auch konnte Mirabeau fürchten, durch Veröffentlichungen Briançons oder Indiskretionen der Cabris geschädigt zu werden. Aber allmählich kam man doch vorwärts. Ende September war davon die Rede, den reuigen Sünder vorläufig unter Aufsicht Lefrancs de Pompignan zu stellen, eines der erprobtesten Freunde seines Vaters, doch zerschlug sich die Sache, da Lefranc erkrankte. Mirabeau selbst war schon zufrieden damit, dafs er den Turm mit dem Schlosse von Vincennes vertauschen durfte, wo sein Vater vor Jahren sein achttägiges Martyrium erduldet hatte. Noch lieber freilich wäre es ihm gewesen, wenn man ihm erlaubt hätte, gut überwacht, ein paar Wochen incognito in Paris zu verweilen, um seiner Mutter die verlangten Zugeständnisse zu entreifsen. Endlich am 19. November durfte seine Schwester Karoline an Maurepas, Amelot, Le Noir schreiben, um den Abschlufs des qualvollen Schauspieles, so wie der Vater ihn zu haben wünschte, herbeizuführen. Gleichzeitig wandte sich Mirabeau selbst an den Herzog von Nivernois, an Maurepas und Amelot, um zu versichern, dafs er sein „Unrecht gut machen und sich gerne gefallen lassen wolle, zu gehen und zu bleiben, wie es seinem Vater beliebe“ [1]). Der Marquis fand, dafs der Sohn weit genug in der Unterwürfigkeit gegangen sei, fügte aber hinzu: „Sein Ton ist der Art, dafs Franz I. nicht mit gröfserer Würde sein Gefängnis verlassen könnte.“

Noch in letzter Stunde drohte indessen ein Zwischenfall. Dem Marquis wurde unvermutet vom Pariser Parlamente in Sachen seiner Frau Termin angesetzt. Er schien zu glauben, dafs man ihn durch dies Schreckmittel drängen wolle, und machte jeden weiteren Schritt zu Gunsten des Gefangenen von der Verlegung des Termines abhängig. Nachdem dies erreicht war, erklärte er sich bereit, „den Bitten seiner Kinder und seiner Schwiegertochter nachzugeben“. „Als Bürge der öffentlichen Sicherheit und der Familienehre“ verlangte er aber, dafs der König den bufsfertigen Sohn „ganz zu seiner Verfügung stelle“. Er wünschte sogar, dafs das Original eines dahin lautenden königlichen Befehles in seiner Hand verbleibe. Allein auch die Willkür hatte ihre Ordnung. Der Minister fand, dies sei „gegen alle Regeln“. Er überwies den Originalbefehl Le Noir zum

[1]) Mirabeaus Brief an Amelot 19. Nov. 1780 (darauf die Notiz „attendre les démarches du père“) Arch. nat. K. 164, Abdruck im Anhang V.

Aufheben, damit die Behörde darauf zurückgehen könne, wenn der Vater später einen „Wechsel des Aufenthaltsortes“ seines Sohnes wünschen solle[1]). Mit der schriftlichen Erklärung Mirabeaus, sich dem königlichen Befehle in allem unterwerfen zu wollen, endigte seine Haft. Am 13. Dezember 1780 kamen Du Saillant und Du Pont, um ihn abzuholen. Er war, nach Du Ponts Versicherung, tief ergriffen und sank dem Schwager, der ihm so viel zu verzeihen hatte, sprachlos in die Arme.

Die trübste Epoche seines Lebens war vorüber. Wenn sie seinen Charakter auch nicht geläutert hatte, so war sie doch eine Schule für seinen Geist gewesen. Wer durch lettre de cachet eingefangen, drei und ein halbes Jahr lang Zeit gehabt hatte, in Vincennes über den alten Staat und die alte Gesellschaft nachzudenken, mufste zu ihrem unversöhnlichsten Feinde werden.

---

[1]) Der Marquis von Mirabeau an Le Noir 3. Dezember 1780. Le Noir an Amelot 7. Dezember 1780. Amelot an den Marquis 8. Dezember 1780. Arch. nat. K. 164, daselbst eine Reihe anderer auf diese Angelegenheit bezüglicher Aktenstücke, welche die von Lucas-Montigny mitgeteilten ergänzen.

Neuntes Kapitel.

Prozesse in Pontarlier und Aix.

Mirabeau war nicht mehr Bewohner des Kerkers von Vincennes, aber er war noch nicht Herr seiner selbst. In den ersten Monaten nach seiner Entlassung hatte er in Paris an Boucher, dessen Haus ihn als Pensionär aufnahm, einen Hüter. Der Vater war ihm vorläufig unnahbar, sah ihn nur zufällig einmal vor der Wohnung seines Advokaten, ohne ihn anzusprechen, und korrespondierte sogar mit ihm nicht eigenhändig. Von den Verwandten blieb sein Mentor der Schwager Du Saillant, der auch dafür zu sorgen hatte, ihn anständig zu kleiden. Denn er war, nach dem Zeugnisse des Marquis selbst, „nackt wie ein Wurm“ aus seiner Haft wieder unter die Menschen gekommen. Noch durfte er auch seinen vollen Namen nicht führen, der, wie der Vater an Le Noir geschrieben hatte, „den Schrecken in drei Provinzen tragen“ und dessen Bekanntwerden für den mehrfach Verurteilten ärgerliche Folgen haben würde. Vor der Welt hiefs er zunächst „M. Honoré“. Unter diesem Namen erhielt er auch alsbald im Kloster St. Michel Einlafs, denn sein wichtigstes, erstes Geschäft mufste die Verhandlung mit der Mutter bilden. Er nahm sich der Sache mit einem Feuer an, das in merkwürdigem Gegensatze zu den Gefühlen stand, die er ehedem für die „unglückliche achtbare Frau“ an den Tag gelegt hatte. Seiner Schwester Karoline hatte er geschrieben, er allein „könne der Mutter Vernunft beibringen; er werde die Schlacht gewinnen oder zu den Füfsen seines Vaters sterben“. Dies war jedoch etwas zu vermessen gesprochen. Die Mutter, nach Mirabeaus Ausdruck „belagert von Schuften, die sie ausplünderten“, war empört über seine

Fahnenflucht, blieb bei seinen Besuchen für alle seine Vorschläge taub und weigerte sich zuletzt, ihn zu empfangen. Er suchte inzwischen ihre Verwandten auf, die vom König ihre Befreiung aus dem Kloster erbeten hatten, erwirkte einen Aufschub derselben und entwickelte so viel Eifer im Interesse des Vaters, dafs es diesem selbst nicht recht „würdig“ zu sein schien. Bei alledem vernachlässigte Monsieur Honoré keineswegs seine eigenen Angelegenheiten. Die wichtigste von allen war nach seinem Dafürhalten der Angriff gegen den Spruch des Gerichtshofes von Pontarlier. So lange dieser Spruch bestehen blieb, war er nicht sicher und jeder Versuch einer Annäherung an die Familie Marignane aussichtslos. Denn wer hätte ihr verdenken wollen, dafs sie sich gegen die Gesellschaft eines wegen Verführung und Entführung zum Tode Verurteilten wehrte? Auch der alte Mirabeau sah dies ein, obwohl sein Augenmerk hauptsächlich auf die Verhandlung in der Provence gerichtet blieb, und war daher mit Rat und That dabei, dem Sohne „den Kopf wieder auf die Schultern zu setzen“. Er liefs ihn zwar noch immer nicht vor sich, unterstützte aber seine Schritte, setzte sich mit den Ruffeys in Verbindung und hatte nichts dagegen, dafs der Fall von Rechtsverständigen geprüft wurde. Wohl oder übel mufste er zugeben, dafs auch Sophiens Interessen dabei zur Sprache kamen. Staunend vernahm er, wie keck der kaum aus Vincennes Entlassene mit den Ministern umging, dabei immer bereit schien, gute Lehren anzuhören und nie das Vertrauen zu seiner Sache verlor. Durfte er dem Berichte der Du Saillants oder anderer wohlwollender Beobachter trauen, so war aus dem durch die lange Leidenszeit Geprüften „ein ganzer Mann“ geworden, ein Mann „mit einem Adlerblick“, der trotz seiner Lebhaftigkeit etwas „Imponierendes“ hatte. Doch hielt diese gute Meinung nie lange vor. Bei näherem Zusehen fand er wieder, dafs sein Kopf „einer umgewühlten Bibliothek“ gleiche, und dafs sein Haupttalent darin bestehe, „durch Oberflächlichkeit zu blenden“.

Eines aber mufste er gelten lassen, dafs der dankbare Sohn sich dazu drängte, ihm gegen die Mutter fast ebenso kräftigen Beistand zu leisten, wie einst eben dieser Mutter gegen ihn. Ihr Drängen hatte es endlich so weit gebracht, dafs das Pariser Parlament eine neue Klage auf Trennung annahm. Der Prozefs wirbelte jetzt vielmehr Staub auf, als in seinem früheren Stadium.

Der Name des „Menschenfreundes“, dem man seine Unersättlichkeit in lettres de cachet vorwarf, war in weiten Kreisen unbeliebt, und als es in den ersten Tagen des Mai zur Verhandlung kam, drängte sich ein starkes, ihm mifsgünstiges Publikum herbei. Keine der beiden Parteien war erschienen. Der Marquis liefs sich neben seinem Anwalt durch seinen Schwiegersohn Du Saillant und durch seinen Sohn vertreten, der zum erstenmal seine Gabe der Beredsamkeit öffentlich an den Tag legen konnte. Und mit so frecher Verleugnung seiner früheren Rolle stellte er sie in den Dienst seines Vaters, dafs er es über sich gewann, als der Generaladvokat zu Gunsten der Marquise schlofs, laut auszurufen: „Wahrhaftig, das heifst das Laster krönen.“ Der Marquis machte kein Hehl daraus, dafs die ganze Erscheinung, das Auftreten eines in effigie Geköpften vor Gericht, nur „in diesem Reiche und in diesem Jahrhundert“ möglich sei. Auch war er es, der wieder fand, dafs sein neuer Parteigänger die Grenzen des Schicklichen überschreite. Dies hinderte ihn jedoch nicht, dem „Brausekopf Honoré“ zu erlauben, ein Mémoire zu seinen Gunsten auszuarbeiten und unter dem Namen seines Anwaltes in Umlauf zu setzen. Leider ist es bis jetzt nicht aufzufinden gewesen, so dafs es unmöglich ist, durch einen Vergleich festzustellen, ob der Verfasser eine Art von Kompensation der Beschimpfung des Vaters in früheren Leistungen derselben Art hat eintreten lassen.

Indessen waren alle Anstrengungen durch Wort und Schrift vergeblich. Das Parlament entschied diesmal in seiner Sitzung vom 18. Mai auf Trennung und zwar in einer für den Marquis höchst verletzenden und verderblichen Weise. Nicht nur, dafs ihm die Kosten des Prozesses zur Last fielen: es wurde auch keine Verfügung zu Gunsten seiner Kinder getroffen, kein Kommissär zur Überwachung der finanziellen Auseinandersetzung ernannt. „Sie haben mich,“ schrieb er seinem Bruder, „am 18. Mai getötet.“ Er war nun ganz der Rache seiner vormaligen Ehehälfte preisgegeben, die sich triumphierend auf der Schwelle seines Hauses in Paris aufpflanzte, dann einen pomphaften Einzug in ihre Güter im Limousin hielt und sofort einen neuen Kampf gegen den eben Besiegten wegen langjähriger Verschleuderung und Mifsverwaltung aufnahm, der ihm den Rest seines Lebens verbitterte. Sein einziger Trost war, dafs die Siegerin selbst durch Schuldenmachen, Spiel und habgierige sogenannte gute

Freunde, die sich an sie drängten, in eine noch elendere Lage versetzt wurde[1]).

Die Hoffnung, die der Marquis auf das Einschreiten seines Sohnes gesetzt hatte, war vereitelt. Aber jedenfalls konnte er ihm nicht Mangel an gutem Willen vorwerfen. Und so sträubte er sich nach der neuesten Wendung der Dinge nicht länger dagegen, ihn Boucher abzunehmen und wieder unter seinem Dache wohnen zu lassen. Boucher selbst bat ihn mit Thränen darum und verbürgte sich für das Wohlverhalten seines Schützlings. Nach neun und einem halben Jahre sahen Vater und Sohn sich wieder Aug' in Auge. Alle Anwesenden waren ergriffen davon, wie der Vater den ihm zu Füfsen Fallenden aufhob und ihm als Freund die Hand reichte. Er fand ihn gröfser und stärker geworden, Stirne und Augen ausdrucksvoller als vordem, seine Sprache weniger gekünstelt. Da er bald darauf seine Stadtwohnung mit dem üblichen Landaufenthalte in Bignon vertauschte, nahm er den Sohn mit sich. Die zeitweilige Abwesenheit von Madame de Pailly, die eine Reise in ihre Heimat unternahm, trug ohne Zweifel viel dazu bei, dafs die Tage friedlich verliefen. Ländliche Beschäftigungen, Jagd, Lesen und Schreiben füllten die Zeit aus. Bei fortdauernder Beobachtung konnte dem Vater nicht entgehen, wie viel Geist, Arbeitskraft, Leichtigkeit der Auffassung, Sicherheit im Umgang mit Menschen dem Sohne eigen waren. Aber er fand, dafs er zugleich ein Virtuose ersten Ranges sei, durch Übertreibungen, keckes Behaupten, Ableugnen der Wahrheit den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Mitunter neigte er sich doch zu der Ansicht, das Laster habe weniger tiefe Wurzeln in seiner Seele als das Gute, und das Schlimmste, was ihm vorzuwerfen, komme auf Rechnung seines stürmischen Temperamentes.

Eben dies stürmische Temperament sprach sehr entschieden

---

[1]) Loménie II. 630—645 zum Teil nach den Plaidoyers et Œuvres diverses de M. Delamalle (des Advokaten der Marquise) 1827. — Arch. nat. L. 1068 findet sich der Befehl des Königs vom 21. Mai 1781, der die Marquise aus dem Kloster St. Michel befreite, aber ebendaselbst eine Anfrage Le Noirs an die Oberin dieses Klosters vom 30. Dezember 1784, wann sie ein Zimmer für eine „personne intéressante", ohne Zweifel die frühere Bewohnerin, frei habe. — Arch. nat. M. 783 in dem Briefbuche des Verwalters von Brie Einträge, die sich auf die Abrechnung mit der Marquise beziehen, darunter einige, 1781 Okt. 8. 20., von Mirabeaus Hand.

bei einer kurzen Exkursion mit, die gleich in der ersten Zeit des Landaufenthaltes von Mirabeau gewagt wurde. Schon seit einiger Zeit hatte sein Briefwechsel mit Sophie einen gereizten Charakter angenommen. Noch während er in Vincennes gefangen saſs, warf er ihr vor, daſs sie Männerbesuche empfange, die ihm verdächtig waren. Besonders miſsfielen ihm die Zudringlichkeiten von zwei Mönchen, die selbst aufeinander eifersüchtig wurden. Seine Anklagen setzten sich nach seiner Befreiung fort, obwohl Sophiens Bild schon durch manchen anderen Eindruck bei ihm verwischt war. Sie wuſste dies nur zu genau, fand, ob mit Recht oder ob mit Unrecht, ob schuldlos oder auch schuldig, die Absicht heraus, einen Bruch herbeizuführen und stimmte in seinen leidenschaftlichen Ton ein. Da legte sich der Arzt des Klosters, Doktor Ysabeau, der sich Sophiens seit lange angenommen hatte, ins Mittel. Auf seinen Antrieb kam Mirabeau im Juli 1781 heimlich nach Gien, wurde von ihm verkleidet in das Kloster geführt und hatte hier in seiner Gegenwart und im Beisein einer eingeweihten Nonne eine Zusammenkunft mit Sophie. Das Wiedersehen brachte keine Versöhnung, sondern führte im Gegenteil zu den heftigsten Auseinandersetzungen. Mirabeau reiste zurück und sagte sich gänzlich von der Frau los, die ihm alles geopfert hatte. Das sollte jedoch nicht heiſsen, daſs er bei der Anfechtung des Spruches von Pontarlier ihre Sache von der seinigen trennen wollte. Er setzte einen Ehrenpunkt darein, auch seiner Partnerin eine Art von Genugthuung zu verschaffen, und der Vater bemerkte nicht ohne Miſsvergnügen, daſs er nicht davon abliefs, „sich für die Närrin zu erhitzen, um das gegen sie gefällte Kontumazialurteil aufzuheben“.

Indessen dauerte es Monate, bis man die früher nach Paris geschickten Akten jenes Prozesses auffand, deren Studium Mirabeau und seinen juristischen Ratgebern vor dem Beginne des Feldzuges doch unerläſslich schien. Das einförmige Leben in Bignon, unter der Aufsicht des Vaters, zumal bei anbrechendem Winter, wurde ihm recht lästig. In Briefen an einen erst kürzlich gewonnenen Freund in der Hauptstadt, Vitry, einen Beamten des Finanzministeriums, dessen Dienste er damals auf die mannigfaltigste Weise in Anspruch nahm, klagte er darüber, wie er „gepeinigt durch seinen Trieb der Thätigkeit“ und im Vollgefühle, daſs „einem Menschen, der will, nichts unmöglich ist“, lernen müsse, sich mit Anstand zu langweilen. Bei dieser

Geduldsübung verfiel er unter anderem auf den Gedanken, Oheim und Schwager sollten durch den ihm bekannten Bildhauer Lucas dem „Menschenfreunde“ im Parke des Landschlosses Bignon ein Denkmal errichten. Er selbst arbeitete einen grofsartigen Plan dazu aus und mochte hoffen, dem alten Herrn nicht wenig durch diese billige Huldigung auf dem Papiere zu schmeicheln. Nächstdem suchte er mit Hilfe seiner Freunde die Herausgabe einiger der in Vincennes entstandenen, bis dahin noch ungedruckten Arbeiten zu betreiben, wodurch seine leere Kasse etwas Zufluſs erhalten haben würde. Endlich empfing er die sehnlich erwarteten Akten, machte sich die nötigen Auszüge und konnte an die Abreise in die Franche Comté denken. Sein Begleiter war ein Advokat, des Birons, unter dessen Aufsicht der Vater, gemäſs der königlichen Vollmacht, deren Abschrift er besafs, ihn stellte. Unterwegs, in Dijon, verständigte sich des Birons mit Sophiens Mutter, welche im voraus jedes Abkommen guthieſs, das die Zukunft ihrer Tochter sicherte. Dagegen blieben der Marquis de Monnier und seine Tochter Madame de Valdahon in Pontarlier, wohin man mühsam auf verschneiten Wegen gelangte, ganz unnahbar. Auf einen günstigen Vergleich war nicht zu hoffen, man muſste den offenen Angriff wagen.

Nichts vermag die Rechtszustände des alten Frankreich besser zu beleuchten, als die Art und Weise, wie dieser Angriff unternommen werden konnte. Mirabeau, der in contumaciam zum Tode Verurteilte, stellte sich zunächst als Gefangener und hatte Mühe, dem Polizeidiener klar zu machen, daſs er aus freien Stücken eingesperrt zu sein wünsche. Dann begannen die Verhöre über die alte Entführungsgeschichte, bei denen es den Anklägern und Richtern schwüler zu Mute wurde als dem Angeklagten. Denn er zeigte sich in allen Schlichen und Kniffen des juristischen Handwerkes bewandert. Er lieſs sich nicht dadurch aus der Fassung bringen, daſs man ihm seine eigene ihn belastende Handschrift, jenen nach Sophiens Flucht abgefangenen Brief, vorlegte. Er setzte durch keckes Leugnen, verfängliche Fragen und barsches Benehmen die Zeugen in Verwirrung. Er hielt lange Reden, in denen er, bald pathetisch, bald ironisch „die Miſsbräuche“ der herrschenden Rechtspflege bekämpfte, und spielte einen Haupttrumpf dadurch aus, daſs er die Abhörung von Zeugen aus Neuenburg über Vorgänge, die sich nicht auf schweizerischem Gebiete

ereignet hatten, zu hindern wufste[1]). Ein zweiter Beaumarchais tritt mit ihm auf, aber bei ihm, dem Manne von adliger Herkunft und Erziehung, verschmelzen Figaro und Almaviva in eine Person. Er hatte gehofft, schon nach dem ersten Verhöre provisorisch freigelassen zu werden. Die Valdahons setzten aber durch, dafs er in dem elenden, schmutzigen Gefängnis des Städtchens bleiben mufste. Sie wollten, wie er vermutete, Zeit gewinnen, in Paris, Versailles oder bei seinem Vater gegen ihn arbeiten und ihn durch seine fortdauernde Haft mürbe machen. Er aber war entschlossen, keinen Schritt zurückzuweichen, und wurde durch Rat und Zuspruch seines alten Vertrauten, des königlichen Prokurators Michaud, gestärkt. Michaud wufste sich wieder, wie während des Prozesses von 1776, im Hintergrunde zu halten. Er sah mit Schadenfreude, wie der Angeklagte mit seinem Substituten Sombarde umsprang, und dies nicht nur in mündlicher Rede. Auch darin ein Rivale von Beaumarchais, griff Mirabeau zur Feder, um in pikanten Druckschriften die öffentliche Meinung auf seine Seite zu bringen. Ein erstes Mémoire, mit einem pompösen Motto aus Vergil, nach seiner Versicherung an einem Vormittage hingeworfen, war der Form nach verhältnismäfsig noch zahm[2]). In der Sache führte es aber die stärkste Sprache. Es wies die Anklage auf Entführung einer majorennen, von selbst gekommenen Frau zurück und leugnete den Ehebruch. Von der Behauptung, Ehebruch könne nicht vorliegen, weil der Greis Monnier und Sophie nie Mann und Frau gewesen seien, machte Mirabeau hier keinen Gebrauch. Aber er wies darauf hin, dafs für die Verfolgung von Ehebruch ein Antrag des Ehemannes gefehlt habe. Schon mit diesem Mémoire war der alte Mirabeau sehr unzufrieden, und er suchte seine Verbreitung zu hindern. Zwar pries ihn der Verfasser vor dem Publikum als „den edelmütigsten, gnädigsten und besten der Väter". Aber es hatte nicht fehlen können, dafs er gewisse Punkte seiner Geschichte berührte, an die der Alte nicht erinnert sein wollte. Aufserdem war vorauszusehen, dafs der Handel umsomehr Geld kosten würde, je länger er sich hinschleppte, und

---

[1]) Protokolle des Staatsrates von Neuenburg 1782, 4. 12. 23. März, 1. 18. April. Archives d'état de Neufchâtel. Leloir.

[2]) Die Mémoires Mirabeaus, welche sich auf diesen Prozefs beziehen, befinden sich vollständig in der Bibliothek zu Neuenburg.

der Druck von Mémoires war vielleicht ein schlechtes Mittel, um die Gegenpartei versöhnlich zu stimmen. Ein zweites Machwerk derselben Art, aber von stärkerem Kaliber, voller Verhöhnungen des Gerichtspersonales von Pontarlier, reizte den Marquis noch mehr. „Das wird dem Rasenden," meinte er, „ganz den Hals brechen, und ihn vollends an den Pranger stellen."

Mirabeau war sehr ungehalten über die Vorwürfe und Hinderungen, die er von dieser Seite erfuhr. Teilweise glaubte er sie der Feindschaft von Madame de Pailly zuschreiben zu müssen. Die Dame war nach Bignon zurückgekehrt und hatte ihre frühere Stellung im Hause wieder eingenommen. Der Marquis räumte ihr umsomehr Gewalt ein, je gröfseren Dank er ihr für finanzielle Opfer schuldete, die er damals am wenigsten hätte entbehren können. In seiner bedrängten Lage war er sehr geneigt, auf ihren Rat zu hören, vor allem den teuren Aufenthalt in Paris mit der zahlreichen Familie Du Saillant möglichst einzuschränken. Eben daher empfanden aber die Du Saillants die Gegenwart der „Freundin des Hauses" neuerdings sehr drückend. Sie suchten den Vater gegen sie einzunehmen, wurden dabei lebhaft durch Mirabeaus Briefe unterstützt und riefen sogar den Bailli zu Hilfe. Mit diesem liefs sich der Marquis in eine der seltenen Debatten ein, welche die Brüder hatten. Von den Kindern verbat er sich aber jede weitere Berührung des Themas. Madame de Pailly war zu klug, um die Absichten des Bailli, der Du Saillants und Mirabeaus nicht zu durchschauen. Allein sie liefs es nicht zu einem Bruche mit ihnen kommen, auch nicht mit dem zuletzt Genannten, der sie öffentlich vormals so schwer beleidigt hatte. Im Gegenteile: sie übersandte ihm Empfehlungen nach Pontarlier und fügte Versicherungen ihrer Dienstbeflissenheit hinzu[1]). Er blieb seinerseits äufserlich auch mit ihr in gutem Verhältnis, insgeheim aber machte er seinem Ingrimm gegen sie Luft. Niemand, schrieb er an Vitry, den er mit der Verteilung seiner Mémoires betraute, fürchte seinen Erfolg mehr als diese Frau. In Briefen an seine Schwester nannte er sie die „Harpye, deren unreiner Mund alles vergiftet".

Trotz aller Widerwärtigkeiten blieb sein Mut aber ungebrochen. Er hatte das Gericht von Pontarlier durch seine kecke Taktik lahm gelegt. Er war entschlossen, die Sache auch vor

[1]) Loménie II, 540—555.

dem Parlamente in Besançon durchzufechten, an das die Partei Monnier in diesem Stadium des Prozesses Appellation einlegte. Hier war allerdings sein Stand sehr schlimm. Von den Parlamentsräten hatten viele zu Monnier und den Valdahons enge Beziehungen. Auch war bei den stolzen Herren von der Robe mit Fechterkunststückchen, die dem kleinen Amtsgerichte von Pontarlier imponiert hatten, nicht leicht durchzukommen. Umsonst suchte Mirabeau den Einfluſs männlicher und weiblicher Bekannten von groſsem Namen für sich wirken zu lassen. Umsonst nahm er drei berühmte Advokaten an. Die Kriminalkammer des Parlamentes, welcher der Fall vorlag, verwies die Sache am 4. Mai, unter ihm ungünstiger Motivierung, nach Pontarlier an andere Richter zurück, ging auf sein Ansuchen provisorischer Freilassung nicht ein und befahl Unterdrückung seiner beiden Mémoires. Dieser letzte Teil der Sentenz wurde zwar durch den von Mirabeau angerufenen Groſs-Siegelbewahrer miſsbilligt. Im übrigen aber blieb sie unangefochten.

Da entsandte er aus seinem Köcher einen bis dahin in Reserve gehaltenen Pfeil, um die Nichtigkeit der ganzen Prozedur zu erweisen. In einem dritten Mémoire, der Abwechslung halber mit einem Ovidischen Motto geziert, stellte er die Behauptung auf, jener Sombarde, der Vertreter seines Freundes Michaud, sei mit dem Marquis von Monnier so nahe verwandt, daſs er ebenso wenig wie der „ehrliche Michaud“ berechtigt gewesen wäre, an der Verhandlung teilzunehmen. Er richtete eine wahre „Philippika“ gegen diesen „perfiden Pflichtvergessenen, der sein heiliges Amt zu Gunsten seines Verwandten miſsbraucht“. Auch die „unersättliche Madame de Valdahon“, St. Mauris und andere Beteiligte wurden mit starken Angriffen bedacht, und alles dies „vor ganz Frankreich“, „im Angesichte der Nation“, die von dem Verfasser hören muſste, „wie oft bei der herrschenden Verwirrung der Kriminalgesetze der Bürger ein Sklave der Magistratur ist“. Mit einem Gegner, der eine solche Sprache führte, war nicht zu spaſsen. Er schien wahr machen zu wollen, was er Vitry geschrieben hatte: „Ich will zeigen, was in diesem Jahrhundert der Feigheit ein Mann von Mut vermag.“ Wenn die grand' chambre des Parlamentes sein Kassationsbegehren abweisen würde, wollte er sich an den königlichen Conseil wenden und die Entscheidung einem anderen Parlamente übertragen lassen.

Die Kühnheit seines Vorgehens machte Eindruck. Die Valdahons waren schon längst zu Unterhandlungen bereit, wünschten aber Madame de Monnier von jedem Vergleiche auszuschliefsen. Er hatte dies mit Entrüstung zurückgewiesen, hatte erklärt, so lange er nicht frei sei, überhaupt keinen Vorschlag mehr anhören zu wollen, und war nach dem Drucke seines dritten Mémoires trotziger als je zuvor. Da langte plötzlich sein Schwager Du Saillant in Besançon an, um auf eine gütliche Beilegung des Handels hinzuarbeiten. Er war von seinem Schwiegervater, dem nach dem Spruche des Parlamentes sehr ängstlich zu Mute wurde, ausgeschickt worden. Mirabeau war aufser sich wegen dieser unerbetenen Einmischung, denn er fürchtete, dafs über seinen Kopf weg ein für ihn schimpflicher Vertrag abgeschlossen werden möchte. Schliefslich brachten aber die Bemühungen seines Schwagers doch Bedingungen eines Abkommens zustande, die ihn selbst, wie die Eltern Sophiens, befriedigen konnten. Es wurde abgemacht, dafs Sophie, von ihrem Manne getrennt, unter Verzicht auf alle aus dem Ehevertrage herfliefsenden Vorteile, solange Herr von Monnier lebe und noch ein Jahr nach seinem Tode in dem Kloster zu Gien wohnen bleiben sollte. Der Genufs der Zinsen ihrer Mitgift und Anspruch auf eine jährliche Witwenrente von 1200 Livres ward ihr gewährt. Was Mirabeau betraf, so nahm er „in Anbetracht der bewilligten Bedingungen" von jeder Fortführung der Sache Abstand, wofür Herr von Monnier den Spruch vom 10. Mai 1777 in allen seinen Teilen „als nicht erfolgt" ansehen wollte. Dem Wortlaute des Vertrages nach schien also der einst in effigie Geköpfte nach Monate langer freiwillig geduldeter Haft ein Opfer zu bringen, um seiner Mitangeklagten Genugthuung zu verschaffen. Sein Triumph war grofs. „Wenn Sie bedenken," schrieb er an Vitry, „wie klar die Entweichung von Madame de Monnier aus dem Hause ihres Mannes bewiesen war, und ebenso die Geburt eines Kindes nach siebzehnmonatlicher Abwesenheit, so werden Sie das Abkommen für ein Wunder halten" [1]).

Sophie sah bald eine lästige Fessel, die der Vergleich ihr angelegt hatte, fallen, da der alte Monnier am 4. März 1783 starb. Sie blieb aber, da sie auch ihre Mutter verlor, als Pen-

[1]) Mirabeau an Vitry 17. Juli 1782, ein Brief, der in Vitrys Sammlung (Lettres inédites de Mirabeau etc., Paris 1806) fehlt, Stadtbibliothek Genf.

sionärin des Klosters in Gien wohnen, verkehrte viel in den angesehenen Häusern des Städtchens wie der Umgegend und sah sich gerne von der Männerwelt umworben. Ein Verhältnis zu einem M. de Poterat schien mit einer Ehe abschliefsen zu sollen. Aber dieser Mann ging an einem Lungenleiden zu Grunde, und Sophie gab darauf einem Triebe der Verzweiflung nach, den schon Mirabeau mehrmals an ihr bemerkt hatte. Am Morgen des 9. September 1789 fand man sie in ihrem Schlafzimmer durch Kohlendampf erstickt. Mirabeau stand damals, als gefeierter Redner der Konstituante auf der Höhe seines Ruhmes. Durch einen Kollegen in der Versammlung, den Pfarrer von Gien, dem sein Schwager, Doktor Ysabeau, Sophiens Tod mitgeteilt hatte, erfuhr er während einer Sitzung, wie die Gefährtin früherer Tage geendigt. Er las den Unglücksbrief, erblafste, eilte bewegt hinaus und war ein paar Tage nicht auf seinem Platze zu sehen[1]).

Mit dem Abschlusse des Vertrages im September 1782 hatte sich das Gefängnis für ihn nicht sofort eröffnet. Die Urkunde mufste erst gerichtlich bestätigt werden, und es gab dabei so viele Zögerungen, dafs er noch ein paar Wochen ausharren mufste. Als er Mitte August 1782 loskam, zeigte er sich triumphierend einige Tage auf den Strafsen von Pontarlier und tauchte dann zur Überraschung seiner Freunde in Neuenburg auf. Es war viel von ihm gewagt, denn er handelte ohne Wissen und gegen den Willen des Vaters, der ihn so rasch wie möglich in der Provence zu sehen wünschte. Allein er safs wie gewöhnlich ganz auf dem Trocknen. Der Vater, selbst von Geldsorgen gequält, weigerte sich, aufser dem, was er schon auf die Reise nach Pontarlier verwandt hatte, noch etwas zu leisten oder sich für ihn zu verbürgen. Er aber hatte während des kostspieligen Prozesses, seiner eigenen Versicherung nach, Ausgaben in der Höhe von 12000 Livres gehabt, war Freunden und Advokaten grofse Summen schuldig geblieben und wufste sich keinen besseren Rat, als sich zunächst auf fremdes Gebiet zu retten. Dafs die höchste Behörde des kleinen unter preufsischer Oberhoheit stehenden Gemeinwesens ihm nicht feindlich gesinnt war, hatte er eben erst erfahren. Auch durfte er hoffen, durch den Verkauf einiger Manuskripte an die typographische Gesellschaft Fauche-Vitel in Neuenburg etwas Bares flüssig zu machen. Sie hatte schon seine

[1]) Sainte-Beuve: Causeries du lundi IV, 50.

Schrift über den Despotismus verlegt; er konnte ihr nun Verschiedenes, was in Vincennes entstanden war, anbieten. Zwar war er dem Inhaber der Druckerei dieser Gesellschaft, Samuel Fauche, noch vom Jahre 1776 her 2300 Livres schuldig, aber dies mufste den Gläubiger anspornen, für einen möglichst schnellen und reichen Absatz der Schriften Mirabeaus zu sorgen[1]).

Kaum in Neuenburg angelangt, bat er den Staatsrat, den mit dem alten Monnier abgeschlossenen Vertrag in seinen Protokollen einregistrieren lassen zu dürfen, da es „für seine Ehre und seinen Ruf in diesem Lande wichtig sei, dafs das Ende des Prozesses überall da bekannt werde, wo sein Anfang einiges Aufsehen gemacht habe“ [2]). Hierauf kam er mit dem Buchhändler soweit ins reine, dafs dieser drei seiner Manuskripte übernahm und zum Abdruck brachte, sämtlich ohne den Namen des Verfassers, unter Angabe eines falschen oder Verschweigung des wahren Druckortes. Es war ganz herkömmlich, auf diese Weise von Neuenburg aus durch den Jura verbotene gedruckte Ware in Frankreich einzuschwärzen. Mirabeaus damaliger Beitrag zu diesem Schmuggelgeschäft bestand in dem unzüchtigen Romane „Meine Bekehrung“, in dem Werke über die „lettres de cachet und die Staatsgefängnisse“, endlich in einem Sammelsurium von teilweise frivolen Anekdoten, Gedichten und Aufsätzen, namentlich aus der französischen Hof- und Staatsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit dem lockenden Gesamttitel: „Der ausgeplünderte Spion“. In dem Bändchen nimmt sich eine Lobrede auf Turgot und der „Rat an die Hessen“ (s. o. S. 112) höchst sonderbar aus. Es klingt sehr glaublich, dafs er bei der saloppen Herstellung des Ganzen fremdes Gut, darunter das Manuskript Baudouins, eines Leidensgefährten von Vincennes, benutzt hat[3]).

Noch wichtiger als die Abwickelung dieser buchhändlerischen

---

[1]) Daguet: Mirabeau et ses éditeurs Neuchâtelois en 1772. Musée Neuchâtelois 1887.

[2]) Protokolle des Staatsrates 22. August 1782. Archives d'état de Neufchâtel.

[3]) Ma Conversion 1783, s. l. — Des lettres de cachet et des prisons d'état. Ouvrage posthume composé en 1778. A Hambourg MDCCLXXII. — L'espion dévalisé. Londres MDCCLXXXII. vgl. über die Frage der Autorschaft der letzten Schrift Lucas-Montigny IV, 80—83 und Biogr. universelle 1821 Art. Mirabeau.

Geschäfte war aber die Anknüpfung einiger persönlichen Bekanntschaften, welche in diese Zeit fällt. Das kleine Neuenburg wimmelte damals von politischen Flüchtlingen, welche die Parteikämpfe von Genf über seine Grenzen geführt hatten. Nach langem Ringen der „Représentants“ und der „Négatifs“ war es im Sommer 1782 zur Belagerung der Stadt durch französische, sardinische und bernerische Truppen gekommen. Die Übergabe erfolgte, und während die Négatifs von der Hilfe des Ministers Vergennes die beste Förderung ihrer Pläne erwarteten, suchten die entmutigten Führer der „Repraesentanten“ freiwillig oder gezwungen das Weite. Schon von Pontarlier aus hatte Mirabeau, dessen Sympathieen der demokratischen Sache galten, mit ihnen korrespondiert[1]). Als er nun mit ihnen zusammentraf, kündigte er sich ihnen als Bundesgenosse an. Er soll ihnen vorausgesagt haben, Frankreich werde die Reichsstände erleben, und er werde als Abgeordneter für die Befreiung ihrer Vaterstadt wirken[2]). Keiner von den exilierten Genfern trat ihm so nahe, wie Etienne Clavière. Als Banquier in Angelegenheiten des Handels und der Finanzen wohlerfahren, seit Jahren in das politische Getriebe verwickelt, ehrgeizig, mitteilsam, dienstwillig, wurde er von unschätzbarem Werte für Mirabeau. Ihr Verhältnis ward in der Folge nicht selten getrübt, und es hat nicht an bitteren Worten zwischen ihnen gefehlt. Aber sie kehrten immer wieder zueinander zurück: jener, weil er den grofsen Namen, dieser, weil er die grofsen Kenntnisse des Genossen nicht entbehren konnte. Auch zu Du Roveray, dem abgesetzten Generalprokurator der Republik Genf, trat Mirabeau in Beziehungen, sicher nicht ohne bereits hier von dem hochbegabten Rechtsgelehrten und Praktiker manches zu lernen.

In der Gesellschaft der Genfer hielt sich Mirabeaus Landsmann Brissot auf, der, wie er selbst, die Druckereien Neuenburgs bereits in Thätigkeit gesetzt hatte. Die Welt lernte den rührigen Schriftsteller erst recht kennen, als „Brissotins“ und „Girondisten“ gleichbedeutende Begriffe wurden. Mirabeau aber hat wenn nicht schon damals, so doch wenig später, durchschaut, wie gut sich

---

[1]) Mirabeau an Th. Rilliet, Pontarlier 19. Juli 1782 (Auszug in einem Briefe Rilliets an H. B. de Saussure s. l. n. d., aus dessen Papieren mir mitgeteilt durch die Güte von H. Edmond Pictet in Genf).

[2]) Dumont S. 292.

auch dieser gewandte Journalist vorkommendenfalls werde gebrauchen lassen[1]).

Ein merkwürdiger Verein geistig hervorragender Männer fand sich auf diesem kleinen Fleck Erde zusammen. Alle rechneten auf die Zukunft, weil allen die Gegenwart nicht genügte. Niemand aus ihrer Mitte hatte aber weniger Grund von ihr befriedigt zu sein als Mirabeau. „Alle Tage," schrieb er an Vitry, „hoffe ich, dafs das Glücksrad sich drehe, und alle Tage trifft mich ein neuer Stofs." Das Wenige, was er bisher vom Buchhändler empfangen hatte, zerrann ihm unter den Händen. Den zahlreichen Gläubigern wufste er nichts als schöne Worte anzubieten. Vom Vater hatte er nur Vorwürfe wegen seiner Verschwendung zu gewärtigen, wenn er nochmals wagte, seine Hilfe anzurufen, und der Vorschlag, unter Zusicherung einer Jahrespension auswandern zu wollen, verfing ebensowenig, wie die Klagelieder, die er den Du Saillants zu hören gab. Da entschlofs er sich, eine andere Instanz anzugehen. Er schrieb an den Minister Vergennes. Ehemals hatte dieser seine Auslieferung von den Generalstaaten gefordert. Neuerdings aber war er ihm als ein Freund der Familie Ruffey bei dem Rechtshandel in Pontarlier zu Hilfe gekommen. Mirabeau stellte ihm seine Lage vor und bat um Aufhebung jenes königlichen Befehles, dem er sich beim Verlassen von Vincennes hatte unterwerfen müssen. Danach war er ganz an den Willen des Vaters gebunden. Frühere Erfahrungen aber hatten ihn oft genug belehrt, dafs dieser am wenigsten mit sich spafsen liefs, wenn es sich um Schulden handelte. Ging er nach Frankreich zurück, so war er nicht gewifs, ob sich nicht wieder die Mauern eines Kerkers zwischen ihn und seine Gläubiger einschieben würden. „Achtunddreifsig lettres de cachet," sagte er mit starker Übertreibung, „haben meine Familie schon getroffen; ich bin das Opfer einer Anzahl von ihnen gewesen, ich kann mich nicht dazu entschliefsen, das Opfer des neununddreifsigsten zu werden." Er wünschte durch das Wort des Ministers Sicherheit darüber zu erhalten, „dafs die Regierung nichts Gewaltthätiges gegen ihn unternehmen wolle, ohne ihn gehört zu haben, und er ersuchte ihn, bei seinem Vater Schritte zu thun, „um ihm gerechtere Gesinnungen einzuflöfsen". Es war ganz in seiner kecken Art, wenn er am Schlusse seines Bitt-

[1]) Brissot: Mémoires S. 255 ff.

schreibens Vergennes als „erstes Zeichen der Dankbarkeit eine wichtige Mitteilung hinsichtlich der Genfer Angelegenheiten“ in Aussicht stellte[1]). In der That ging bald darauf eine grofse Denkschrift Mirabeaus nach Paris ab, ganz zu Gunsten seiner Genfer Freunde verfafst, trotz aller eingeflochtenen Schmeicheleien so freimütig und überlegen, dafs sie den hochgestellten Leser sehr sonderbar angemutet haben mufs. Der ungerufene Ratgeber warnt, die Genfer Emigration nicht anderen Ländern zu gute kommen zu lassen. Er ermahnt den Adressaten, die von ihm entsandten Truppen zurückzurufen. Er schreibt ihm vor, welche Worte er als Versöhner sagen soll. So spricht er wie ein Gleicher zum Gleichen, wie ein Staatsmann zum anderen, und verwandelt sich aus einem Bittenden in einen Gebenden[2]). Seinen nächsten Zweck erreichte er freilich nicht. Unter dem Schutze fremder Waffen wurde die Aristokratie in Genf wieder aufgerichtet, und Mirabeaus Freunde blieben verbannt. Allein Vergennes konnte den Mann nicht wohl vergessen, der so viel Dienstfertigkeit mit so viel Beobachtungsgabe zu verbinden wufste.

Inzwischen hatte der alte Mirabeau, vielleicht nicht ohne einem äufseren Drucke nachzugeben, wenigstens ein kleines formelles Zugeständnis gemacht. Er hielt sich zwar nicht nur für berechtigt, sondern sogar „als Vater und Vormund für verpflichtet“, alle Verbindlichkeiten anzugreifen, die sein Sohn übernommen hatte, seitdem er unter Vermögenskuratel gestellt war. Jedoch wollte er mit zwei Gläubigern in Pontarlier, darunter Michaud, eine Ausnahme machen. Sie sollten auf das Erbteil angewiesen sein, das der Schuldner einmal von ihm erhalten würde, und er setzte „alle seine Güter“ dafür zum Pfande. Den Gläubigern war damit zwar nicht geholfen. Allein Mirabeau meinte doch den väterlichen Worten entnehmen zu dürfen, dafs „seine Rückkehr nach Frankreich nicht der erste Schritt nach einem neuen Gefängnis hin sein werde“. Er teilte Vergennes mit, um dem Vater jeden Vorwand des Grolles zu nehmen, reise er

---

[1]) Mirabeau an Vergennes 29. Sept. 1782, Arch. nat. K. 164, s. den Abdruck im Anhang VI.

[2]) Mirabeaus Mémoire an Vergennes von Kopistenhand mit eigenhändiger Unterschrift: „Neufchâtel 8. Oct. 1782“, Arch. étrang., Genève, Vol. 93 mit anderer Einleitung als der Abdruck bei Lucas-Montigny IV. 114—139 (daselbst ist im Anfang „4. Nov.“ ein Fehler statt „4. Oct.“).

in die Provence, bat nur nochmals „um Gehör, ehe man einen Verhaftsbefehl gegen ihn erlasse“, und empfahl sich seinem mächtigen Schutze[1]).

Er war im Begriffe, Neuenburg zu verlassen, als Samuel Fauche sich beim Staatsrate darüber beschwerte, dafs ihm sein Darlehen vom Jahre 1776 noch nicht zurückgezahlt sei. Fauche erwähnte, dafs er auch von Mirabeaus Frau und von seinen Eltern nichts habe erhalten können und forderte Beschlagnahme der Effekten seines Schuldners. Der Staatsrat ging jedoch „in Anbetracht der Natur der vorgewiesenen Urkunden“ nicht darauf ein[2]). Ein anderer Sturm erhob sich, als er die Schweiz schon im Rücken hatte, und diesen Sturm hatte sein alter Gönner Le Noir hervorgerufen. Es ist wohl möglich, dafs ihm Mirabeaus Absicht, ihm den zweiten Teil seines Werkes über die lettres de cachet und die Staatsgefängnisse zu widmen, längst bekannt war. Je unangenehmer ihn, als Leiter der Polizei, dies berühren mochte, desto mehr beeilte er sich, dem Grafen Vergennes anzuzeigen, dies Buch solle von Neuenburg aus in Frankreich eingeschmuggelt werden. Er erstreckte seine Denunziation auch auf Mirabeaus schmutzigen Roman „Meine Bekehrung“, verschwieg jedoch den Namen des Autors, welcher ihm nicht verborgen war, und fügte den genannten Titeln noch den des „ausgeplünderten Spiones“ hinzu, eines Buches, das „unerlaubt frech gegen den Hof und die Mitglieder des Conseil“ sein solle. Vergennes führte alsbald beim preufsischen Gesandten in Paris, Herrn von der Goltz, Klage, der seinerseits den Staatsrat von Neuenburg auffordern liefs, alles Nötige anzuordnen, um die Veröffentlichung dieser Werke zu hindern und die Manuskripte zu vernichten. In Neuenburg fand sich jedoch bei angestellter Nachforschung Ende Oktober vom Drucke der beiden letzten Werke „keine Spur“ vor. Was das Buch über die lettres de cachet betraf, so gestanden die Drucker Fauche, Favre und Vitel, vom ersten Teile seien schon im September 9000 Exemplare expediert worden, vom zweiten 4000 an demselben Tage, an dem die Behörde die Fort-

---

[1]) Der Marquis von Mirabeau an seinen Sohn 25. Sept. 1782 (Kopie), Mirabeau an seinen Vater 3. Okt. 1782 (Kopie, Abdruck im Anhang VII); Mirabeau an Vergennes 3. Okt. 1782, Arch. nat. K. 164.

[2]) Protokoll des Staatsrates vom 10. Oktober 1782. Archives d'état de Neufchâtel.

setzung des Druckes und Verkaufes verbot. Sie gaben auf entschiedenes Drängen auch die Adressen der ausländischen Sortimentsbuchhändler an, aufser den französischen, und behaupteten, die Manuskriptbogen jedesmal „dem Grafen Mirabeau“ zurückerstattet zu haben. Dafs der Druck mit Umgehung der Censurbehörde erfolgt sei, konnten sie nicht leugnen. M. de Tribolet, der wohlbestallte Censor, fand nachträglich bei der Lektüre zu seinem Schrecken, „der Verfasser suche die Religion zu vernichten, indem er sie für eine menschliche Erfindung ausgebe und scheine noch dazu die Franzosen aufreizen zu wollen, der vorgeblich mafslosen Autorität ihres Souveräns Schranken zu setzen“. Die Sache erhielt dadurch einen Beigeschmack der hohen Politik, dafs in dem selbständigen Vorgehen des Staatsrates von Neuenburg eine Stärkung „der freundschaftlichen Beziehungen“ gefunden werden sollte, die „zwischen den beiden Höfen“, dem französischen und preufsischen, herrschten. Auch liefs es Friedrich der Grofse, als ihm der Fall bekannt wurde, an Versicherungen der Billigung und des Entgegenkommens durch den Mund seines Ministers, des Grafen Finkenstein, nicht fehlen. Sogar der französische Gesandte in Berlin, Graf d'Esterno, mufste zugeben, „dafs man von einer solchen Bagatelle nicht mit mehr Wichtigkeit reden könne“. Indessen sprach sich der König doch sehr befriedigt darüber aus, dafs die Strafe der Drucker keine allzuharte ward. Sie hatten sich zu dreitägigem Gefängnis verstanden und durch Versiegelung ihrer Pressen bedeutende Verluste erlitten. Ein weiteres Leid sollte ihnen nicht angethan werden. In der Hoffnung, „dafs die wohlverdiente Züchtigung sie künftig vorsichtiger machen würde“, befürwortete Vergennes selbst Freigebung ihrer Pressen, und in gleichem Sinne wurde entschieden[1]).

Mirabeau liefs sich diese ganze Episode, von der er in der Provence Kunde erhielt, nicht sehr anfechten. Er beauftragte zwar den getreuen Vitry, ihn in Paris durch zuverlässige Freunde bei den Ministern „gegen Verleumdungen“ in Schutz nehmen zu lassen, wobei er doch in seinem Autorstolz durchblicken liefs,

---

[1]) Protokolle des Staatsrates von Neuenburg 1782, Okt. 21. 28., Nov. 4. 5. 10. 18., Dez. 2. 23. 30. 31., Archives d'état de Neufchâtel. Le Noir an Vergennes 11. Okt. 1782. Vergennes an Goltz 17. Okt. 1782. Goltz an Vergennes 19. 30, Okt. 1782. d'Esterno an Vergennes 9. Nov. 1782. Arch. étrang. Prusse. vgl. Daguet a. a. O.

dafs das Aufsehen machende Werk über die lettres de cachet von ihm herrühre. Übrigens war er so ziemlich gewifs, dafs kein Mensch den urkundlichen Beweis seiner Autorschaft würde führen können. Auch zählte er mit gutem Grunde darauf, dafs die Minister demjenigen nichts anhaben würden, der weit vom Schufs wäre. „Sie wissen," meinte er kecklich, „dafs ich nicht expreſs in die Provence gekommen bin, um gegen sie zu schreiben, und dafs ich hier etwas Nützliches zu thun habe." Dies nützlichere Etwas war der Versuch, sich seine Frau und mit ihr die Aussicht auf den Mitgenufs ihres Vermögens wieder zu erobern. Zu diesem Zwecke hatte er sich auf Schlofs Mirabeau bei seinem Oheim installiert, der auf Grund des königlichen Befehles vom 13. Dezember 1780 vom Marquis bevollmächtigt war, ihn aufzunehmen. Der gute Bailli hatte sich lange gegen das Amt, das sein Bruder ihm zuwies, gesperrt. Von der Willfährigkeit der Marignanes hatte er eine sehr geringe Meinung. Der Vater Marignane, phlegmatisch und ruhebedürftig, hatte keinen gröfseren Wunsch, als die Tochter bei sich in Aix zu behalten. Diese führte das vergnüglichste Leben, war in Konzerten, auf Bällen und Liebhaberbühnen die Königin und liefs sich den Hof machen. Sie dachte nicht daran, dies angenehme Dasein wieder gegen die Gemeinschaft mit einem Manne von Mirabeaus Vergangenheit einzutauschen und wurde durch ihre Verwandten, die ihr Vermögen nicht aus der Familie gehen lassen wollten, in diesem Gefühl bestärkt. Dem Neffen selbst konnte der Bailli so manchen schlechten Streich nicht verzeihen. Er hatte durchaus keine Sehnsucht nach ihm, fürchtete vielmehr Unannehmlichkeiten von seiner Gegenwart. Wie er ihn nun aber nach so langer Zeit wieder erblickte, regte sich das verwandtschaftliche Blut in ihm. Er hatte doch seine Freude daran, dafs die Leute des Stammgutes den Sohn des Hauses sehr herzlich begrüfsten, obwohl er noch mehreren Geld schuldig war. Er fand den Ankömmling alles Lobes wert, fügsam, vom Streben erfüllt, ein neues Leben anzufangen, sein wildes Naturell weit mehr als früher vom Verstande gebändigt. Was er durch briefliche Fürsprache thun konnte, um auf die Gräfin einzuwirken, war er gern bereit zu leisten.

Hier war aber alle Mühe verloren. Zwar hatte Mirabeau den Feldzug, den er führen wollte, nicht ungeschickt vorbereitet. Schon in einem der Mémoires, die er in Pontarlier verfafst, hatte

er von der „liebenswürdigen, nachsichtigen Gattin“ gesprochen, „die der Himmel ihm zu einer Zeit geschenkt, da er ihrer so wenig würdig gewesen“. Es war dafür gesorgt, dafs man diese Worte auch in Aix zu lesen bekam. Auf den gleichen Ton waren die ersten Briefe gestimmt, die er vom Schlosse Mirabeau aus an seine Frau und deren Vater richtete. Er hatte erfahren, „dafs es kein Glück giebt ohne häusliches Glück“. Die Gattin allein konnte „in Zukunft sein Leben verschönen, das nur zu viele Irrtümer und Unglücksfälle vergiftet hatten“. Indessen die lange Pause, welche bis zum Einlaufen einer Antwort verging, sodann Inhalt und Form dieser Erwiderungen machten die Fortführung der Komödie schwierig. Man wies jede Annäherung mit Kälte ab. Er suchte die Fiktion aufrechtzuerhalten, die Tochter handle nicht aus freiem Antriebe, sondern werde durch den Vater gezwungen, ihm fern zu bleiben. Sie drohte darauf „den Schutz der Gesetze anrufen zu wollen, um ihre Freiheit zu wahren“. Es half ihm nichts, dafs er im Dezember nach Aix übersiedelte. Das Haus Marignane war ihm verschlossen, seine höflichen Neujahrswünsche blieben unbeantwortet, ein letzter Brief an seine Frau wurde ihm uneröffnet zurückgebracht. Wollte er nicht umsonst gekommen sein, so mufste er den Weg Rechtens beschreiten. Wie sehr der alte Mirabeau sich dagegen sträubte, war den Marignanes bekannt. Nach Andeutungen des Bailli hielt Madame de Pailly die junge Gräfin darüber auf dem Laufenden und stärkte sie dadurch in ihrem Widerstande. In der That wufste niemand besser als der Marquis, was Prozesse an Geld und gutem Ruf kosteten. Dieser Prozefs drohte aber allem Vorangegangenen die Krone aufzusetzen. Es war vorauszusehen, dafs die Familie Marignane von seinen Briefen aus früherer Zeit einen ausgiebigen Gebrauch machen würde, Briefen, in denen er selbst den Sohn als einen für immer Verlorenen gebrandmarkt und die Gräfin als reif für das Tollhaus erklärt hatte, wenn sie ohne die Einwilligung ihres Vaters den Verworfenen wieder zu Gnaden annehmen wollte. Dazu kam, dafs die Familie Marignane, mit der ganzen Magistratur verwandt oder befreundet, am Parlamente von Aix einen starken Rückhalt hatte, während die Herren von der Robe durch die Mirabeaus oft genug beleidigt worden waren. Wohin der alte Marquis blicken mochte, sah er nur Unheil voraus. Er war schlecht auf „Monsieur Honoré, der nur Lärm machen wolle“, zu sprechen, um so schlechter, da ihm

nun auch das Buch über die lettres de cachet mit seinen persönlichen Anzüglichkeiten zu Gesicht kam, „die losgelassene Tollheit eines Aufrührers“, wie er es beurteilte. Indessen alle seine Versuche, die Schwiegertochter umzustimmen, waren vergeblich. Vom Bailli wurde er gedrängt, den Beginn der gerichtlichen Procedur zu erlauben, da nichts weiter übrig bleibe. Und so liefs er, mit schwerem Herzen, den Dingen ihren Lauf.

Auch Mirabeau verkannte keinen Augenblick die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Eine grofse Allianz von Gegnern war wider ihn verbunden. Sie suchten seinem Namen in der ganzen Provinz alles erdenkbare Üble anzuhängen. Sie durften auf die Gunst des Gerichtshofes zählen. Sie hatten die besten juristischen Kräfte zu ihrer Verfügung. Er stand, mit dem Andenken an sein berüchtigtes Vorleben belastet, fast allein und sah sich in Aix von der sogenannten guten Gesellschaft gemieden wie ein Aussätziger. Aber er hielt es für unmöglich, zu verlieren. Er war sicher, dafs man aus der Zeit, in der er mit seiner Frau zusammengelebt hatte, keinen gesetzlichen Grund der Trennung werde auffinden können, und was die spätere Epoche seines stürmischen Lebens anging, fühlte er sich durch den Ausgang des Prozesses von Pontarlier gewaffnet. Eine sorgfältige Auslese aus alten Briefen seiner Frau, die er in Druck gab, sollte jedermann zeigen, wie gut sie mit ihm gestanden hätte. Aufserdem rechnete er auf sein Genie, auf die Gewalt über die Menschen, auf die hinreifsende Macht des Wortes, die er in sich fühlte. Er reichte beim Lieutenant-Général der Sénéchaussée von Aix die Forderung ein, der Gräfin zu befehlen, sich binnen drei Tagen bei ihrem Ehemann einzustellen. Die Gräfin erhob Widerspruch dagegen. Als er seine Forderung wiederholte, klagte sie auf Separation der Ehe und bat um die Ermächtigung, zunächst unter dem Dache ihres Vaters wohnen bleiben zu dürfen. Über diese Vorfrage kam es zur ersten mündlichen Verhandlung, denn Mirabeau verlangte, dafs sich seine Frau bis zum Austrag der Sache in die Stille eines Klosters zurückziehe, wenn sie nicht provisorisch sein Domizil teilen wolle. Aber sein Geschick brachte es fertig, bei Behandlung dieser Vorfrage die ganze Sache in das ihm günstige Licht zu setzen.

Der 20. März 1783 war, wie man mit Recht gesagt hat, ein grofser Tag in der Geschichte der französischen Beredsam-

keit[1]). Mirabeau, begleitet von seinem Advokaten Jaubert, trat selbst vor dem Gericht des Sénéchal auf, und die Rede, die er verlas, soll sogar seinen anwesenden Schwiegervater nicht kalt gelassen haben[2]). Im Publikum brachte sie grofse Erregung hervor. Man sah in dem Redner das Opfer fauler Zustände, das eben erst unter Regierungswillkür und väterlicher Tyrannei geduldet hatte und nun gegen eine aristokratische Koterie sein gutes Recht verfocht. Man vergafs seine Fehler und bewunderte den Wechsel der Töne, der ihm zu Gebote stand: die rührende Zärtlichkeit, mit der er von seiner „sanften, gefühlvollen Emilie" sprach, die nur fremdem Einflufs gehorche, das ergreifende Pathos, mit dem er den Schatten des verstorbenen kleinen Viktor heraufbeschwor, die feine Ironie, mit der er das Gewebe der Rechtsgründe der Gegenpartei zu zerreifsen suchte. Der junge Advokat, welcher Mirabeau antwortete, war kein Geringerer als Portalis, welchem viele Jahre nachher bei der Redaktion des Code civil ein so grofses Stück Arbeit zufiel. Der Zufall stellte die beiden Männer einander gegenüber, von denen der eine bei der Zertrümmerung des alten Frankreich, der andere beim Aufbau des neuen Frankreich in der vordersten Reihe stand. Damals wurde Portalis von Mirabeau geschlagen. Das Gericht erkannte nach seinem Antrag, dafs die Gräfin während der Dauer des Prozesses bei ihm zu wohnen habe, wenn sie den Aufenthalt in einem Kloster, wo ihm der Zutritt gestattet sein müsse, nicht vorziehe. Das Publikum klatschte Beifall, vielleicht nicht ohne dafs Leute aus dem Volke, die Mirabeau in Sold genommen haben soll, das Signal gaben.

Noch jetzt suchte er einzulenken, machte Vermittlungsvorschläge, um die Fortführung des Prozesses aufzuhalten. Allein die Gegenpartei appellierte gegen das eben gefällte Urteil, verzögerte seine provisorische Ausführung und setzte es durch, dafs die Frage der Trennung selbst vor dem Parlamente zur Verhand-

[1]) Justin Seligman: Mirabeau devant le parlement d'Aix. Paris, Alcan-Lévy 1884, S. 19. Doch irrt der Verfasser, wenn er meint: „C'est ce jour là que pour la première fois Mirabeau a pris la parole en public" s. o. S. 143.

[2]) Man darf sich selbstverständlich nicht auf Mirabeaus eigene Berichte verlassen, wohl aber auf die eines Gegners wie M. de Montméyan, s. Joly a. a. O. Neben Jolys Werk kommen die Auszüge aus den Prozefsschriften bei Vitry, Guibal: Mirabeau et la Provence en 1789 (Paris 1887) und Méjan: Causes célèbres VIII. 1810 in Betracht.

lung kam. Vorher aber begann der übliche Krieg durch gedruckte Mémoires der beiden Parteien. Die Gräfin machte den Anfang. Von sechs Advokaten beraten, unter denen neben Portalis Männer wie Pascalis, Siméon Vater und Sohn glänzten, liefs sie ein erstes Machwerk ausgehen, das selbst dem Bailli die stärksten Ausdrücke der Entrüstung entlockte. Er hatte seine Nichte dringend von der Veröffentlichung abgemahnt und fand durch Form und Inhalt des Libelles seine schlimmsten Erwartungen übertroffen. Hier war nichts vergessen worden, von angeblichen Sävitien seit dem ersten Tage der Ehe bis zu dem Verhältnis des Gefangenen von If zu der dortigen Soldatenwirtin, und bis zu den „Verleumdungen" in den Schreiben an Malesherbes. Wie viel Stoff die Episode von Pontarlier darbot, läfst sich denken. Dem Ganzen dienten aber, wie zu befürchten gewesen war, zahlreiche Briefe des alten Mirabeau aus vielen Jahren als Illustration. Deutlicher, als es in diesen zu lesen war, konnte kein Mensch es sagen, dafs Mirabeau „ein schlechter Sohn, ein schlechter Gatte, ein schlechter Vater, ein gefährliches Subjekt" sei.

Seine Antwort zeichnete sich durch das sichtliche Bestreben aus, wie ehedem die Gräfin als vorgeschoben und durch fremden Willen gezwungen darzustellen. Ein neuerdings angelangter Brief seines Vaters an den Marquis de Marignane, den er mitteilen durfte, sollte den Eindruck der früheren abschwächen. Zeugnisse des Kommandanten von If, ja sogar ein entlastendes Schreiben jenes Soldatenwirtes, der inzwischen zum Gastwirt in Marseille aufgerückt war, hatten sich beibringen lassen. Alles in allem stach der Ton des Angegriffenen sehr vorteilhaft von dem der Angreifer ab. So lange er sich nicht von der Methode abbringen liefs, der Heftigkeit Ruhe entgegenzusetzen, war er nicht zu fassen. Eben deshalb suchte man ihn von der Gegenseite auf alle Art zu reizen. „Man mufs ihm die Sporen geben," soll Pascalis zu seinen Kollegen gesagt haben, „dann wird er wild werden wie ein Hengst, und wir haben ihn." Bei der mündlichen Verhandlung vor dem Parlamente übernahm dies Portalis mit einem Erfolge, der über seine Absicht hinausging. Vor allem Volke mit Beschimpfungen überschüttet, liefs Mirabeau in einer fünfstündigen Erwiderung die ganze in ihm kochende Wut ausbrechen. Portalis soll ohnmächtig aus dem Saale getragen worden sein. Das Publikum war von der Gewalt des Redners bezaubert. Von den Richtern wünschten mehrere mit der Sache nichts mehr

zu thun zu haben. Die Marignanes selbst boten die Hand zum Frieden.

Mirabeau hatte es nämlich verstanden, mit ihnen die ganze vornehme Gesellschaft in Schrecken zu versetzen. Er hatte zum Beweise dafür, wie viel er seiner Frau zu verzeihen gehabt und wirklich verziehen, jenen Brief von ihrer Hand verlesen, in dem sie vor neun Jahren dem jungen Gassaud den Abschied gegeben (s. o. S. 80). Er hatte gedroht, dafs er sich nun über jede Rücksicht hinwegsetzen, Überwachung der Schuldigen in einem Kloster fordern und nötigenfalls noch andere kompromittierende Aktenstücke vorlegen würde. Niemand konnte voraussehen, wer sonst in den Skandal verwickelt werden möchte. Ein gütliches Abkommen schien möglich zu werden, demzufolge eine Trennung auf bestimmte Zeit erfolgen sollte, während deren die Gräfin sich in eine geistliche Anstalt zurückziehen würde. Mirabeau richtete sein Verhalten danach ein, befliſs sich wieder gröſserer Mäſsigung, suchte seinem letzten Manöver die verletzende Schärfe zu nehmen.

Aber die Gegenpartei faſste wieder Mut. Sie rechnete darauf, dafs er seine Drohungen nicht wahr machen könne. Sie hoffte ihn vor einem parteiischen Gerichte mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Die Advokaten der Gräfin erklärten die Bekanntmachung jenes Briefes an Gassaud für die stärkste „Diffamation“, deren ein Ehegatte gegen den anderen sich schuldig machen könne, und fügten diesen neuen Grund für die Trennung den früher angebrachten hinzu. Umsonst suchte Mirabeau dagegen anzukämpfen. Umsonst lieh ihm neben Jaubert ein junger, für ihn begeisterter Rechtsgelehrter von groſsen Fähigkeiten, Johann Joachim Pellenc, seine Feder. Auch sein letztes mündliches Plaidoyer war vergeblich. Das Parlament sprach am 5. Juli 1783 die Scheidung von Tisch und Bett aus, und zwar ohne der Gräfin für ihren Aufenthalt irgend welche Verpflichtung aufzuerlegen. Wie wir heute aus den Aufzeichnungen eines Mitgliedes des Tribunales wissen, hatte die „Diffamation“ den Ausschlag für die Fällung des Spruches gegeben.

Vor Gericht hatte Mirabeau seinen Prozefs verloren, in der öffentlichen Meinung hatte er ihn gewonnen. Um ihn zu hören, hatte die Menge Thüren, Fenster und Schranken zertrümmert. Um ihn zu sehen, waren die Menschen auf die Dächer geklettert. Vornehme Durchreisende, wie der Erzherzog Ferdinand von Österreich mit seiner Frau, wollten das Schauspiel, das sein Auftreten

bot, nicht versäumen. Er war, wie der Bailli an Madame Du Saillant schrieb, „der Abgott des Landes“ geworden. Ein kleines Nachspiel des Prozesses, ein Duell mit dem Grafen Galiffet, einem sehr feurigen Parteigänger der triumphierenden Emilie, that seiner Berühmtheit keinen Abbruch. Mit alledem war ihm nicht geholfen. Nur durch eines konnte er wieder festen Boden gewinnen: durch Kassation des ergangenen Urteils, die der Conseil des Königs auszusprechen hatte. Sein Oheim, seine Freunde, er selbst verzweifelten nicht an der Möglichkeit, damit durchzudringen.

Hier aber stiefs er auf den entschiedenen Widerspruch seines Vaters. Der Marquis sah seinen ganzen Plan zerstört und hatte Spott und Schaden dazu gewonnen. Er war tief empört und bitter enttäuscht. Während des Prozesses hatte er, gleich dem Bailli, vergeblich seine Briefe zurückgefordert und sich geweigert, dem Sohne weiteres Material zu liefern. Die Schmeicheleien, mit denen dieser ihn in seinen Plaidoyers und Mémoires überschüttete, rührten ihn nicht. Die Rhetorik Monsieur Honorés erschien ihm wie die „eines Hanswurstes“, und die Bühne, auf der er sie hören liefs, wie ein „Marionettentheater“. Mochte der stets opferwillige Bruder auch den Hauptteil der Kosten tragen, so blieb gewifs manches auf ihm sitzen, und das in einer Zeit, da seine Frau sein Mobiliar mit Beschlag belegen lassen wollte. Seine Geduld war zu Ende. Er verbot Mirabeau nach Paris zu kommen, um seine Sache zu verfolgen, und drohte, ihm, wenn er nicht gehorche, die Thüre zu weisen. Als Mirabeau dennoch erschien, sagte er sich in aller Form von ihm los. Er gab der Regierung die Vollmacht zurück, die den Sohn beim Verlassen von Vincennes zu seiner Verfügung gestellt hatte. „Seine Wege,“ schrieb er an den Minister Amelot, „sind nicht meine Wege ... Ich verzichte darauf, ihm weiter zu dienen und verzichte auf jede weitere Autorität über ihn. Er ist über vierunddreifsig Jahre alt. Er hat geheiratet, ich habe ihm so viel von meinem Gut gegeben, wie mein Vermögen mir es erlaubte; ich habe ihn bestraft, als ich ihn für strafwürdig hielt; ich habe ihm verziehen, als ich hoffen durfte, er würde in den Kreis seiner Pflichten zurückkehren. Ich habe ihn aus den bösen Händeln gerissen, in die er verstrickt war, ihn in die Lage versetzt, sich mit seiner Frau wieder zu vereinigen und die Achtung der Provinz wiederzugewinnen, in der er einst grofse Besitzungen haben wird; ich

habe ihn mit allen gesunden Gliedern der Familie versöhnt: meine Aufgabe ist erfüllt. Er mufs jetzt selbst den Weg einschlagen, den er für den besten hält. Ich kann ihn nicht länger leiten und keine weitere Verantwortung für ihn tragen“ [1]).

Vom Vater aufgegeben, suchte Mirabeau während des Herbstes und Winters 1783, im Kampfe mit Geldnot und Intriguen der Marignanes, seine Sache durchzufechten. Er wufste tüchtige Juristen in Paris für sich zu gewinnen, an deren Spitze der nachmals als Minister bekannt gewordene Duport-Dutertre stand. Er liefs, von ihnen unterstützt, ein sehr umfangreiches Mémoire über seinen Fall drucken, das er an die Mitglieder des Conseil auszuteilen begann. Als man der Verbreitung dieses Mémoires entgegentrat, hatte er mit dem Grofssiegelbewahrer eine mündliche Auseinandersetzung, wandte sich unmittelbar an Ludwig XVI. um Abhilfe, sah sich aber schliefslich dazu gedrängt, den wesentlichen Inhalt seines Mémoires [2]) in Mastricht nochmals drucken zu lassen und die Exemplare in Paris einzuschmuggeln. Hierbei leisteten ihm Freunde, wie Vitry, so vortreffliche Dienste, dafs in kürzester Zeit höchste und hohe Personen das Werk zugestellt erhielten. Als der Grofssiegelbewahrer das ihm bestimmte empfing und als Einleitung einen drastischen Bericht seines Gespräches mit dem Verfasser zu lesen bekam, waren schon hunderte verteilt. Das Werk konnte keinen Leser kalt lassen. Es mufste zwar eigentümlich berühren, aus diesem Munde die Heiligkeit des Ehebundes rühmen und Ludwig XVI. dafür preisen zu hören, dafs seine „Thronbesteigung als Signal der Wiederherstellung der Sitten“ erschienen sei. Aber wenn derselbe Mund über verrottete Gesetze, schlechte Justiz, willkürliche Verwaltung Klage führte, wenn er den Mächtigen des Tages sagte, „man verachte einen Vezier zu tief, um ihn zu fürchten“, wenn er allen

---

[1]) Der Marquis von Mirabeau an Amelot 19. Sept. 1783 (vollständiger Abdruck bei Peuchet II, 249—251, vgl. daselbst noch ein darauf bezügliches Schreiben von Leblanc de Castillon an Le Noir 20. Okt. 1783). Amelot an Le Noir s. d. Le Noir an Amelot 26. Sept. 1783. Arch. nat. K. 164.

[2]) Von diesem Mémoire s. l. 1784 befindet sich ein Exemplar in der Bibliothek zu Neuenburg No. 22651. Vorausgeschickt ist die Unterhaltung mit dem Grofssiegelbewahrer, von der aber auch eine Separat-Ausgabe: Conversation du Comte de Mirabeau avec Monsieur le Garde-des-sceaux de France ... suivi du Testament de M. l'Abbé Pommier. A Paris MDCCLXXXIV existiert.

Bürgern zurief, die Sache eines Einzelnen, dem Unrecht geschehe, sei die Sache der Gesamtheit, so liefs sich erwarten, dafs diese Sprache ein Echo finden würde. Der nächste Zweck Mirabeaus ward freilich verfehlt, da sein Kassationsgesuch abgewiesen wurde. Vergessen wurde aber sein kühnes Auftreten nicht, am wenigsten von jenen leichtentzündlichen Provençalen, die seinen flammenden Worten gelauscht hatten. Als die grofse Stunde der Wahlen zu den Reichsständen schlug, hoben sie ihn jubelnd auf den Schild.

Zehntes Kapitel.

Mirabeau in England und im Dienste Calonnes.

1784. 1785.

„Inmitten der Stürme," liest man in einem Briefe Mirabeaus an Chamfort, „kann niemand den geraden Weg einhalten." Er war fünfunddreifsig Jahre alt, als er dies schrieb, über die Jugend also längst hinaus, aber vom ruhigen Hafen weiter entfernt als je zuvor. Der Vater hatte ihn abgeschüttelt, was freilich am bequemsten und nach allem Vorangegangenen nicht ganz unerwartet war. Beim Ruin seines eigenen Vermögens wollte er sich nicht noch mit einer Last von Schulden des „Tollhäuslers" schleppen. Auch machten zu viele bittere Erinnerungen und zu grofse Verschiedenheiten von Charakter und Denkweise ein friedliches Zusammenleben unmöglich. Dem Herzen des Marquis stand trotz aller Fehler der jüngere Sohn viel näher, der mit Ruhm und Narben bedeckt, aus dem Kriege heimgekehrt und vom Könige zum Kommandanten des Regimentes Touraine ernannt worden war. Gegenüber dem älteren liefs er es auf einen Prozefs wegen der Alimentationssumme ankommen, die ihm von seinen Einkünften, soweit sie nicht den Gläubigern zufielen, ausgezahlt werden sollte. Nach ärgerlichen Verhandlungen wurde die Höhe jener Pension im Sommer 1784 durch richterliche Entscheidung auf 250 Livres monatlich festgesetzt, die der neuernannte Vormund, Vignon, Prokurator beim Pariser Parlamente, dem unter Kuratel Gestellten zukommen lassen sollte. Allein abgesehen davon, dafs 250 Livres monatlich für einen Mi-

rabeau so gut wie nichts bedeuteten, stiefs ihre regelmäfsige Einziehung auf Hindernisse, da von der anderen Seite Gegenforderungen aufgestellt wurden. Versuchte Mirabeau von Gutsverwaltern oder Lehnsleuten etwas beizutreiben, so wurden sie vom Marquis vor den „Fallen des Prahlers“ gewarnt[1]). Der Vater, meinte er einmal, wolle ihn offenbar Hungers sterben lassen, da er doch wohl nicht darauf ausgehe, ihn zum Strafsenräuber zu machen. Vom Oheim liefs sich auch nicht mehr viel hoffen, da die Kasse und die Geduld des guten Bailli nicht unerschöpflich waren. So wandte er sich denn wieder der Mutter zu.

Man sollte es nicht glauben, dafs sich je wieder eine Verbindung zwischen ihnen hätte herstellen lassen. Er war von ihr abgefallen und öffentlich als ihr Gegner aufgetreten. Sie hatte ihm während des Prozesses in Aix auf alle Weise zu schaden gesucht. Dennoch fanden sie sich wieder. Man kann nur vermuten, dafs die Feindschaft gegen den Marquis sie aufs neue zusammengeführt hat. So viel ist sicher, dafs ein verrufener elsässischer Banquier, mit dem Titel eines Barons, der Marquise auf Mirabeaus Andringen eine Summe vorstreckte, von der etwas für ihn selbst abfallen sollte. Indessen der von ihm erhoffte Gewinn war klein, und die Freundschaft mit der verkommenen, halbtollen Frau bekam bald wieder einen Rifs. Seine Reise nach Brüssel und Mastricht, wo er die neue Auflage des unterdrückten Mémoires veranstaltete, war zugleich eine Flucht vor „der Wut“ der Mutter gewesen, die jenen elsässischen Baron gegen ihn verhetzte und beiläufig einen anderen Herrn, einen

---

[1]) Der Marquis an den Verwalter von Brie 2. März 1784: „Qu'on dit son fils parti pour le Limousin, que pour garantir les honnêtes gens et vassaux des pièges d'un tel furieux il croit devoir lui mander qu'il est interdit, réduit à 2400 L. de pension alimentaire, que loin de lui devoir, il est en avance avec lui.“ 13. Januar 1784: „Que l'homme aux rodomontades ne fera jamais du mal qu'à soi-même, à ses amis et à ses dupes.“ Arch. nat. M. 783. In welchem Tone Mirabeau bei Anlafs dieser Händel von seinem Vater sprach, mag folgender Brief an einen seiner Kuratoren beweisen, den ich der Autographensammlung von Frau Hagenbuch in Zürich entnehmen darf: „Il me semble que M. Gerard de Melcy devrait avoir quelque chose à me dire ou à m'apprendre. Je le prie de penser que j'ai le plus grand besoin d'être jugé et que ma pension alimentaire est le seul revenu sur lequel je puisse encore compter. S'il faut un nouveau coup de collier, je le donnerai. Je salue bien sincèrement M. Gerard de Melcy. Mirabeau fils. Mardi 21 juin 1785.“

Marquis de St. O . . ., dazu antrieb, „ihn vor die Klinge zu fordern“ [1]).

Wie gewöhnlich mufsten ihm gute Freunde aus der Not helfen. Vitry und Du Pont waren schwerlich die einzigen, auf die er rechnete. Das Dämonische seiner Natur zeigt sich immer wieder darin, dafs er so manchen, der sehr schlechte Erfahrungen mit ihm machte, doch festzuhalten und den alten Verbindungen stets neue anzufügen wufste. Inmitten der vornehmen Herren, die kürzlich aus dem amerikanischen Feldzuge heimgekehrt waren, trat ihm wohl damals schon der Herzog von Lauzun nahe, den man aus den unter seinem Namen gehenden Memoiren als Virtuosen der Roués jener Zeit kennt, und der als Herzog von Biron unter der Guillotine endigte. Sie waren in früher Jugend Waffengefährten in Corsica gewesen, und hatten seitdem, jeder auf seine Art, Lebenserfahrungen gesammelt, bei deren Austausch sie sich leicht verständigen konnten. In den Salons, die ihnen offen standen, war Talleyrand anzutreffen, noch nicht der Talleyrand mit dem sardonischen Lächeln des blasierten Menschenverächters, sondern der feine, liebenswürdige Abbé, mit seinen dreifsig Jahren ebenso erhaben über die Alltagsmoral wie Mirabeau, aber kälter, vorsichtiger und bestrebt, alle Begierden unter den konventionellen Formen zu verstecken. Die Bekanntschaft mit dem begüterten Weltmanne von geistlichem Stande, dem seine Stellung als Generalagent des Klerus auch politischen Einfluſs gab, mufste für den verschuldeten, übel beleumundeten Grafen von hohem Werte werden. Umgekehrt war Talleyrand zu scharfblickend, um in Mirabeau nicht sehr bald den Mann von aufserordentlichen Fähigkeiten zu entdecken. Und beide, von Ehrgeiz verzehrt, ahnten das Wehen einer neuen Zeit, die das Alte in Trümmer schlagen und sie auf die Höhe des Wirkens und Genieſsens führen würde. Überhaupt mufs man die Gemeinsamkeit ehrgeizigen Strebens als Kitt so mancher Freundschaftsverhältnisse gelten lassen, die Mirabeau kurz vor dem Ausbruche der Revolution knüpfte. Dies Moment spielte auch bei der Zuneigung mit, durch welche er und Chamfort sich eben damals lebhaft zu einander hingezogen fühlten. Der gefeierte Dichter

---

[1]) Loménie II, 643—649. Lettres de Mirabeau à Chamfort. An V de la République française S. 4 vgl. Sainte-Beuve in Causeries du lundi IV.

und Akademiker, von Leidenschaften zerrissen wie er, verbittert gegen die herrschende Gesellschaft, so sehr sie ihn verhätschelt hatte, mit seiner übersprudelnden Fülle feiner Beobachtungen und sarkastischer Bemerkungen, aus der er Mirabeau neidlos schöpfen liefs, wurde einer seiner besten Bundesgenossen. Man darf die Lobsprüche, die Mirabeau ihm erteilt, nicht ganz buchstäblich nehmen, denn er war, wenn er wollte, mit anmutigen Freundschaftsspenden der Art in seinen Briefen sehr freigebig. Aber er wufste, was er an Chamfort besafs, und rühmte nicht ohne Grund diesen „elektrischen Kopf", dem sich so leicht Ideenblitze entlocken liefsen.

Eine der litterarischen Arbeiten, bei deren Anfertigung dieser elektrische Kopf ihm etwas von seiner Kraft lieh, war, wie es scheint, von Benjamin Franklin angeregt worden. Der greise Gesandte der Vereinigten Staaten am französischen Hofe hatte mit lebhaftem Unwillen die Stiftung einer Gesellschaft bemerkt, die nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges unter den Offizieren des amerikanischen Heeres entstanden war. Nach Cincinnatus genannt, weil sie wie dieser das Schwert mit dem Pfluge vertauschen wollten, wären die Mitglieder bei Verfolgung ihrer humanen und patriotischen Ziele keinem Angriffe ausgesetzt gewesen, hätte nicht das Prinzip der Erblichkeit, welches die Statuten enthielten, den Freunden der Demokratie gerechten Anstofs gegeben. Franklin wünschte eine Gegenschrift, die in Philadelphia erschienen war, ins Französische übersetzt zu sehen, und Mirabeau fand ein um so gröfseres Interesse an der Sache, da sein Bruder, wie alle höheren Offiziere der französischen Hilfstruppen, gleichfalls in den Verein aufgenommen worden war. Mit Chamforts Unterstützung brachte er nicht nur eine Übersetzung, sondern eine gänzliche Umarbeitung des amerikanischen Originales zustande. Als die beiden Freunde Franklin ihr Manuskript in Passy vorlasen, fand dieser, dafs es „eine versteckte Satire gegen den Adel überhaupt" geworden sei[1]). Eben dies war ganz im Geschmacke der Zeit. Wenn gar ein Mann von

---

[1]) Franklins Tagebuch 11. Juli 1784 (Memoirs of the Life of Franklin. Ed. London 1833. II, 153) vgl. Franklin an seine Tochter 26. Januar 1784 (ein ganzes Stück dieses Briefes ist von Mirabeau in die Schrift über den Cincinnatus-Orden aufgenommen worden) und an Vaughan 7. Sept. 1784. a. a. O. III, 128—136. 168.

aristokratischer Herkunft die Satire herausgab, liefs sich auf einen starken Absatz rechnen. Auf solche Auskünfte war aber der schiffbrüchige Sprösling des provençalischen Adelsgeschlechtes durch die bittere Not angewiesen. Sein Vater hatte viel Tinte verbraucht, weil er den Beruf in sich fühlte, der Welt die neue nationalökonomische Heilslehre zu verkünden. Auch in ihm regte sich seit früher Jugend der Autordrang mit Macht. Aber ein anderer Beweggrund des litterarischen Schaffens trat hinzu und liefs es zur Fabrikation ausarten. Er war um des lieben Brotes willen unter die Schriftsteller gegangen und erwog fortwährend mit seinen Bekannten von der Feder, wie sich durch buchhändlerische Unternehmungen ein rundes Sümmchen verdienen lasse.

Das Gold durfte ihm umsoweniger als Chimäre gelten, je unfähiger er war, luxuriösen Neigungen einen Zaum anzulegen und zarte Netze zu zerreifsen, die ihn in jeder Lebenslage gefangen hielten. „Ich bin," bekannte er dem verständnisvollen Chamfort einmal, „der schwächste aller Männer gegenüber den Frauen. Ich habe sie vergöttert, und mein seelisches Wesen kann, wenn das möglich ist, eine Gefährtin noch weniger entbehren als mein physisches." „Der Cölibat," schrieb er von Vincennes aus an Sophie, „ist nach der Versicherung der Ärzte eine meiner schlimmsten Krankheiten." War es mehr väterliches oder mehr mütterliches Erbteil: er blieb sein Leben lang der Gewalt eines Triebes unterworfen, den man wohl mit Recht als abnorm, zur Satyriasis gesteigert, angesehen hat. Seit dem Frühling 1784 schien aber, unter so vielen galanten Abenteuern, die er nach dem Verlassen des Kerkers bestand, eine Leidenschaft ihn dauernd zu fesseln: die Liebe zu einer jungen Holländerin, Henriette van Haren.

Sie war das illegitime Kind eines angesehenen Mannes dieses Namens, ward nach seinem Tode seinem Bruder anvertraut, der sich als Politiker und Dichter bekannt machte, und wurde, als sie auch diesen Wohlthäter verlor, mit der Anweisung auf eine kleine Rente als Pensionärin in einer der geistlichen Versorgungsanstalten von Paris untergebracht. Sie führte daselbt den Namen Madame de Nehra, ein Anagramm des Namens de Haren, den zu tragen sie nicht berechtigt war. Hier sah sie Mirabeau, der schon mit ihrem Oheim in Amsterdam Verbindungen gehabt hatte. In dem Fragmente einer höchst anziehenden autobiographischen Skizze hat Henriette de Nehra die Anknüpfung ihres

Verhältnisses zu Mirabeau beschrieben[1]). Man kann sich nichts Romanartigeres denken. Er forderte von ihr, dafs sie eine Dame ihrer Bekanntschaft, die Frau jenes Marquis de St. O..., die Mirabeau zu Gefallen nach Paris durchgegangen war, beherbergen sollte. Sie weigerte sich dessen, verstand sich aber dazu, bis zur Ankunft des betrogenen Mannes, die zu befürchten war, mit der Dame in ein Hôtel garni zu ziehen. Je länger sie mit Mirabeau verkehrte, desto mehr verwischte sich der erste Eindruck des Abstofsenden, den seine Erscheinung ihr gemacht hatte. Ohne von tiefer Leidenschaft ergriffen zu werden, fühlte sie sich zu ihm hingezogen, und bewunderte mit einer Art von Mitleiden den Genius, den so viele Flecken entstellten. Er seinerseits wurde sehr bald von dem reizenden, unschuldigen, neunzehnjährigen Mädchen bezaubert, was der Marquise de St. O. nicht entging. Henriette, weit entfernt von dem Gedanken, dieser Frau einen Liebhaber abspenstig machen zu wollen, zog sich wieder in ihr Kloster zurück. Aber Mirabeau brach ihretwegen mit der eifersüchtigen, hafserfüllten Marquise. Er überredete Henriette, ihn auf jener Reise nach Belgien und Holland zu begleiten, wo es auch gewisse finanzielle Angelegenheiten in ihrem Interesse zu ordnen galt. Er nahm sie wieder mit sich nach Paris und wurde bei der Einschmuggelung seines Mémoires von ihr auf schlaue Weise unterstützt. Er räumte ihr eine Herrschaft über sich ein, wie sie noch kein weibliches Wesen über ihn besessen hatte, und ward nicht müde, ihre Sanftmut, ihre Entschlossenheit, ihre Grazie zu preisen, indem er eingestand, er sei „dieses höheren Wesens nicht wert".

Sie benutzte die Macht, deren sie sich wohl bewufst war, auf die beste Art. Sie hielt ihn, soweit sie vermochte, von unvernünftigen Ausgaben zurück, entliefs Kutscher und Bediente, gab den Juwelieren, bei denen er kostbare Geschenke für sie auf Kredit entnommen hatte, Perlen und Edelsteine wieder und legte sich das Gelübde ab, „nur für ihn da zu sein, ihm überall hin zu folgen und sich allem und jedem auszusetzen, um ihm in Glück und Unglück zur Seite zu stehen." „Ich opferte mein ruhiges Leben, um seine Gefahren zu teilen." Was kann deutlicher für die magische Gewalt seiner Natur sprechen, als dies Geständnis eines weiblichen Herzens, das der wilden, sinnlichen

[1]) L. de Loménie: Mirabeau et Madame de Nehra. Esquisses S. 1—38.

Glut einer Sophie keinen Raum bot, und seine Untreue unzählige Male verzieh! Die Gelegenheit, Henriettens Opferwilligkeit auf eine neue Probe zu stellen, liefs nicht lange auf sich warten. Der Boden in Paris brannte Mirabeau unter den Füfsen. Vom Vater aufgegeben, mit der Mutter gespannt, glaubte er sich irrigerweise nach dem Bekanntwerden seines Mémoires auch noch durch eine lettre de cachet seitens des Grofssiegelbewahrers bedroht. Im August 1784 entschlofs er sich daher, in England eine vorläufige Zuflucht zu suchen. Die Begleitung von Madame de Nehra war ihm um so nötiger, da er sich von einem zweijährigen Knaben, mit seinem Kosenamen Coco genannt, nicht trennen wollte. Er galt als Sohn des Bildhauers Lucas, war aber Mirabeaus Kind und wurde von ihm aufgezogen. Nach stürmischer Fahrt langte die kleine Truppe in London an.

Wenn Mirabeau den Weg über den Kanal nahm, so folgte er damit dem Beispiel vieler seiner Landsleute, die ihren Montesquieu und Voltaire studiert hatten. Auch fehlte es ihm nicht an persönlichen Beziehungen. Franklin konnte ihn seinem Freunde, dem klugen Kaufmann Benjamin Vaughan empfehlen, mit der Bitte, die Schrift über den Cincinnatusverein zum Drucke zu befördern. Brissot war ihm vorangegangen und mit weitaussehenden litterarischen Plänen beschäftigt, die, wenn der rührige Landsmann jenseits des Kanales geblieben wäre, auch ihm hätten Nutzen bringen können. Durch eben diesen Bekannten war er schon ein Jahr zuvor an seine alten Schulkameraden, die Brüder Elliot, erinnert worden. Der jüngere, Hugh, war damals englischer Gesandter in Kopenhagen, hatte von einem Freunde Brissots das Buch über die lettres de cachet zum Lesen erhalten und sich lebhaft nach den Schicksalen des Verfassers erkundigt. Sein Anerbieten eines Asyles war von dem übereifrigen Mirabeau so verstanden worden, als könne er ihm zu einem diplomatischen Posten bei einem der nordischen Höfe verhelfen, was freilich weder im Willen noch in der Macht des Gesandten lag. Hatte Mirabeau somit auf Hugh Elliots Hilfe verzichten müssen, so liefs sich immer noch vom älteren Bruder Gilbert etwas hoffen. Dieser war Mitglied des letzten Parlamentes gewesen, mit Fox, Burke und anderen Gröfsen der whigistischen Partei befreundet. Er war ganz der Mann, dem wifsbegierigen Fremdling einen Einblick in das Getriebe der englischen Politik zu verschaffen, in der die

Bildung des Ministeriums Pitt wenige Monate zuvor eine neue Epoche eingeleitet hatte.

Gilbert Elliot nahm sich denn auch des Jugendfreundes thatkräftig an, in welchem er noch alle die Züge erkannte, wie sie ihm aus der Pension des Abbé Choquart in Erinnerung waren[1]). „Er ist," schrieb er seinem Bruder, „noch ebenso anmafsend in seiner Unterhaltung, noch ebenso linkisch, häfslich, ungestalt und von sich selbst eingenommen." Doch fand er seine Fähigkeiten „bedeutend gereift". Was er aus Frau von Nehra machen sollte, die hier als „Gräfin" auftrat, war ihm nicht recht klar. Er wunderte sich darüber, dafs sie „einem der häfslichsten und ärmsten Burschen in Europa" treu blieb, und noch mehr, dafs sie in ihrer zweideutigen Stellung so viel „Bescheidenheit, Feinheit und Tugend" zu wahren wufste. Schwerlich hat er gewagt, sie in seine solide Familie einzuführen. Mirabeau dagegen mufste er einen Besuch der Seinigen in Bath gestatten, wobei er freilich bedenkliche Erfahrungen machte. Denn der ungestüme Gast verfolgte Elliots Schwägerin mit so zudringlicher Verliebtheit, machte seine Frau, die kein Wort Französisch verstand, so vollständig mundtot, nahm ihn selbst „vom Frühstück bis zum Abendessen so ganz in Beschlag", dafs man froh war, ihn auf gute Art wieder los zu werden. Als er ein paar Monate später den Wunsch äufserte, die Elliots auf ihrer schottischen Besitzung Minto zu besuchen, erklärte Lady Elliot, „keine Gewalt der Erde werde sie dazu bringen, ihn unter ihrem Dache aufzunehmen", er müsse sich mit zwei Zimmern beim Wildhüter begnügen. Sein Benehmen gab auch sonst mitunter Anstofs. Bei vornehmen Männern, wie dem Grafen von Shelburne, eingeführt, liefs er es hie und da am rechten Takte fehlen. Gegen Wilkes gebrauchte er eines Tages am Tische eines anderen Gastfreundes so beleidigende Ausdrücke, dafs man fürchten mufste, es werde nicht bei bloßen Worten bleiben. Indessen war man sehr nachsichtig gegen den stürmischen Fremden und gab ihm Gelegenheit, im Fluge die verschiedensten Seiten des englischen Lebens kennen zu lernen.

---

[1]) Die Jahreszahl 1783 in Life and letters of Sir Gilbert Elliot I, 87 beruht auf einem Versehen. Man vergleiche für die Geschichte des Aufenthaltes Mirabeaus in England aufserdem: Brissot, den Briefwechsel mit Chamfort, Life of Sir Samuel Romilly (mit Briefen) 3. A. 1842, (René Des Genettes) Souvenirs de la fin du 18e siècle etc. 1835. 36. S. noch über Vaughan: Mémoires de Morellet I. 274 und Franklins Korrespondenz.

Vom ersten Augenblicke an waren ihm gewisse Gegensätze desselben zu dem französischen Wesen aufgefallen. Bei der Annäherung an London entzückten ihn die Bilder ländlichen Wohlstandes, die ihm „die Achtung vor dem Eigentum, die Verbesserung, anstatt der Vergewaltigung der Natur“ bewiesen. In der mächtigen Stadt staunte er über „den Geist der Ordnung, der Methode, der Berechnung“. Beim Anblick der erhöhten Bürgersteige rief er mit La Condamine aus: „Gottlob! endlich einmal ein Land, wo man sich um die Fufsgänger kümmert.“ Freilich stiefs ihn auch das geschäftsmäfsige, nüchterne Treiben des Volkes ab, und er fand, mit allen seinen Vorurteilen, wie mit den grofsen Mängeln seiner Verwaltung, sei es eines der „am wenigsten freien.“ Von der Anglomanie so vieler seiner Landsleute liefs er sich nicht anstecken. Um so weniger war er der Parteilichkeit verdächtig, wenn er die Formen der englischen Verfassung, so verbesserungsbedürftig sie ihm zu sein schienen, „anderen Nationen“ zur Beachtung empfahl. „Vollkommenes,“ schrieb er Chamfort, „kann der Mensch nicht schaffen, aber man findet wenigtsens in England weit weniger Schlechtes als überall sonst, wo Sklaven, an Händen und Füfsen gefesselt, über die Gefahren spotten, denen die Luftspringer ausgesetzt sind.“ Das Parlament war in den ersten Monaten seiner Anwesenheit in England nicht versammelt. Er verweilte aber lange genug in London, um am 25. Januar 1785 der Eröffnung der zweiten Session beiwohnen zu können. Die feierliche Ceremonie wurde ihm, wie er Elliot gestand, durch den Anblick der prunkvollen Toilette von Warren Hastings' Gemahlin verdorben. Im Vorgefühle seines eigenen künftigen Berufes liefs er Burke eine Stelle aus Plinius mitteilen, durch deren rhetorische Verwertung man in der Frau des ostindischen Generalgouverneurs diesen selbst treffen könne. Schwerlich blieb er den nächsten Debatten fern, in denen Burke sich durch eine seiner eindrucksvollsten Reden über die ostindischen Angelegenheiten hervorthat.

Während des eiligen Studiums von Land und Leuten, heute vertieft in die Lektüre von Adam Smith, morgen angeregt durch einen Besuch von Hospitälern und Findelhäusern, hatte er die schriftstellerischen Unternehmungen, auf deren Ertrag er im freien England glaubte rechnen zu dürfen, nicht vergessen. Der Cincinnatusverein hatte zwar bei einer Revision seiner Statuten die Bestimmung der Erblichkeit aus denselben gestrichen. Aber

Mirabeau hielt es doch noch für zeitgemäfs, das mit Chamfort vorbereitete Werkchen erscheinen zu lassen. Es war das erste Mal, dafs er mit seinem Namen hervortrat, den sein Vater, wie er im Vorwort in schmeichlerischer Wendung bemerkte, „so schwer zu tragen" gemacht hätte. Freilich deckte sein Name, wie bei allen seinen Drucksachen, viel fremdes Gut. Aufser dem, was Chamfort früher beigesteuert hatte, war nebst anderen Aktenstücken noch ein Brief Washingtons mit Kommentar, ein Brief Turgots an den Freiheitsfreund Dr. Price, den Mirabeau kennen lernte, eine Schrift desselben Price über die Erhebung der Amerikaner und eine Reihe von Anmerkungen dazu beigefügt worden, die der Feder des ausgezeichneten, damals in London weilenden französischen Juristen Target entstammten[1]). Einen einheitlichen Eindruck konnte diese bunte Sammlung mit dem Titel „Betrachtungen über den Cincinnatus-Orden" nicht machen. Aber der Spott über „das epidemische Übel des Adels", der dem Ganzen die Würze gab, mundete dem Zeitalter der Aufklärung vortrefflich. Eine deutsche Übersetzung von einem jungen Königsberger, Johannes Brahl, erfolgte drei Jahre später. Eine englische wurde sofort von Samuel Romilly in Angriff genommen, der bei d'Ivernois, einem der verbannten Genfer, Mirabeaus Bekanntschaft gemacht hatte. Zwischen ihm und Romilly, der schon damals als Sachwalter viel versprach, knüpfte sich dadurch ein Band, das erst mit Mirabeaus Tode rifs.

Nach Romillys Versicherung wäre das nächste gröfsere Druckwerk, das unter Mirabeaus Namen in London erschien, Benjamin Vaughan zuzusprechen[2]). Indessen lehrt eine genauere Betrachtung der fraglichen Schrift, dafs jedenfalls Mirabeaus Anteil an der Arbeit nicht ganz gering gewesen ist. Mit den „Zweifeln über die Freiheit der Schelde", wie er sie betitelte, wagte er zum ersten Male, in einer Angelegenheit der grofsen Politik das Wort zu nehmen[3]). Alle Welt blickte mit äufserster Spannung auf den Konflikt zwischen den Holländern und Joseph II., dessen

---

[1]) Considérations sur l'Ordre de Cincinnatus ou Imitation d'un Pamphlet Anglo-Américain. Par le Comte de Mirabeau etc. A Londres. Chez J. Johnson MDCCLXXXIV.

[2]) Nach Dumont S. 6 gab ein Brief Chauvets, eines der Genfer Verbannten, der in Kensington lebte (s. Plan: S. 33), die erste Anregung.

[3]) Doutes sur la liberté de l'Escaut réclamée par l'Empereur etc. par le comte de Mirabeau. A Londres chez G. Faden (Vorwort vom 28. Dez. 1784).

Anfänge Mirabeau im Frühling an Ort und Stelle erlebt hatte. Schon damals hatte er sich sehr spöttisch über den „östreichischen Hirten“ geäufsert, dem ein Sancho Pansa nötig sei, um ihm beständig den hausbackenen Rat zuzurufen: „Wer zu viel unternimmt, kommt mit nichts zustande.“ In der That schienen sich die Unternehmungen Josephs, wie im Inneren so nach aufsen immer mehr zu verwickeln. Die neue Allianz mit der Czarin richtete ihre Spitze gegen die Türkei. Der Plan, die belgischen Provinzen gegen Baiern einzutauschen, mufste das System des deutschen Reiches ins Schwanken bringen. Dazu traten nun die Forderungen, welche Joseph an die Generalstaaten richtete: vor allem das Verlangen, die vertragsmäfsige Sperre der Schelde aufzuheben, die den Handel von Antwerpen zu Gunsten des Handels von Amsterdam und Rotterdam unterband. So begreiflich dies Verlangen an sich war, sollte es doch nicht Selbstzweck bleiben. Indem der Kaiser die bairische und holländische Frage zu verknüpfen gedachte, hoffte er den Widerstand Frankreichs gegen seine Tauschpläne brechen zu können. Der Druck, den er auf die Holländer ausübte, sollte auch auf den Hof von Versailles wirken, der im Begriffe war, mit ihnen ein Bündnis zu schliefsen. Allein die Holländer setzten sich mit unerwarteter Energie zur Wehre, beschossen ein östreichisches Schiff, das die Ausfahrt aus der Schelde erzwingen wollte, und liefsen es auf kriegerische Rüstungen des Kaisers ankommen. Zugleich raffte die französische Regierung, unter dem Anerbieten ihrer Vermittlung, sich zu Drohungen auf. Der bairisch-belgische Tauschplan fand nur an Marie Antoinette eine warme Verteidigerin; Vergennes knüpfte Bedingungen daran, die übrigen Minister forderten noch entschiedener vorherige Verständigung mit dem König von Preufsen.

In diese, dem Publikum nur teilweise bekannten Verhältnisse greift Mirabeaus Schrift ein, vom feindseligsten Tone gegen Joseph und seine Verbündete auf dem russischen Throne erfüllt. Es ist nicht nur der Freund des ihm vertrauten niederländischen Freistaates, der hier um Gehör bittet. Es ist zugleich der Fürsprecher einer starken, aber uneigennützigen auswärtigen Politik seines Vaterlandes. Je mehr ihn die Verteidigung Josephs durch einen Landsmann von Ruf, den Publizisten Linguet, empörte, desto lauter forderte er von Vergennes, dafs er das morsch gewordene Joch der bourbonisch-habsburgischen Allianz abschüttele.

„Der Befreier Amerikas," — so hatte er ihn schon in seiner Denkschrift von Pontarlier zu Gunsten Genfs genannt — „darf die Sache Hollands nicht feige verlassen". Er darf seinem trefflichen König nicht „falsche Ideen von Ruhm einflöfsen," darf ihm nicht das Beispiel Ludwigs XIV. vorführen, dessen sogenannte Gröfse „die Menschheit entehrt hat." „Ein König von Frankreich sollte nur einen einzigen Ruhm kennen: seine Nation glücklich zu machen durch Mehrung von Ackerbau und Bevölkerung, durch Wiedergabe ihrer politischen und bürgerlichen Rechte, sowie allen Mächten der Erde gegenüber „den Frieden der Welt" zu schützen. Denn dies allein soll das Ziel der angeratenen Kraftentfaltung sein: „einen dauernden Frieden zu sichern, der auf das Interesse aller gegründet ist."

Man erkennt in diesen Betrachtungen Anklänge an das, was hochgestellte Männer in Frankreich selbst damals aussprachen. Es ist, wie man gesagt hat, „der Geist von 1789 in der auswärtigen Politik" [1]). Doch hätte niemand in Amt und Würden, gleich dem freien Schriftsteller, den Zweifel hinzufügen dürfen, ob denn Frankreich für „diese edle Rolle" stark genug sein werde. Mirabeau brauchte sich nicht zu scheuen, es zu thun. Er, der die Schäden des alten Staates nur zu gut kannte, warf die Fragen auf: „Kann Frankreich auf zehn Jahre einer ruhigen Regierung rechnen? Wer will seine Regeneration versprechen? Was kann man ihm bieten statt der Routine, die seinen Verfall nur verlängert?" Das Aufwerfen dieser Fragen war mit ihrer Verneinung gleichbedeutend. Um so nötiger schien es, Anlehnung an eine andere Grofsmacht zu suchen. Er glaubte sie in England finden zu können, so sehr dies aller Überlieferung widersprach. Er setzte, als Vorstufe einer „soliden, aufrichtigen Allianz" der beiden Westmächte den Abschlufs eines Handelsvertrages voraus, der „die nationale Eifersucht für immer verschwinden lassen würde." Er entwarf als weiteres Zukunftsbild die Verwandlung der östreichischen Niederlande in einen unabhängigen Staat, dessen Dasein nicht nur Frankreich und England, sondern auch Preufsen von Wert sein müsse und der unschwer von den Holländern erreichen möchte, was diese dem Kaiser versagten. Seine Ahnung des Kommenden täuschte ihn nur darin, dafs er sich diesen Staat in Form einer Föderativrepublik vor-

[1]) Sorel I, 316.

stellte. „Republiken, das sind die rechten Grenzlande für Monarchieen! Wäre es auch nur, um den Krieg zu erschweren, der sie zu Grunde richten würde: sie müfsten dadurch zum Glücke ihrer Nachbarn beitragen.“ Allgemeine humane und weltbürgerliche Tendenzen verbanden sich mit den physiokratischen und freihändlerischen Ideen, die der Sohn des „Menschenfreundes“ in sich aufgenommen und im Umgange mit den englischen Bekannten weitergebildet hatte. Diese Mischung blieb fortan bestimmend auch für seine Beurteilung der Fragen auswärtiger Politik.

Die „Zweifel über die Freiheit der Schelde“ machten einiges Aufsehen, dafs sie aber Mirabeau viel einbrachten, wird schwerlich angenommen werden dürfen. Seine Klagen über die Schwierigkeit, französisches Manuskript in London in Geld umzusetzen, lauteten sehr beweglich. Wenn er sich nicht scheute, dem berüchtigten litterarischen Banditen Morande den Hof zu machen[1]), so war ihm damit noch nicht aus der Not geholfen. Der Plan, für einen festen Gehalt die Redaktion einer nationalökonomischen Litteraturzeitung zu übernehmen, die gleichzeitig englisch und französisch erscheinen sollte, scheiterte ebenfalls. Ein Unwohlsein der Frau von Nehra hatte unerwartete Kosten verursacht. Die Alimentationsgelder von Paris blieben aus. Was Wunder, wenn er den Gedanken fafste, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Zunächst schickte er Anfang März 1785 seine Freundin voraus, um in Paris und Versailles das Terrain zu sondieren, sowie sich mit seinen Geschäftsführern ins Benehmen zu setzen. Aber die Entfernung Henriettens war ein neuer Grund des Unbehagens. Dazu kam, dafs er eben erst mit seinem letzten Sekretär, Namens Hardy, einen Handel gehabt hatte, der noch böse Folgen nach sich zu ziehen drohte. Mirabeau beschuldigte ihn der Entwendung verschiedener Effekten, darunter wichtiger Briefschaften wie anderweitiger Handschriften, und liefs ihn verhaften. Hardy antwortete mit einer Klage wegen rückständigen Lohnes und gab Mirabeaus Angriff für einen blofsen Akt des bösen Gewissens aus. Es kam zu einer Gerichtsverhandlung, der mehrere von Mirabeaus englischen Bekannten beiwohnten, aber auch der damals in London weilende Linguet, welchem in den „Zweifeln über die Freiheit der Schelde“ so übel mitgespielt worden war. Da keine Schuld Hardys festgestellt werden konnte, schien es

[1]) L. de Loménie: Beaumarchais II, 374.

Elliot geraten, das Publikum durch einen Zeitungsartikel vor mifsverständlicher Beurteilung des Falles zu warnen. Mirabeau selbst schrieb denn auch einen solchen Artikel, mit Romillys und seines Freundes Baynes Unterstützung, in den Public Advertiser. Allein bald darauf wurde von Hardy ein Libell gegen ihn verbreitet, das nach Baynes' Ansicht aus dem Französischen Linguets übersetzt war, und noch jahrelang haben die Gegner Mirabeaus aus Hardys Arsenal von Beschuldigungen und Schmähungen ihre Waffen entnommen.

Madame de Nehra hatte sich während dessen darüber vergewissert, dafs ihr Freund ohne Besorgnis vor der Bastille oder Vincennes heimkehren könne. Was er mehr als alles fürchtete, war ein Zurückgreifen seines Vaters auf die königliche Vollmacht vom 13. Dezember 1780, die ihn ganz in dessen Hände lieferte. Entweder wufste er nicht, dafs der Marquis sie zurückgegeben hatte, oder glaubte, er werde sie sich leicht wieder verschaffen können. Er sei zwar mit seiner Familie versöhnt, liefs er den Minister de Breteuil wissen, aber „da er einige Rechte reklamieren und Rechnungsablage wegen der Vormundschaft fordern müsse, könne dieser Friedenszustand gestört und seine Freiheit gegen die Absicht der Regierung bedroht werden". Auch in dieser Hinsicht gab der Minister beruhigende Erklärungen. Mirabeau machte sich daher alsbald auf den Weg und stellte sich schon am 4. April bei seinem alten Bekannten Le Noir ein, um von ihm mündliche Mitteilungen entgegenzunehmen[1]).

Madame de Nehra riet ihm, sich aufs Land, etwa auf das Stammschlofs in der Provence zurückzuziehen, wo man sparsam leben könne, um in der Stille ein grofses, seiner würdiges Werk zu schreiben. Indessen war zunächst, da der kleine Lucas eben geimpft worden war, nicht an Reisen zu denken. In Paris aber geriet Mirabeau sofort in Kreise, die ihn für einige Zeit ganz gefangen nahmen, und in denen er sich einer Art von Schriftstellerei ergab, welche ihm Ruhm und Gewinn zugleich versprach. Er enthüllte sich dem erstaunten Publikum plötzlich als geistvoller, kenntnisreicher und kühner Autor auf dem Gebiete des Finanzwesens, und warf in sieben Monaten nicht weniger als fünf zum Teil ziemlich umfangreiche Arbeiten, die diesem

[1]) Madame de Nehra an Breteuil s. d. Breteuil an Le Noir 24. März 1785 (abgedruckt bei Peuchet II, 315). Mémoire für Breteuil s. d. Le Noir an Breteuil 4. April 1785 Arch. nat. K. 164.

Gebiete entnommen waren, auf den litterarischen Markt. Schon diese Schnelligkeit der Produktion, bei der es sich noch dazu um verwickelte Fragen handelte, läfst vermuten, dafs er wieder starke Hilfstruppen zur Verfügung hatte. Ja, man darf sagen, wenn sein Name auch die Fahne war, die in diesen Kämpfen voranflatterte, so führten andere durch ihn die besten Streiche.

Vor allem war es Clavière, der ihn mit Ideen versorgte. Brissot, der damals viel mit Clavière verkehrte, nennt ihn „eine unerschöpfliche Mine von Diamanten, die aber ein anderer schleifen und fassen mufste". Beinahe drei Jahre waren vergangen, seit Mirabeau den aus Genf Verbannten in Neuenburg kennen gelernt hatte. Clavière war inzwischen, nach dem vergeblichen Versuche, in Irland ein neues Genf zu gründen, in Paris ansässig geworden. Er hatte sich dort mit Geldgeschäften befafst und enge Verbindungen mit einem Landsmanne angeknüpft, der schon längst als Banquier, offizieller Ratgeber der Verwaltung des Staatsschatzes und allgemeine Autorität in Finanzfragen grofsen Ruf genofs. Dies war Panchaud, nach dem Zeugnisse der Memoiren Molliens, „ein Mann von hinreifsender Beredsamkeit und in jeder Art Börsenspekulation, wie sie in London und Amsterdam vorkam, erfahren". Zu ihm „liefen die Leute des Hofes, die Abbés, die neuen Justizbeamten, um von ihm in die Geheimnisse der Finanzwissenschaft eingeweiht zu werden". Sie nannten ihn ihren „Meister", und ihm schien diese Art von Unterricht bald mehr Freude zu machen als die Praxis, bei der er zeitweise viel gewann, zeitweise noch mehr verlor. Durch Clavière bei Panchaud eingeführt, traf Mirabeau wieder mit Bekannten, wie mit Talleyrand und Lauzun zusammen. Auch der vielversprechende junge Graf Narbonne, zu dem er durch Chamfort Beziehungen hatte, ging hier aus und ein. Ein anderer Gast des Hauses war der damals noch sehr liberale Graf d'Antraigues, dessen Frau Madame St. Huberti wurde, die berühmte, auch von Mirabeau bewunderte Sängerin[1]). Keiner aber zog ihn so sehr an wie Panchaud selbst. Wenn dieser von ihm

[1]) S. Brissot S. 377. Guibal S. 93. In der Konstituante waren Mirabeau und d'Antraigues bekanntlich Gegner. Doch verwahrte sich Mirabeau gegen die ihm zugeschriebene Autorschaft einer bissigen „Lettre du C. de Mirabeau à M. le C. d'Antraigues", s. Journal de Paris 6. Juli 1789. M. Pellet: Variétés révolutienaires (1885) I, 201 hält noch die „Lettre" für eine Schrift Mirabeaus.

sagte, „niemand wüfste so gut von dem zu sprechen, was er nicht verstünde“, so trug er ihm das nicht nach. Er rühmte seinen „Adlerblick“ und bewahrte ihm bis zu seinem Tode eine schwärmerische Anhänglichkeit.

Diesem merkwürdigen Manne verdankte er jedoch nicht nur gute Lehren, sondern auch den Zutritt bei Calonne, dem damaligen Leiter der französischen Finanzen. Zwei Menschen wurden dadurch miteinander in Verbindung gebracht, die nicht übel zusammenzupassen schienen. Der Nachfolger Neckers, Jolys de Fleury und d'Ormessons, der weltmännische, frivole, freigebige, erfindungsreiche Contrôleur général, der durch ein zur Schau getragenes Gefühl der Sicherheit die Geister über die drohende Zukunft zu täuschen suchte, stiefs auf einen nicht weniger renommistischen, wagemutigen und feurigen Mann, sehr bereit, seine Dienste anzubieten und sein Licht leuchten zu lassen, um sich einen Weg zur vollen Entwickelung seiner Kräfte zu bahnen. Aber wenn Mirabeau eine Zeitlang im Interesse Calonnes wirkte, so hütete er sich, seine Selbständigkeit zu opfern. Er wies später den Vorwurf zurück, von Calonne „bezahlt“ worden zu sein. Ebenso wollte er von seinen „Freunden“ nur „Unterstützungen“ durch Darlehen, aber nie Beteiligungen am Gewinn aus Spekulationen oder Geschenke empfangen haben. Man mag solchen Verwahrungen gekränkter Unschuld etwas skeptisch gegenüberstehen. Man mag es auch für völlig gleichbedeutend halten, ob ein Mirabeau etwas geschenk- oder leihweise empfing. So viel ist sicher: seine Feder war niemals „käuflich“ in dem Sinne, dafs er gegen seine Überzeugung geschrieben hätte. Als er sah, dafs Calonne Wege einschlug, die er für unheilvoll hielt, wandte er sich von ihm ab, um sein unerbittlicher Gegner zu werden. Und selbst als er ihm, mit Panchaud, Clavière und anderen verbündet, in die Hände arbeitete, zeugte die Kritik einzelner Mifsgriffe des Finanzministers, die er übte oder sich aneignete, von grofsem Freimut. Dies wird gleich in der ersten der hierher gehörigen Schriften, der Arbeit über die Diskontokasse, klargestellt.

Man mufs dieser Anstalt, da sie vor und während der Revolution für Mirabeaus Wirksamkeit von grofser Bedeutung ist, einige Aufmerksamkeit widmen. Die Diskontokasse war das wichtigste der damaligen Bankinstitute, deren Papiere neben den Staatspapieren auf dem Kurszettel der Pariser Börse zu finden

waren. Im Jahre 1776 unter Turgots Auspizien und hauptsächlicher Mitwirkung Panchauds in Form einer Kommanditgesellschaft auf Aktien gegründet, hielt sie sich von den Irrtümern frei, die Laws Unternehmen hatten scheitern lassen, und blühte aufserordentlich schnell auf. Ihr Hauptzweck war, Wechsel zu diskontieren, edle Metalle zu kaufen und zu verkaufen, Zahlungen zu vermitteln. Ein Jahr nach ihrer Gründung durfte sie auch mit der Ausgabe von Noten beginnen. Da diese jedoch, ohne statutenmäfsige Beschränkung und ohne Vorhandensein genügender Reserve in Metall, über jedes Mafs wuchs, geriet die Bank in die gröfste Gefahr. Die Krisis brach aus, als gegen Ende 1783 der damalige Contrôleur général d'Ormesson in seiner Not sechs Millionen Livres von ihr entlieh. Die Sache wurde ruchbar. Alles drängte sich herbei, um bares Geld gegen die Noten einzulösen. Die Kasse konnte dem Ansturme nicht genügen, und d'Ormesson wufste sich und ihr nicht anders zu helfen, als dafs er sie durch Beschluſs des Conseil provisorisch ermächtigte, bis zum Beginne des nächsten Jahres statt mit barem Gelde mit Wechseln zu zahlen, und dafs er ihren Noten bis zum gleichen Termine bei allen Pariser Kassen Zwangskurs gab. Calonne begann seine Amtsthätigkeit mit Aufhebung jener Verfügungen, Rückerstattung der entliehenen Summe und Bestätigung verbesserter Statuten. Die Bank nahm einen neuen Aufschwung. Das Aktienkapital war von 12 auf 15 Millionen Livres gewachsen, die Dividenden stiegen bis auf 13 Prozent, die Aktien von 3000 auf 8000 Livres. Die Männer der hohen Finanz, welche im Verwaltungsrate der Diskontokasse den Ton angaben, begünstigten diese Hausse-Bewegung auf alle Weise, und bei der phantastisch gesteigerten Hoffnung des Publikums auf unbegrenzten Gewinn entwickelte sich eine lebhafte, besonders auf die Dividende bezügliche Agiotage.

Der Geist der Spekulation, hervorgerufen durch die ungeheuren Anlehen, die der amerikanische Krieg nötig gemacht hatte, fand gleichzeitig noch anderweitige Nahrung. Da war die St. Karls-Bank, von dem gewandten Franzosen Cabarrus in Spanien geschaffen und nach König Karl III. genannt, mit ihrem Anhang der privilegierten Kolonialhandelsgesellschaft der Philippinen. Beide ruhten auf nicht sehr soliden Grundlagen, aber die Aktien der St. Karls-Bank, die sich grofsenteils in französischen Händen befanden, stiegen rapid und in

Paris noch höher als in Madrid. Es kam der St. Karls-Bank sehr zu statten, dafs die Diskontokasse ihre Operationen unterstützte. Zu ihren Gunsten war namentlich Le Couteulx de La Noraye bemüht, ein angesehener Pariser Banquier, der den gröfsten Einfluſs im Verwaltungsrate der Diskontokasse besafs. Ein Unternehmen ganz anderer Art war die privilegierte Gesellschaft der Wasserwerke von Paris. Sie sollten dazu dienen, unter Benutzung von Dampfkraft, wovon man in Frankreich noch kein so merkwürdiges Beispiel gesehen hatte, die Hauptstadt mit filtriertem Seinewasser zu versorgen. Ihre Aktien stiegen in wenig Jahren von 1200 auf 3600 Livres. Noch andere industrielle und finanzielle Gesellschaften, deren Papiere gesucht waren, liefsen sich anführen. Alles in allem war ihre steigende Tendenz und die Neigung der Kapitalisten, ihr Geld ihnen zuzuwenden, unverkennbar.

Calonne empfand dies als eine Benachteiligung der Staatspapiere. Im Jahre 1785 mufste er fürchten, dafs er bei dieser Konkurrenz auch sein letztes Anlehen von 125 Millionen, trotz der lockendsten Bedingungen nicht unterbringen würde. Demnach war jeder, welcher jener Hausse-Bewegung entgegenarbeitete, sein Bundesgenosse. An solchen fehlte es aber nicht. Insonderheit rücksichtlich der Diskontokasse gehörten Panchaud, der nichts mehr mit ihrer Verwaltung zu thun hatte, und Clavière zu denen, welche à la Baisse spekulierten. Das Interesse der Bank, deren Leitung sie vor künstlichem Hinaufschrauben der Dividende warnten, und die Sorge für das allgemeine Wohl, dienten ihnen dabei als Deckmantel. Es war Anfang 1785 zwischen den beiden Parteien in den Generalversammlungen der Aktionäre und an der Börse zu heftigen Scenen gekommen. Clavière liefs sich sogar einmal bis zu Thätlichkeiten fortreifsen[1]).

[1]) Ich entnehme diese Einzelheiten einer lehrreichen Korrespondenz Limons mit Vergennes Arch. étrang. Mss. France Nr. 1399, sowie einer Anzahl seltener, der Bibliothek von Neuenburg gehörigen Flugschriften unter dem Gesamttitel „Recueil sur les finances“ Nr. 22 648 ff., so von Panchaud „Un mot de réponse au mot de l'énigme et autres libelles“ 1785. 14. Février, 22 S. von Cazenove (es ist derselbe, in dessen Interesse Mirabeau sich später durch einen Brief vom 18. Februar 1786 bei Friedrich dem Grofsen zu verwenden suchte, s. Œuvres de Frédéric XXV, 326 ff.). „Lettre de M. Théophile Cazenove d'Amsterdam à M. J. J. Pallard de Marseille“ à Amsterdam 1785, 77 S. Ebenda befinden sich auch die hier einschlagenden Schriften Mirabeaus nebst den Entgegnungen in grofser Vollständigkeit. Im übrigen vgl. Ch. de Loménie:

Ein lebhafter Kampf von Druckschriften, in denen es nicht an ehrenrührigen Beleidigungen fehlte, ging nebenher. Das Eingreifen der Regierung hatte nicht wenig zur Verschärfung der Gegensätze beigetragen. Zuerst hatte Calonne die Spekulanten à la Hausse durch einen Conseilbeschluſs vom 16. Januar 1785 gemahnt, indem er forderte, bei Festsetzung der Dividende jeweilen nur den im einzelnen bereits nachweisbaren Gewinn der letzten sechs Monate in Betracht zu ziehen und den Reservefond in einer festgesetzten Höhe bestehen zu lassen. Dann aber, als die Spekulanten à la Baisse im Begriff waren hieraus Vorteil zu ziehen, hatte sich der Minister durch das Drängen ihrer einflufsreichen Gegner fortreifsen lassen, kraft eines neuen Conseilbeschlusses vom 24. Januar, alle vorausgegangenen Zeit- und Prämiengeschäfte für ungiltig zu erklären, wogegen die Baissiers umsonst remonstrierten.

Mirabeau behauptet im Vorwort seiner Schrift über die Diskontokasse, schon in London auf diese Vorgänge ein Auge gehabt zu haben. Den Stoff für seine Arbeit lieferten ihm aber erst seine Freunde in Paris. Brissot erzählt, das siebente und achte Kapitel rühre von ihm her, ein anderes von Du Pont, der Rest von Clavière. Wie dem auch sei: die „Schleifung der Diamanten“ gehört Mirabeau an. Und am wenigsten verleugnet sich seine bis zum Pathetischen gesteigerte Rhetorik in der Verurteilung jenes Conseilbeschlusses vom 24. Januar. „Gott selbst,“ ruft er aus, „kann ein Gesetz mit rückwirkender Kraft nicht zu einem gerechten machen.“ „Wehe dem, der glaubt, mit Reglementen die Moral herstellen zu können.“ Er verlangt eine beständige Überwachung, verwirft aber einen parteiischen Eingriff der Regierung. Er kann nicht anders glauben, als Calonne habe sich „bei der Fülle seiner Geschäfte“ überrumpeln lassen. Im übrigen mochte alles, was über die Diskontokasse, die „Eigenliebe und Begehrlichkeit“ ihrer Administratoren, die schlauen „Manöver, um den Preis der Aktien steigen zu lassen,“ gesagt wurde, ganz nach Calonnes Sinn sein. Die Anpreisung der

---

Les polémiques financières de Mirabeau im Journal des Économistes 1886 T. XXXVI, woselbst die für die Geschichte der Diskontokasse wichtigen Arbeiten von Léon Say (Extrait du Bulletin de l'Académie de Reims 1849) und L. de Lavergne: Les économistes français du 18me siècle S. 475—495 sowie die Mémoires d'un ministre du trésor public 1780—1815, Paris 1845 [von Mollien] benutzt werden.

Staatspapiere, wo das Geld die sicherste Verwendung finde, die Verdammung der „ansteckenden Wut, das Gewisse zu verachten, um dem Ungewissen nachzujagen“: das war Wasser auf Calonnes Mühle.

Mirabeau hielt es indessen doch für geraten, die Schrift anderswo als in Paris drucken zu lassen. Er begab sich zu diesem Zweck im Mai mit Frau von Nehra nach Bouillon, der kleinen Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums, wo er den wegen schimpflichen Bankerottes exilierten Prinzen von Rohan-Guémenée antraf. Es hätte nicht viel gefehlt, dafs er als Verteidiger dieses Opfers eigenen Leichtsinnes und fremden Betruges aufgetreten wäre, hätten die Freunde des Prinzen nicht von der Leidenschaftlichkeit eines solchen Fürsprechers mehr gefürchtet als gehofft. Auch erhielt er bald von anderer Seite so viel Arbeit, dafs er für zahlungsunfähige Prinzen keine Minute Zeit mehr erübrigen konnte. Als sein Buch mit einem schönen Motto aus Persius und einem kräftigen Vorwort versehen, in Paris eingeschmuggelt war, und Calonne zu Gesicht kam, wünschte dieser die Einschiebung einiger Kartons, um die herbe Kritik der Verfügung vom 24. Januar zu beseitigen. Mirabeau will jedoch dies Verlangen mit den stolzen Worten abgewiesen haben: „Ich werde jedes rückwirkende Gesetz bis zum Grabe bekämpfen.“ Und er fügt hinzu, der Sieg sei ihm verblieben, der Verkauf der Schrift öffentlich erlaubt worden[1]).

Jedenfalls hatte der Minister nun eine Probe davon, dafs der Mann mit seinem gräflichen Namen und seinen bürgerlichen Helfershelfern nicht zu verachten sei. Er gab ihm daher Auftrag, einen Kampf gegen die ihm unbequeme St. Karls-Bank zu eröffnen, versah ihn mit Materialien und deckte die Kosten. Nach Mirabeaus Versicherung sollen zehn Tage zur Herstellung des ziemlich starken Oktavbandes genügt haben[2]). Unmöglich wäre

---

[1]) De la Caisse d'Escompte par le Comte de Mirabeau. Londres MDCCLXXXV.

[2]) De la Banque d'Espagne dite de Saint-Charles par le Comte de Mirabeau 1785. In der gegen Beaumarchais gerichteten Schrift (s. u. S. 189) sagt Mirabeau selbst S. 10: „M. Clavière est l'auteur d'un mémoire sur la Banque de St. Charles qui a servi de base à mon ouvrage sur cet important sujet.“ Vgl. über die St. Karls-Bank Baumgarten: Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution S. 301 ff.

es nicht, denn wie Brissot in seinen Memoiren erzählt, war die Arbeit längst von ihm und Clavière begonnen, ja sogar teilweise, vier bis fünf Bogen, schon gedruckt. Mirabeau hätte dies gewufst, hätte die Verfasser durch Calonne veranlafst, ihm ihr Werk abzutreten, das Geld in die Tasche gesteckt und Clavière den Druck bezahlen lassen. Man wird danach wieder, aufser ein paar scharfen Wendungen, in denen er Meister war, und der Wahl des Mottos, die diesmal auf Juvenal fiel, nicht zu viel auf Mirabeaus Rechnung setzen dürfen. Dafs andere hinter ihm steckten, war auch gar kein Geheimnis. Als Mitarbeiter an der Schrift über die Diskontokasse wurde Panchaud genannt. „Ich habe," hiefs es darauf in der Vorrede des neuen Buches, „häufig meine Feder, aber nie meinen Namen geliehen." Selbst diese Phrase war nach Brissots Angabe Eigentum Clavières, dem er sogar die ganze Vorrede zuspricht. — Mit ihren wuchtigen Ausfällen gegen das „gefräfsige Ungeheuer des Monopoles", wozu jene Bank unter den Händen Cabarrus', „des neuen Law", geworden sei, und mit ihren begründeten Hinweisen auf die unsichere Zukunft der Anstalt, machte die Schrift in Paris einen so tiefen Eindruck, dafs die Aktien der St. Karlsbank fast um die Hälfte fielen. Es war zwar ein starker Widerspruch, wenn in dem Werke auf der einen Seite die „aufgeklärten Regierungen" beschworen wurden, „die grofse Revolution der Handelsfreiheit zu beschleunigen", und auf der nächsten, nicht zu dulden, dafs „Spekulanten das Kapital des Volkes einer fremden Bank zufliefsen liefsen." Allein für Calonne kam nur das praktische Ergebnis in Frage, und dies war ihm sehr erwünscht.

Er wollte jedoch vor der Welt nicht als Gönner der Gegner der St. Karlsbank gelten, um so weniger, da die Schrift Mirabeaus in Spanien verboten wurde [1]), und der spanische Gesandte in Paris bei Vergennes sich über den Verfasser beklagte. Auch die Leiter der Diskontokasse fühlten sich teilweise mitbetroffen, namentlich jener Le Couteulx de La Noraye, der als Agent der St. Karlsbank wirkte. Schon hatte er spitze Reden gegen Mirabeau fallen lassen, was ihm eine gedruckte Antwort voll Hohn und Spott zuzog, in welcher der Diskontokasse selbst manches

---

[1]) Dies geht hervor aus der Schrift Tableau raisonné de l'état actuel de la Banque de St. Charles. Amsterdam 1786 S. 5.

neue warnende Wort gesagt wurde[1]). Zwei Tage später wurde das von Calonne bestellte Buch über die St. Karlsbank durch Beschluſs des Conseil unterdrückt „als das Werk eines jener Individuen, die sich erdreisten, über wichtige Dinge zu schreiben, von denen sie nicht genug verstehen, um das Publikum mit Nutzen belehren zu können.“ Calonne wollte deshalb seine geheimen Verbindungen „mit jenem Individuum“ durchaus nicht abbrechen. Er sicherte ihm, wenn der östreichische Gesandte gut berichtet war, ein Schmerzensgeld von 6000 Livres zu und verhandelte mit ihm über die Lieferung einer neuen Arbeit, deren Gegenstand die Staatsanleihen bilden sollten. Aber auch der Brief an Le Couteulx de La Noraye wurde durch Beschluſs des Conseil vom 24. August verfehmt, obwohl die Korrekturbogen von Calonne gesehen und nach seinen Wünschen geändert worden waren.

Mirabeau war wütend über diese schlechte Behandlung. Aber auch er wünschte nicht mit Calonne zu brechen, dessen persönliche Liebenswürdigkeit ihn immer wieder hoffen lieſs, er werde eine dauernde Belohnung, etwa durch eine seinem Ehrgeiz entsprechende Anstellung, davontragen. Mit der Zeit aber muſste er einsehen, daſs er nur durch schöne Worte hingehalten wurde. Dazu kam seine grundsätzliche Verurteilung einer neuen von Calonne geplanten Einmischung der Regierung in die Börsengeschäfte. Endlich stieſs er infolge der letzten litterarischen Fehde dieses Jahres so hart mit Calonne zusammen, daſs die Verbindung der beiden Männer sich zeitweise gänzlich löste. Diesmal galt es der privilegierten Gesellschaft der Wasserwerke von Paris. Clavière, vielleicht auch Panchaud, hatten ein groſses Interesse am Sinken des Kurses ihrer Aktien. Daſs der erste wieder Mirabeau die Feder geführt hat, ist ziemlich gewiſs. Aber Panchaud wie Clavière standen schon nicht mehr auf gutem Fuſse mit Calonne, der sich, erschreckt durch die Bestürmungen ihrer Gegner unter den Finanzgröſsen, wieder mit diesen ins Einvernehmen setzen wollte. Auſserdem war ihm selbst, nebst

[1]) Lettre du Comte de Mirabeau à M. Le Couteulx de La Noraye, sur la Banque de Saint-Charles et sur la Caisse d'Escompte. A Bruxelles 1785. Das P. S. datiert „Paris 15 Juillet 1785“. Die Schrift fällt also vor den Erlaſs des ersten Conseilbeschlusses gegen Mirabeau; man müſste denn annehmen, daſs er sie vorausdatiert hätte. Mehrere Angaben entnehme ich der Depesche von Mercy an Kaunitz 12. August 1785 Archiv Wien.

vielen Höflingen, als Besitzern nicht weniger Aktien jener Gesellschaft, die Hausse persönlich erwünscht. Mirabeau stach also in ein Wespennest, als er im Herbste, mit Angabe des falschen Druckortes „London", in der Schrift über „die Aktien der Gesellschaft der Wasserwerke", den „leichtgläubigen Familienvater" davor warnte, zu wähnen, „das Gold des Pactolus werde in den Kanälen rinnen, die Paris mit Wasser versorgen sollten"[1]).

Calonne hielt sich zuerst an Clavière und liefs ihn durch den Polizeilieutenant verwarnen. Als hierauf Mirabeau die Autorschaft in Anspruch nahm, liefs er ihn durch den Herzog von Lauzun wissen, dafs er hohen und höchsten Personen sehr viel Anstofs gegeben, und dafs er, wenn er sich wieder vergehe, strenger Strafe gewärtig sein müsse. Mirabeau hatte noch eine Audienz, aber sie endigte unbefriedigend. Er traf demnach Anstalten, einen schon längst gehegten Plan auszuführen: Paris zu verlassen und auf einer neuen Reise die nordischen Höfe Europas kennen zu lernen. Sein erstes Ziel war die Residenz Friedrichs, da er, wie er später sagte, sich das Bedauern ersparen wollte, „der Zeitgenosse eines so grofsen Mannes gewesen zu sein, ohne ihn gesehen zu haben." Jedoch ehe er sich auf den Weg machte, gab er noch eine Schrift in Druck, mit der er einem Hauptaktionär und Verteidiger der Gesellschaft der Wasserwerke wie ihrer Verwaltung heimzuleuchten suchte. Dies war kein Geringerer als Beaumarchais, der damals als gefeierter Publizist, Dichter und Geschäftsmann die höchste Staffel des Ruhmes erklommen hatte. Sie waren einander nicht fremd. Mirabeau hatte den liebenswürdigen Millionär erst kürzlich um ein Darlehen von 12000 Livres ersucht, das freilich in liebenswürdigen Formen verweigert worden war. Als der Schöpfer des Figaro danach die von Mirabeau unterzeichnete Arbeit über die Wasserleitung zu widerlegen unternahm, waren ihm viele schwache Seiten derselben nicht entgangen. Er hatte der Entwicklungsfähigkeit des gemeinnützigen Werkes ein zwar phantastisches, aber doch weit richtigeres Prognostikon gestellt, als es dort geschehen war. Dabei aber hatte er sich nicht enthalten, Mirabeaus Absichten, als eines Soldschreibers der Baisse-Spekulanten,

---

[1]) Sur les Actions de la Compagnie des Eaux de Paris. Par M. le Comte de Mirabeau. A Londres 1785. Das in der Bibliothek zu Neuenburg befindliche Exemplar enthält Ms.-Korrekturen, die mir von Mirabeaus Hand herzurühren scheinen.

zu verdächtigen und schlechte Witze über seinen Namen zu machen, denen ein halb ironisches Lob seines Stiles — in Wahrheit eher des Stiles Clavières — nachhinkte. Hatte er mit gewohnter Laune die Pritsche geschwungen, so erwiderte ihm Mirabeau mit Keulenschlägen. Hier hört man ihn selbst, wie er, dem Taciteischen Motto gemäfs, im Tone sittlicher Entrüstung auf die dunklen Punkte im Vorleben des „Industrieritters" hinweist, dem „Meister Reineke" seine Schliche vorhält, dem „Intriganten des Hofes die Palme des Märtyrers" entreifst. Auch der Dichter mufs herhalten, der die Bühne „in eine Schule der schlechten Sitten" verwandelt, alle „Stände beschimpft", allen „Anstand" mit Füfsen tritt. Er aber hüllt sich in die Toga des Patrioten, der seine Mitbürger von der Unterstützung des Schwindels abmahnt. Er geriert sich als Fürsprecher der breiten, unbemittelten Volksklassen, die den privilegierten, habgierigen Aktionären das teure Wasser nicht bezahlen können. Sein vornehmster Zweck ist, „der Apostel der Wahrheit zu sein, um dadurch die Irrtümer seiner Jugend vergessen zu lassen". Unter allen diesen Tiraden mufste auf den Eingeweihten keine komischer wirken, als wenn der Verfasser seinem Gegner „die Freundschaft und Korrespondenz mit dem Libellisten Morande" vorwirft. Es war derselbe Morande, den Mirabeau in London sehr herzlich zum Essen eingeladen hatte[1]).

Das grofse Publikum, welches seine helle Freude an diesem Duell der zwei berühmten Kämpen hatte, wunderte sich ein wenig darüber, dafs Beaumarchais seinem Gegner das letzte Wort gönnte. Aber er schien in dem Redegewaltigen eine stärkere Kraft zu ahnen: „ein Fuchs, der offenem Kampf mit dem Löwen gewitzigt aus dem Wege geht." Später sind sich beide ohne Groll begegnet. Als während der Revolution das Barfüfserkloster von Vincennes unter den Hammer kam, und jeder von ihnen Absichten darauf hatte, wechselten sie ein paar freundliche Briefe

---

[1]) Réponse du Comte de Mirabeau à l'Ecrivain des Administrateurs de la Compagnie des Eaux de Paris. A Bruxelles 1785. Alles Nähere s. bei Loménie: Beaumarchais et son temps II, 375 ff. und bei A. Bettelheim: Beaumarchais S. 514—519. In dem Auszuge eines Briefes Beaumarchais' an Vitry v. J. 1799, den A. Bettelheim so gefällig war, mir mitzuteilen (aus der Privatsammlung von Charavay in Paris) heifst es: „Nous avons plus été divisés de sentiments que d'opinions. Il revint à moi et il y revint avec grâce." — Über Morande s. o. S. 179 Anm. 1.

miteinander. Damals aber, in den letzten Tagen des Jahres 1785, schwelgte Mirabeau im Gefühle des Sieges. Er konnte darüber triumphieren, dafs niemand von den Herren des Verwaltungsrates, für die Beaumarchais geschrieben, seiner Aufforderung nachgekommen war, ihn zu belangen. „Ich hoffe," hatte er spottend im Vorworte seiner letzten Schrift gesagt, „sie werden von meiner Güte kein zu langes Opfer meiner Angelegenheiten und meines Reiseplanes fordern." Mit diesem glänzenden Abgang verschwand er für ein paar Monate von der Bühne.

Elftes Kapitel.

Reise nach Deutschland. Geheime Berliner Mission.

1786.

Das Jahr 1785 neigte sich seinem Ende zu, als Mirabeau, bewaffnet mit Empfehlungen des Ministers Vergennes, begleitet von „seiner Horde", wie er sich ausdrückte, den Weg nach Deutschland nahm. Er hatte Frau von Nehra, den kleinen Lucas, ein Hündchen und die nötige Dienerschaft bei sich. Dem äufseren Anschein nach war er ein wohlhäbiger Reisender, in Wahrheit ein armer Schlucker, gezwungen und gewohnt, aus Anderer Tasche zu leben. Die Fahrt war recht abenteuerlich. Man litt unter starker Kälte und wurde im Dunkel zwischen Toul und Verdun durch ein paar Pistolenschüsse, vermutlich einer Räuberbande, überrascht. Nach kurzen Stationen in Nancy, Frankfurt, Leipzig, langte man am 20. Januar 1786 in Berlin an und nahm in der „Stadt Paris" Quartier. Mirabeau war schon eine zu bekannte Persönlichkeit geworden, als dafs sein Verschwinden aus der französischen Hauptstadt nicht hätte Aufsehen machen sollen. Der dortige östreichische Gesandte hielt es für nötig, Kaunitz darüber Bericht zu erstatten. „Obschon die Absicht dieser Reise," meinte er, „ein Geheimnis ist, so dürfte sie dennoch nicht lange verborgen bleiben[1])." Weniger gleichmütig fafste sein Kollege, der französische Gesandte in Berlin, Graf d'Esterno, die Sache auf. Er war von der Ankunft Mirabeaus mit seinem Gefolge und von den Empfehlungen, die er mitbrachte,

---

[1]) Mercy an Kaunitz 4. Jan. 1786 Archiv Wien.

durchaus nicht erbaut. Überhaupt gab ihm die Mehrzahl seiner zugereisten Landsleute Grund zur Unzufriedenheit. Entweder liefsen sie sich in Vergötterung alles Preufsischen, und namentlich in Herabsetzung des französischen Militärwesens gehen. Oder sie sagten den Berlinern Grobheiten, die, wie er urteilte, „weniger phlegmatische Charaktere nicht ruhig hinnehmen würden". Von Mirabeau fürchtete er noch dazu, dafs er ihm durch Schuldenmachen grofse Ungelegenheiten bereiten möchte. Als er hörte, im Frühjahr würde auch der jüngere Sohn des „Menschenfreundes" kommen, um an den Manövern teilzunehmen, entlockte ihm dies den Schmerzensruf: „Wir haben an einem gerade genug"[1]).

Er konnte es indessen nicht hindern, dafs Mirabeau beim Kronprinzen und beim Grafen Hertzberg Zutritt erhielt, mufste erleben, dafs Prinz Heinrich an seiner Unterhaltung Gefallen fand, ja dafs der grofse König selbst ihm in einem freundlichen Schreiben eine Audienz bewilligte. Mirabeau hatte seiner Bitte um Gewährung einer solchen ein Paket von Drucksachen, vermutlich seiner politischen und finanziellen Schriften aus den letzten zwei Jahren, beigefügt. Wenn er später behauptet hat, der König habe ihn aus freien Stücken zu sich gerufen, so war dies eine seiner gewöhnlichen Übertreibungen.

Er war für Friedrich, als Mensch wie als Schriftsteller, kein Fremder. Die Ausschreitungen und Leiden seiner Jugend waren ganz Europa bekannt geworden. So wenig der Gefangene von Vincennes mit dem Gefangenen von Küstrin in Parallele gestellt zu werden verdiente, mufste sich doch der Gedanke aufdrängen, dafs im einen wie im anderen Falle die rauhe Hand eines harten Vaters unerbittlich in das Leben des Sohnes eingegriffen hatte. Mit dem Schriftsteller Mirabeau aber hatte sich der König erst vor wenig Jahren, als Souverän von Neuenburg, beschäftigen müssen. Er wird sich der Klagen, welche die französische Regierung damals wegen des Druckes anstöfsiger Werke durch Fauche und Genossen erhob, entsonnen haben. Daher versäumte er denn auch nicht, vorsichtshalber durch Formey, den Sekretär seiner Akademie, auszukundschaften, welchen Zweck der Verfasser des Buches über die lettres de cachet bei seiner

---

[1]) d'Esterno an Vergennes 24. Jan. 1786. Vergennes' Antwort 8. Febr. 1786 Arch. étrang. Für das Folgende benutze ich noch d'Esternos Berichte vom 2. März und 18. April 1786 l. c.

Reise verfolge. Indessen dachte er zu groſs, um sich durch Rücksichten auf das Vergangene beirren zu lassen. Am 25. Januar 1786 empfing er ihn in Potsdam. Zwei repräsentative Menschen, die gleichsam zwei Zeitalter in sich verkörperten, traten sich in einem jener wohlbekannten Rokoko-Gemächer von Sanssouci gegenüber. Mirabeau war so sehr von der Audienz befriedigt, daſs er es wagte, dem König Enthüllungen über seine Zukunftspläne zu machen, die, ob wahr oder falsch, fein berechnet waren. Während der Audienz hatte er sich vor Zeugen nicht aussprechen mögen. Was er wollte, vertraute er am folgenden Tage einem Briefe an[1]). „Meine Absicht ist, ich gestehe es Ihnen allein, in dem Lande eine Anstellung zu suchen, das meines Wissens am meisten der Fremden benötigt. Ich werde also nach Rufsland gehen, würde jedoch diese noch rohe Nation und ihr rauhes Land nicht aufsuchen, wenn mir nicht Ihre Regierung zu vollkommen organisiert zu sein schiene, als daſs ich mir schmeicheln dürfte, Eurer Majestät nützlich werden zu können. Eurer Majestät zu dienen, nicht in Akademieen müſsig einen Platz auszufüllen, wäre ohne Zweifel das höchste Ziel meines Ehrgeizes gewesen. Die Stürme meiner Jugend und die in meinem Vaterlande erlittenen Enttäuschungen haben jedoch meine Gedanken von diesem schönen Ziele zu lange abgelenkt, und nun muſs ich fürchten, es sei zu spät.“ Das sah ganz danach aus, als wollte der Briefschreiber zum Bleiben genötigt werden. Der alte Fritz war jedoch noch feiner. Er antwortete mit bloſsen Komplimenten und mit dem Ausdrucke der Hoffnung, ihn noch öfter zu sehen.

Mirabeau begann inzwischen, sich in Berlin einzuleben. Die Kreise der Diplomatie und des höheren Beamtentums waren die ersten, die sich dem gutempfohlenen Reisenden öffneten. Madame de Nehra spricht in ihren Aufzeichnungen von den ceremoniellen Gastmahlen, zu denen er zugezogen wurde, die jedoch des Reizes für ihn nicht ganz entbehrten. Schon hier stieſs er auf Männer von Geist und Kenntnissen, deren Umgang er nach Kräften ausnutzte, wie Ewart, den Sekretär der englischen Gesandtschaft, und den ausgezeichneten, im Auswärtigen angestellten Dohm. Dieser war wie irgend einer befähigt, ihm die Vorgeschichte der Stiftung des Fürstenbundes, des letzten groſsen Erfolges der friedericiani-

[1]) Der Briefwechsel Mirabeaus und Friedrichs des Groſsen in den Œuvres de Frédéric XXV, 321—328.

schen Politik, zu erläutern. Dohm kann nicht genug rühmen, wie rasch der Franzose seine Vorurteile abgelegt, wie gute Fortschritte er im Erlernen der deutschen Sprache gemacht, wie er aus Büchern und aus dem Umgange mit Menschen aller Stände, vom Minister bis zum Handwerker, Belehrung gesucht habe. „Die Kunst zu fragen," sagte er, „verstand er in einem Grade, von dem es schwer ist, dem einen Begriff zu geben, der seinen Unterredungen nicht beigewohnt hat" [1]). Manchen Aufschluſs dankte er den zahlreichen Mitgliedern der französischen Kolonie Berlins. Der vielseitige Erman erfüllte ihn mit Begeisterung für das Wirken des groſsen Kurfürsten [2]). Der weltkundige Marquis de Luchet, der einst auf Voltaires Empfehlungen hin als Bibliothekar und Theaterdirektor an den Hof des Landgrafen von Hessen-Kassel gelangt und dann in den Dienst des Prinzen Heinrich von Preuſsen übergegangen war, blieb ihm seit dieser Zeit immer hilfsbereit und von Herzen ergeben. Beim Prinzen Heinrich selbst, dem erst kürzlich während seines Aufenthaltes in Paris von den Franzosen gehuldigt worden, benahm er sich wie ein Stammgast, ergötzte ihn durch die übertreibende Aufzählung der „vierundfünfzig lettres de cachet", die seine Familie verbraucht hätte, und malte ihm zu d'Esternos Kummer den traurigen Zustand der französischen Finanzen aus.

Auch bei den Gelehrten und Schriftstellern fand er leichten Eingang und wuſste jeden auszubeuten, um seine mangelhaften Vorstellungen insbesondere von preuſsischen Dingen zu berichtigen. Man sollte annehmen, daſs neben Dohm namentlich Nicolai einer seiner Berater und Führer wurde, obwohl ihre persönliche Bekanntschaft nicht bezeugt ist. Die „allgemeine deutsche Bibliothek" ward jedenfalls noch mehr als die „Berlinische Monatsschrift" für den rasch auffassenden Franzosen eine wahre Fundgrube. Nicolais Orts- und Reisebeschreibungen galten ihm als Hauptquelle. Auch den damaligen Stand der deutschen Litteratur sah er mit den Augen des Bannerträgers der Berliner Aufklärung. Daher seine hohe Wertschätzung Lessings, dem er trotz einiger Einschränkungen ein so volltönendes Lob zollt, wie es bis dahin

[1]) Dohm über Mirabeau, abgesehen von seinen Denkwürdigkeiten, in Briefen an Bertuch, herausgegeben von L. Geiger in den Akademischen Blättern I, 13. 14.

[2]) Erman: Sur le projet d'une ville savante dans le Brandebourg présenté à Frédéric Guillaume le Grand, 1792. Introduction.

dem Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie schwerlich je aus dem Munde eines Landsmannes Voltaires gesungen worden war. Daher sein befangenes Urteil über Kant, den er einmal „einen der gröfsten Denker Europas“ nennt, um ein anderes Mal zu behaupten, „er habe sich in den Spekulationen der abstrusesten Metaphysik verloren und verstehe oft sich selbst nicht“. Daher endlich seine völlige Verkennung der Kraftgenies unserer Sturm- und Drangperiode, von der er zu sagen wagt, „dafs die Blüten verwelkt seien, ehe sie sich erschlossen hätten“ [1]).

Moses Mendelssohn, von dessen Entwicklungsgang ihm niemand bessere Kunde geben konnte als Nicolai, war kurz vor seiner Ankunft gestorben. Aber das jüdische Element der Berliner Gesellschaft war durch ihn so sehr gehoben worden, dafs es Mirabeau nicht gleichgiltig bleiben konnte. Er hörte gelegentlich einen der philosophischen Vorträge von Markus Herz, zu denen die vornehme Welt sich drängte. Er erschien in dem Salon seiner schönen Frau, die nach Jahren in ihren Erinnerungen hervorhob, „dafs sie nie jemanden so hinreifsend sprechen gehört habe“, und Rahel, noch ein halbes Kind, empfing einen bedeutenden Eindruck von dem pockennarbigen, korpulenten, aber stets beweglichen Manne mit den dunklen, feurigen Augen, der aussah, „als einer, der viel gelitten und diskutiert hatte“.

Man merkt der einzigen Schrift, die Mirabeau während seines damaligen Aufenthaltes in Berlin drucken liefs, die Einwirkungen der dortigen Aufklärer auf jeder Seite an. Sie handelt von Cagliostro, der in den Halsbandprozefs verwickelt, als Gefangener das Publikum von Paris eben in hohem Mafse beschäftigte, und von Lavater, dem die Berliner und ihre rationalistischen Gesinnungsgenossen schon häufig zugesetzt hatten [2]). Das Malitiöse

---

[1]) Sur M. Mendelssohn S. 14—16, 41, De la mon. Prussienne V. 192, 165.

[2]) Lettre du Comte de Mirabeau à M.... sur M. M. Cagliostro et Lavater. A Berlin chez F. de La Garde 1786 (am Schlusse 25. mars 1786). Deutsche Übersetzung ebenda s. Allg. Deutsche Bibl. Anhang zu Band 53—86 Abteilung 3 S. 1608, daselbst S. 1607—1608 eine Kritik, eine andere von Meister: Corresp. litt. XIV, 395—400. Gegenschriften: Lettre à M. le Comte de Mirabeau au sujet d'une brochure contre M. Lavater à Francfort 1786 (auch in zwei deutschen Übersetzungen, Frankfurt, Streng 1786. Bremen 1787, Stadtbibl. Zürich) und Schreiben an den Grafen von Mirabeau von Johann Friederich Reichardt. Königl. Preufs. Capellmeister. Lavater betreffend. In Commission bey B. G. Hoffmann in Hamburg und bey Mazdorf in Berlin (Vorwort: Berlin 6. Sept. 1786.).

der Schmähschrift Mirabeaus liegt darin, dafs er mit dem Urteil darüber, ob Cagliostro ein Schwindler sei, noch zurückhält, seinen Züricher Bewunderer aber ziemlich unverblümt dieser Kategorie einreiht. „Dieser Lavater, der im eisigen Norden die heifse Phantasie des Südens besitzt, dies wunderliche Gemisch von Gelehrsamkeit und Unwissenheit, von Aberglauben und Gottlosigkeit, von Geist und Wahnsinn, Frömmler und Zauberer, Weltmann und Rigorist, wollüstig und mystisch, intrigant und arbeitsam" wird mit einer Fülle von giftigen Bemerkungen überschüttet, wie Mirabeau sie namentlich den ihm zugänglichen deutschen Zeit- und Streitschriften entnehmen konnte. Wahres wird vom Falschen völlig überwuchert. Die Begeisterung des „berühmten evangelischen Doktors" für die Wunderkuren Gassners und Mesmers und der lächerliche Verdacht, er sei ein geheimes Werkzeug der Jesuiten, erscheinen nebeneinander. Den Schlufs bildet die Aufforderung allgemeiner Toleranz sowohl der „elenden Charlatans und Abenteurer", welche sich an die Fürsten drängen, um durch Gaukelkünste ihren Blick „von den wahren Quellen des öffentlichen Wohles" abzuziehen, wie auch der Lichtfreunde, die sie zu entlarven und ihrem schädlichen Treiben entgegenzuwirken suchen.

Mirabeaus Schrift wurde ins Deutsche übertragen, nicht ohne dafs der Übersetzer stillschweigend einige Kraftphrasen, wie z. B. die vom „eisigen Norden", wohin Zürich verlegt war, verbessert hätte. Allein da das Werk nun erst recht beachtet wurde, glaubten die Verehrer Lavaters etwas zu seiner Verteidigung thun zu müssen. Im Laufe des Jahres 1786 erschienen zwei Gegenschriften wider Mirabeau: eine vom Landgrafen von Hessen-Homburg, die andere von Reichardt verfafst, der den Taktstock so gern mit der Feder vertauschte. Reichardt hat behauptet, der wahre Grund von Mirabeaus Groll gegen Lavater sei gewesen, dafs dieser, wiederholt gedrängt, dem Franzosen eine Empfehlung an Karl August von Weimar zu geben, zuletzt einen Zettel mit der Aufschrift: „Frachtbrief für den Grafen von Mirabeau" übersandt habe. Was er weiter von einem Aufenthalte Mirabeaus in Weimar erzählt, ist reine Dichtung. Und so mag seine Mitteilung überhaupt anfechtbar erscheinen. Indessen hat Mirabeau selbst erklärt, durch einen befreundeten Schweizer, „der seinen Wunsch, sich Goethe zu nähern, gekannt, in Berlin einen Brief Lavaters für den Souverän dieses Ministers erhalten zu

haben". Nur soll dies „lange nach der Niederschrift" seines Werkes geschehen und der Brief von ihm zurückgesandt worden sein, „weil er nicht bescheiden genug war, um zu glauben, sein Name habe die Empfehlung eines Lavaters nötig". Auch von diesen Worten wird man nicht jedes buchstäblich nehmen dürfen. Was Lavater betrifft, so hat er später in der physiognomischen Abschätzung Mirabeaus, nach einem Bilde desselben, seinem Herzen Luft gemacht.

Hätte Mirabeau nicht auf guten Rat gehört, so würde der Schrift über Cagliostro und Lavater ein Druckwerk ganz anderer Art gefolgt sein. Er hatte sich, seitdem er Frankreich verlassen, mit der Abfassung eines offenen Briefes an Calonne beschäftigt, der zu einem bogenlangen Register von Beschuldigungen anschwoll. Mit einer Geschichte seiner persönlichen Beziehungen zu dem Minister war die Geschichte der bisherigen Finanzverwaltung Calonnes verwoben. Er schleuderte ihm die stärksten Vorwürfe ins Gesicht, kündigte ihm Krieg bis aufs Messer an und pochte darauf, er werde ihn vor dem König und der Nation derart blofsstellen, dafs er seinen Posten mit Schimpf und Schanden werde verlassen müssen[1]). Das Manuskript des Pamphletes war von Mirabeau seinen Freunden in Paris zugeschickt worden. Aber diese, soweit sie mit Calonne gut standen, wie Talleyrand, Lauzun, d'Antraigues, Narbonne, hintertrieben in Mirabeaus Interesse den Druck. Andrerseits machten sie dem Minister klar, dafs er gut daran thun werde, einen so kühnen und gewandten Schriftsteller zum Schweigen zu bringen. „Calonne fand," wie Mirabeau später seinem Vater schrieb, „es wäre sicherer, mir durch dienstliche Verwendung einen Maulkorb anzulegen." Der Finanzminister setzte sich mit Vergennes ins Benehmen, der nicht abgeneigt war, neben dem anerkannten Vertreter Frankreichs in Berlin einen geheimen Beobachter zu dulden. Hatte doch auch Prinz Heinrich kürzlich den Wunsch geäufsert, „für einen kritischen Moment" Frankreich durch einen Mann von gröfserer Energie und Gewandtheit als d'Esterno in Berlin vertreten zu sehen. Freilich hatte ihm der Gedanke an Mirabeau dabei ferngelegen[2]).

[1]) Das Original der Lettre du Comte de Mirabeau à M. de Calonne, von der Lucas-Montigny einen Teil hat abdrucken lassen, befindet sich jetzt unter den Papieren Mirabeaus in den Arch. étrang.

[2]) Dieudonné Thiébault: Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin. Paris an XII, Band II, S. 198, vgl. III, 276.

Aber Calonne machte sich dies zu Nutze. Genug, Mirabeau wurde zur Einholung näherer Instruktionen nach Paris zurückgerufen und sah seine baldige Wiederkehr nach Berlin für so gewifs an, dafs er „seine Horde“ dort beliefs.

Vor seinem Weggange aus Deutschland wünschte er dem alten König, dessen Tage, wie er nicht bezweifeln durfte, gezählt waren, Lebewohl zu sagen. Friedrich war allerdings durch sein aufdringliches Gebaren nicht eben angenehm berührt worden. Als Mirabeau es wagte, sein Einschreiten in einem Rechtshandel zu Gunsten eines der ihm bekannten Financiers zu erbitten, schrieb der König seinem Sekretär als Inhalt der Antwort vor: „Das ginge ja nicht an. Ich könnte mich nicht davon meliren.“ Graf d'Esterno meldete, dafs Mirabeau eine zweite Audienz in Sanssouci Ende Februar nicht habe durchsetzen können. Auch wollte er wissen, dafs Friedrich bei Tafel im Gespräche über ihn gegen den Minister von Heinitz mifsfällige Worte habe fallen lassen, die an die Adresse seines Bruders, des Prinzen Heinrich, gerichtet gewesen seien. Diesem selbst, fügte der Gesandte hinzu, werde das kecke Benehmen des Fremden lästig. Allein, als Mirabeau zur Reise gerüstet war, gewährte der König ihm bei seiner Fahrt durch Potsdam am 17. April eine lange Abschiedsaudienz. Mirabeau fand ihn sehr leidend, im Lehnstuhl sitzend, von Atemnot gequält. Das Sprechen wurde dem König schwer, aber die Anmut seiner Unterhaltung rifs den Hörer zur Bewunderung hin. Ihr Gespräch drehte sich unter anderem um die Lage der Juden und um die Toleranz. Der Gegenstand lag Mirabeau nahe, da die Schrift von Dohm „über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er hatte sie schon in der Arbeit über Cagliostro und Lavater benutzt und trug sich mit dem Gedanken, selbst etwas über Moses Mendelssohn und seine Glaubensgenossen zu schreiben. „Ich rate den Fanatikern nicht,“ meinte er im Hinblick auf Friedrichs Äufserungen, „hier anzusetzen.“ Ein anderes Thema, das damals berührt wurde, deckte sich beinahe mit dem Inhalte der herrlichen Verse, die Schiller dem Selbstwerte der deutschen Muse widmete. „Warum,“ frug Mirabeau den König, „ist der Cäsar der Deutschen nicht auch ihr Augustus geworden? Warum hat Friedrich der Grofse es nicht der Mühe wert gehalten, sich am Ruhme der litterarischen Umwälzung seiner Zeit zu beteiligen, sie zu beschleunigen und durch das Feuer seines Genies und seiner

Macht zu unterstützen?“ „Was hätte ich,“ erwiderte Friedrich, „zu Gunsten der deutschen Schriftsteller thun können, das der Wohlthat gleichgekommen wäre, die ich ihnen erwies, indem ich sie gehen liefs?“ Seine Antwort verfehlte nicht, Mirabeau einzuleuchten. „Ich halte,“ sagte er wenig später in seinem Werke über die preufsische Monarchie, „das Unglück für sehr gering, dafs der deutschen Litteratur die Unterstützung der Grofsen gefehlt hat. Es ist mit der Schriftstellerei wie mit dem Handel. Sie hafst den Zwang, und der Zwang ist der unzertrennliche Begleiter der Grofsen.“

Mirabeau schied von dem Weisen Sanssoucis mit dem richtigen Gefühl, dafs er ihn nicht wiedersehen werde. Aber wie er ihm schon in seinem ersten Werke, dem „Versuche über den Despotismus“ gehuldigt hatte, so blieb ihm der Eindruck dieses gröfsten Repräsentanten der alten Staatsordnung für immer unauslöschlich. — Ein kurzer Aufenthalt in Braunschweig bot ihm zwar insofern eine Enttäuschung, als er den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der sich in Krieg und Frieden mit Ruhm bedeckt hatte, nicht antraf. Dafür knüpfte sich aber in dieser Stadt seine Bekanntschaft mit einem Manne an, die vom höchsten Vorteile für ihn wurde. Es war ein Freund Dohms, Jakob Mauvillon, Major im Ingenieurcorps und Lehrer der Taktik am Karolinum, für Mirabeau schon dadurch von Interesse, dafs Mauvillons Vorfahren aus Frankreich stammten, sein Vater sogar aus der Provence gebürtig war. Weit wichtiger aber war ihm die Gemeinschaft geistiger Bestrebungen, die er hier mit Freuden entdeckte. Mauvillon hatte neben Arbeiten militärwissenschaftlichen Inhaltes schon als junger Mensch staatswirtschaftliche Studien betrieben und als Autor wie Übersetzer die physiokratischen Lehren verbreitet. Seine Polemik gegen die stehenden Heere hing hiermit zusammen. Wie sich Mirabeau auf diesem Boden mit ihm begegnete, so in der Begeisterung für verfassungsmäfsige, monarchische Regierung, für Freiheit der Meinungsäufserung und friedliche Annäherung der Völker. Da Mauvillon ferner in verschiedenen Lebensstellungen, auch aufserhalb Braunschweigs, Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt hatte, so wurde er für Mirabeaus Wifsbegierde ein wahres Archiv, gleich Clavière, Chamfort, Dohm und so vielen anderen. Ihre „Seelenheirat“, wie Mirabeau ihr Verhältnis einmal bezeichnet, ward bald der schriftstellerischen Produktion sehr günstig. Die Briefe, die

Mauvillon von Mirabeau empfing, nach dessen Tode von dem Adressaten herausgegeben, sind dafür das beste Zeugnis[1]).

In Paris angelangt, fand Mirabeau die ganze Stadt wegen des Halsbandprozesses in Erregung. Er war Zeuge des Jubels, mit dem das Volk den Spruch des Parlamentes aufnahm und ermafs die Gröfse der Niederlage, welche die monarchische Autorität erlitten hatte. Im Verkehr mit Calonne verbarg er wohlweislich, was er von früher her gegen ihn auf dem Herzen hatte. Auch der Minister wird sich gehütet haben, ihm die rauhe Seite zu zeigen. Es scheint vielmehr zweifellos, dafs er im Gespräche mit Mirabeau jene Reformpläne berührte, die er damals erwog, und die ein halbes Jahr später mit der Berufung der Notabeln ans Licht traten. Zu diesen Plänen gehörte der einer Einrichtung von Provinzialversammlungen für alle Reichsteile, denen Provinzialstände fehlten, womit das Experiment, das Necker in Berri und Haute-Guienne geglückt war, wennschon mit starken Abweichungen in der Ausführung, verallgemeinert werden sollte. Den Provinzialversammlungen sollten Distrikts- und Gemeindevertretungen hinzugefügt werden, um stufenweise bei der Repartierung der Abgaben mitzuwirken. Hier erinnerte sich nun Mirabeau, dafs er ein Papier in Händen habe, dessen Inhalt sich auf diesen Gegenstand bezog. Es war jene Denkschrift, die Du Pont einst für Turgot ausgearbeitet, für die sich aber keine praktische Verwendung gefunden hatte (s. o. S. 43). Mirabeau hatte sie in Vincennes nebst vielen anderen Aktenstücken von Du Pont erhalten und seiner Gewohnheit nach kopiert. Er bedachte sich nicht, die Kopie als sein eigenes Werk dem Minister zu überliefern, was ihm freilich schlecht genug bekam. Denn nicht nur wufste Du Pont seine Autorschaft nachzuweisen, sondern Brissot wollte gleichzeitig das merkwürdige Dokument in Druck geben. Er hatte es sich von Clavière zu verschaffen gewufst, dem der vergefsliche Mirabeau selbst es einst in Neuenburg mitgeteilt hatte. Über alles dies gab es einen gewaltigen Zank zwischen den guten Freunden. Der Verfasser des Buches über die lettres de cachet liefs sich so weit fortreifsen, Brissot und Clavière mit der Bastille zu drohen, und hatte noch von Deutschland aus mit Talleyrand eine heftige Auseinandersetzung wegen der ärgerlichen

---

[1]) Lettres du Comte de Mirabeau à un de ses amis en Allemagne. MDCCXCII.

Sache[1]). Es müssen noch andere Gegenstände, auf die Mirabeau später in seinen Berliner Berichten anspielt, zwischen Calonne und ihm zur Sprache gekommen sein, wie der Plan, eine Staatsbank zu gründen, wofür man auch preufsisches Geld zu gewinnen hoffte. Allein da zu erwarten war, dafs er während seiner geheimen Mission weniger über finanzielle Fragen als über Gegenstände der allgemeinen Politik Auskunft erteilen werde, so schien es ratsam, ihn vorher eine Art von Probestück auf diesem Felde liefern zu lassen. So kam es zur Niederschrift jener vom 2. Juni 1786 datierten Skizze „über die augenblickliche Lage Europas", welche die später gedruckten diplomatischen Berichte Mirabeaus einleitet.

Man hat in diesen paar Seiten eine Art von Ergänzung seiner Schrift „über die Freiheit der Schelde" zu finden. Wie dort, so sieht er auch hier das Interesse Frankreichs und des Weltfriedens dadurch gewahrt, dafs den weitausgreifenden Bestrebungen Josephs und Katharinas baldigst ein Damm entgegengeworfen werde. Wie dort, so glaubt er auch hier eine englisch-französische Allianz, nach dem Vorausgehen eines Handelsvertrages, nicht zu den Unmöglichkeiten zählen zu dürfen. Berufen, in Berlin Umschau zu halten und so gut wie gewifs, an Friedrichs Platz Friedrich Wilhelm II. zu finden, erwägt er, ob dieser nicht gleichfalls gegen die Vergröfserungspläne der Kaisermächte Stellung zu nehmen sich gezwungen sehen werde. Das Phantom eines französisch-englisch-preufsischen Dreibundes schwebt ihm vor, dessen einziger Zweck sein soll, jeder Macht Erhaltung ihres Besitzstandes zu verbürgen. Aber wenn er 1784 aus der Schwäche Frankreichs im Inneren die bedenklichsten Schlüsse hatte ziehen müssen, so war er im Hinblick hierauf 1786 noch schwarzsichtiger. Mit allen seinen reichen natürlichen Hilfsmitteln sah er sein Vaterland durch den Ruin der Staatsfinanzen und die Unzufriedenheit des Volkes dahin gebracht, dafs es „weder zur Aufrechterhaltung des Friedens noch zur Führung eines Krieges" kräftig genug erschien. Der Ausgang jenes Streithandels zwischen Kaiser Joseph und den Niederlanden hatte erst vor wenig Monaten die Schwäche Frankreichs, der vermittelnden Macht, bewiesen. Zwar

---

[1]) Alles Gesagte geht hervor aus Mirabeaus Brief an Talleyrand vom 31. Juli (ein in der Histoire secrète I, 70 unterdrücktes Stück) Arch. étrang. s. den Abdruck im Anhang VII. Brissot 378—386. Schelle: Du Pont 192—200.

die Schelde blieb gesperrt, aber Joseph erhielt neben anderen Zugeständnissen eine Entschädigung von zehn Millionen Gulden, von denen Frankreich fast die Hälfte aus eigener Tasche zahlte. Dies schwere Opfer war allerdings die Bedingung des Bündnisvertrages, der zwischen Frankreich und den Generalstaaten nunmehr abgeschlossen wurde. Allein es frug sich, ob ein solches Bündnis Frankreich, kraftlos wie es war, nicht neue Ungelegenheiten bereiten würde. England fühlte sich sofort dadurch getroffen. Der englische Gesandte im Haag, Harris, befolgte demgemäfs die Politik, sich des Statthalters gegen die herrschende Partei der „Patrioten“ noch eifriger anzunehmen als früher, und hatte dabei auf die volle Billigung seiner Regierung zu rechnen.

Schon war aber die Spannung zwischen der oranischen und patriotischen Partei so weit gediehen, dafs der Ausbruch des Bürgerkrieges unvermeidlich erschien. Nichts konnte Mirabeaus Traum einer englisch-französischen Verbindung grausamer stören, als die Zunahme dieser Zwistigkeiten, welche die beiden Westmächte zu einer Intervention im entgegengesetzten Sinne zu nötigen drohten. Aber man mufste fürchten, auch Preufsen durch eben diese holländischen Wirren in das antifranzösische Lager getrieben zu sehen. Die Gemahlin des Erbstatthalters, der patriotischen Partei äufserst verhafst, war Friedrichs des Grofsen Nichte. Wenn zu seinen Lebzeiten daraus keine Gefahr einer Störung des Friedens folgte, so war die Frage, ob sich sein Nachfolger, der Bruder der Prinzessin, ebenso mafsvoll verhalten würde wie der alte Oheim. Mirabeau wies auf diese dunkle Wolke hin. Er stellte alles zusammen, was den künftigen preufsischen Monarchen zu einem kriegerischen Unternehmen reizen könne: das Bewufstsein seiner Macht, der Besitz des „gröfsten bekannten Feldherrn“, des Herzogs von Braunschweig, „der vielleicht für seine eigene Rechnung Lorbeeren pflücken wolle“, das Gefühl der Entrüstung über die französischen Machinationen, die Versuchungen, an denen England es nicht fehlen lassen werde, Preufsen zu sich herüberzuziehen. So viel war ihm klar, dafs unter allen Fragen der auswärtigen Politik diese holländische Angelegenheit seine schärfste Aufmerksamkeit erfordern werde.

Indessen gleich von dem ersten deutschen Platze, an dem er kurze Zeit Station machte, glaubte er beruhigende Nachrichten geben zu können. Es war von Braunschweig aus, wo er diesmal den Herzog antraf. Die Aufnahme, die der vielbewunderte

Fürst ihm zu Teil werden liefs, schmeichelte ihm nicht wenig, und dies erklärte es, dafs er ein Bild von ihm entwarf, wie es mehr seinen Wünschen als der Wirklichkeit der Dinge entsprach. Er sah in ihm den einzigen Mann, der nach Friedrichs Tode fähig sein würde „das Steuer zu ergreifen", und wünschte sehnlich, dafs es ihm bald gelingen möge, mafsgebenden Einflufs auf den Nachfolger zu gewinnen. Denn der Herzog hatte ihn im vertraulichen Gespräche davon überzeugt, dafs er selbst sehr friedlich gesinnt sei. Er hatte ihn sogar durch die Frage überrascht, ob er eine Allianz zwischen Frankreich, England und Preufsen, deren Zweck die Erhaltung des allgemeinen Besitzstandes in Europa wäre, nicht für möglich halte. Mirabeau war hocherfreut, seine eigenen Worte aus diesem Munde zu vernehmen, liefs sich noch die Versicherung dazu geben, der preufsische Thronfolger habe gar keine kriegerische Ader, und reiste, sehr befriedigt von seinem Braunschweiger Aufenthalt, nach Berlin weiter.

Am 21. Juli hier wieder angelangt, hatte er gleich mitzuteilen, was er von dem raschen Kräfteverfall Friedrichs erfuhr. Er glaubte noch, das sich wehrende Heldenleben werde bis zum Herbste vorhalten, und folgte Anfang August einer Einladung des Prinzen Heinrich nach Rheinsberg. Aber am 17. August hatte er schon zu berichten: „Das Ereignis ist eingetreten, Friedrich Wilhelm ist König. Einer der gröfsten Charaktere, der jemals auf einem Throne gesehen worden und eines der schönsten Werke, welche die Natur jemals hervorgebracht hat, sind zerbrochen." — Seine Trauer war tiefer, als die des grofsen Publikums, gegen das er die Anklage erhob, es scheine weniger die Bedeutung des Verlustes als das Aufhören eines schweren Druckes zu empfinden. „Das also ist das Ergebnis von so viel gewonnenen Schlachten, von so viel Ruhm, einer halbhundertjährigen Regierung, die von so viel grofsen Thaten erfüllt ist!" [1]) Er hat später bei der Herausgabe seiner Berliner Berichte diese Worte unterdrückt, weil er sie in sein vielbändiges Werk über die preufsische Monarchie unter Friedrich aufnahm. Der Plan zu dieser Arbeit war schon entworfen und mit Mauvillon besprochen worden. Mit

---

[1]) Originalkonzept von Mirabeaus Depeschen Arch. étrang. im Drucke der Histoire secrète einzuschieben I, 99, vgl. De la monarchie Prussienne I, 238. Dieselbe Stelle kommt auch in einem Briefe an Mauvillon S. 12 vor: nur ein Beispiel der zahlreichen Fälle, in denen Mirabeau sich kopiert hat.

Unterstützung des kundigen Freundes, den Brief auf Brief zur Eile drängte, wurde sie alsbald in Angriff genommen und in Kürze um ein gutes Stück gefördert.

Allein das Nächste, was Mirabeau beschäftigen mufste, war nicht der alte, sondern der neue König. Und diesem wagte er mit einer Kühnheit als Mentor sich aufzudrängen, wie sie nur in dem enthusiastischen Zeitalter möglich war, das die ideale Gestalt des Marquis Posa erschaffen sah. Ganz in der Art des „Menschenfreundes", die er selbst in seinen Werken gelegentlich nachgeahmt hatte, hält er eine mahnende Anrede unmittelbar an den Träger der Krone. Was aber bis dahin in den Arbeiten von Vater und Sohn nur schriftstellerische Fiktion gewesen war, wird hier zur Wirklichkeit. Der „Brief an Friedrich Wilhelm", ein Reformprogramm, nach Form und Inhalt gleich auffällig, wurde in der That dem neuen Monarchen „am Tage seiner Thronbesteigung zugestellt". Die Antwort Friedrich Wilhelms II. vom 20. August, in der er den Empfang mit dankenden Komplimenten bescheinigt, ist ein vollgiltiges Zeugnis dafür. Da aber jene briefliche Ansprache an Friedrichs Nachfolger in dem später von Mirabeau veranstalteten Drucke 62 Seiten füllt, so ist es klar, dafs sie schon längst für den geeigneten Moment ausgearbeitet, wohl auch schon sorgsam ins Reine geschrieben war. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dafs er das Manuskript ziemlich fertig von Paris mitbrachte, und die Behauptung eines Kenners, Clavière habe ihm auch hierbei geholfen, hat etwas für sich[1]).

Immerhin schöpfte der kühne Ratgeber des neuen Monarchen vornehmlich aus dem, was er selbst in Deutschland gesehen, erfragt und gelesen hatte. Auch Ungedrucktes von Wert, wie eine Denkschrift Hertzbergs aus dem Jahre 1779, scheint ihm von

---

[1]) Lettre remise à Frédéric Guillaume Roi regnant de Prusse, le jour de son avénement au trône par le Comte de Mirabeau. Berlin 1787. — Dumont S. 19: „Clavière lui avait donné le fonds de sa lettre au nouveau roi de Prusse", was jedoch übertrieben sein mufs. Gegenschriften: Der Brief des Grafen von Mirabeau an des jetzt regierenden Königs von Preufsen Majestät nach der von dem Herrn von Grossing (Staaten-Journal 1787, August) bekannt gemachten teutschen Übersetzung u. s. w. mit Bemerkungen eines märkischen Patrioten (Magnus Wilhelm von Arnim, Ritterschaftsrat der Ukermark und des Stolpeschen Kreises). Prenzlau 1788. 143 S. 12°. — Verteidigung Friedrichs des Grofsen gegen den Grafen von Mirabeau u. s. w. von dem Ritter von Zimmermann. Hannover 1788.

Nutzen gewesen zu sein[1]). Das gesamte Material, das ihm zur Verfügung stand, goſs er mit der ihm eigenen Virtuosität in die Form halb rhetorischer, halb lehrhafter Betrachtungen, die er, stolz auf seinen Freimut, zu den Stufen des Thrones gelangen liefs. „Das ist mehr wert," so sollte, seinen Worten nach, der neue Herrscher von seinem Wagnis denken, „als der käufliche Weihrauch, mit dem mich die Verseschmiede und die akademischen Lobredner ersticken ... Ich bin Mensch, ehe ich König bin. Warum sollte es mich beleidigen, dafs man mich als Menschen behandelt? Dafs ein Fremder, der nichts von mir fordert, der meinen Hof bald auf Nimmerwiedersehen verlassen wird, mir die ungeschminkte Wahrheit sagt?" Schärfer als es hier geschah, konnten in der That zahlreiche Einrichtungen des preufsischen Staates nicht beurteilt, dringlicher tiefgreifende Umwandlungen seines Baues nicht gefordert werden. Mirabeau hat sich gegen den Vorwurf verwahrt, als habe er mit seiner Denkschrift eine Satire auf Friedrich den Grofsen liefern wollen, und dies mit Recht. Aber es war nicht zu verkennen, dafs er auf jeder Seite das friedericianische System als nicht mehr zeitgemäfs angriff. Dabei liefs er sich auf eine Untersuchung seiner notwendigen Vorbedingungen und seines inneren Zusammenhanges nicht ein, mischte Ausführbares und Chimärisches durcheinander und skizzierte mit flüchtigen Strichen das Bild einer neuen Welt, wie sie sich als Ganzes im Kopfe keines einzigen der zum Handeln berufenen preufsischen Staatsmänner der Zeit malen, und auch nach Jena nicht ohne starke Korrekturen in die Erscheinung treten konnte.

Umwandlung des bestehenden drückenden Heerwesens, das er als „militärische Sklaverei" bezeichnet, in eine nationale Miliz mit kürzerer Dienstpflicht und gänzlichem Ausschlufs der ausländischen Werbung, Freigebung der Auswanderung, Niederreifsung der ständischen Schranken, allgemeine Bauernbefreiung, Gleichstellung des bürgerlichen Beamten und des Offiziers, Aufhebung der Censur, Proklamierung unbeschränkter Toleranz, Aufbesserung der Landschulen, Beseitigung der „furchtbaren Geifsel

---

[1]) Ich schliefse das aus der Stelle der Lettre S. 22, 23 vgl. mit Ranke: Die deutschen Mächte und der Fürstenbund (S. Werke XXXI. XXXII. S. 22, 197). Philippson: Geschichte des preufsischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Grofsen I, 88. 89. Lehmann: Scharnhorst II, 75. 76.

des Lotto", allmähliche Ersetzung der Zölle und indirekten Abgaben durch eine direkte Grundsteuer, Verzicht auf das Ansammeln von edlem Metall, Vernichtung der Monopole, Begünstigung des Transithandels: das ist die Summe der Ratschläge, die er wie ein Sturzbad über das Haupt des neuen Königs ausschüttet. „Nicht zu viel regieren," sich „vor der Wut der Reglemente hüten", „jeden in Frieden seiner Arbeit genieſsen lassen": darin liegt der Kern seiner Mahnungen. Es ist, wie man bemerkt, ein sehr physiokratisch denkender Posa, der ungerufen hier Gutes stiften möchte. Diesem würde es doch wohl auch geschmeichelt haben, Fürstendiener zu sein. Wenigstens prahlt er in seinen geheimen Berichten, daſs, wie vorher Prinz Heinrich, so nach Übersendung seiner Denkschrift, der König ihn habe sondieren lassen, ob er nicht Lust habe in preuſsische Dienste zu treten. Das stimmt freilich schlecht mit der Angabe d'Esternos, der, ohnehin durch Mirabeaus Wiederauftauchen verstimmt, behauptet, der schulmeisterliche Ton des ungefragten Ratgebers habe unangenehm berührt und „der Nation geschadet". Auch Prinz Heinrich, fügt er hinzu, habe sich bei ihm über Mirabeau beklagt und geäuſsert, es wäre gut, „seine Abreise aus Preuſsen zu bewirken" [1]). Sicher ist, daſs der Prinz sich hütete, allzuvertraulich gegenüber einem Aushorcher zu sein, dessen zudringliches Wesen ihm unbequem wurde.

Für Mirabeaus Wiſsbegierde gab es aber nach Veränderung der Scene, da ein ganz anderer Luftzug von oben wehte, noch weniger Schranken als früher. Zwar empfand er das Zweideutige seiner Stellung schmerzlich. Er war nur ein „diplomatischer Unteroffizier", nirgendwo für voll angesehen, manchem verdächtig, auf „die untergeordnete Spionage der Bedienten, Höflinge und Sekretäre" angewiesen. Aber er that, was er konnte. Bei den Ministern und Gesandten, bei dem Schauspiel der Beisetzung von Friedrichs Leiche, bei Truppenübungen und Paraden fand er sich ein, überall danach ausschauend, welches Horoskop der neuen Regierung zumal im Hinblick auf die Interessen Frankreichs zu stellen wäre. Bei einer Revue der Artillerie, an einem der ersten Septembertage, konnte er auch den Herzog von Braunschweig wieder sprechen. Noch immer hielt er an dem Glauben

[1]) Mirabeau an Talleyrand 22. Aug. 1786, Arch. étrang. (im Drucke der Hist. secrète einzuschieben I, 115). Graf d'Esterno an Vergennes 2. Sept. 1786. Arch. étrang.

fest, dafs dieser „bald Herr der Dinge“ sein und Hertzberg verdrängen würde, in welchem er den Gegner einer Allianz mit Frankreich, den Befürworter entschiedenen Auftretens zu Gunsten der Oranier hafste und fürchtete. Vom Prinzen Heinrich versprach er sich weniger. Zwar hatte er ihn, den Gönner französischen Wesens, dem König in seiner Denkschrift recht eindringlich als Beistand und Berater empfohlen. Aber wenn er ihn dort eine „Mischung von Heros und Weisen“ genannt hatte, so nannte er ihn wenig später in seinen vertraulichen Berichten bereits eine „Mischung von Überschwenglichkeit und Prahlerei“.

Inzwischen blieb Berlin nicht das einzige Feld seiner Beobachtungen. Er benutzte die Zeit, da sich der Hof nach Königsberg begab, um einen Abstecher nach Dresden zu machen, nahm in der zweiten Oktoberwoche an den Manövern bei Magdeburg teil, und eilte von da für ein paar Tage nach Braunschweig. Nicht nur der Herzog, den er soeben an der Spitze der Truppen bewundert hatte, zog ihn dort an. Auch mit Mauvillon gab es vieles zu besprechen, was sich brieflich schlecht abmachen liefs. Diesem unermüdlichen und anspruchslosen Freunde wurde er immer mehr zu Danke verpflichtet. Bei der Vorbereitung des grofsen Werkes über die Monarchie Friedrichs, Herstellung statistischer Tabellen von Preufsen, Braunschweig und Sachsen, Sammlung politischer, militärischer, nationalökonomischer Notizen aller Art, womit er in Paris aufzuwarten wünschte: bei alledem ging ihm der feingebildete Offizier an die Hand, welchem er sich hinwieder durch Empfehlung und Verbreitung seiner Schriften nützlich machte. Auch das kleine Buch „über Moses Mendelssohn und die politische Reform der Juden“, das er sich anschickte in Druck zu geben, bedurfte der Beihilfe Mauvillons[1]). Der Plan, dieser Sache seine Feder zu widmen, war nicht neu. Er kam zur Reife, als man erfuhr, dafs die

[1]) Sur Moses Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs: Et en particulier sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la grande Bretagne. Par le Comte de Mirabeau. A Londres 1787. Deutsche Übersetzung. Berlin, Maurer 1787 s. Allg. D. Bibl. Anhang zu Bd. 53—86. Abteilung 3. S. 1459. Der Recensent meint daselbst im Widerspruch mit dem kundigen Dohm, Mirabeau könne „ein deutsches Buch weder lesen noch verstehen“. S. über die gleichzeitigen Pläne und Erwartungen einer Besserung der Lage der Juden in Preufsen: Ranke a. a. O. S. 563. Philippson a. a. O. I, 165, 373 ff. II, 352. Ludwig Geiger: Geschichte der Juden in Berlin I, 132. II, 159 ff. Nachträge in der Zeitschrift für die Gesch. der Juden in Deutschland 1889.

Juden sich mit der Hoffnung trugen, aus Friedrich Wilhelms Hand längst ersehnte Erleichterungen zu empfangen. Wenn der König in seiner Instruktion für das Generaldirektorium demselben „angelegentlich empfahl, mit Nachdruck darauf zu halten, dafs die ohnedem schon gedrückte jüdische Nation, soweit es möglich, soulagieret und von dem General-Fiscal nicht so gräulich gequält werde", so hatte Mirabeau in seiner grofsen Denkschrift Gewährung „voller bürgerlicher Freiheit" für die Juden gefordert. Seine neue Arbeit verfolgte den praktischen Zweck, diese Forderung näher zu begründen und die „so gräulich Gequälten" in ihrem Kampfe zu unterstützen. Daneben aber bot sich ihm Gelegenheit, seine Landsleute mit dem Leben und der Wirksamkeit Moses Mendelssohns bekannt zu machen, bei Erwähnung von Mendelssohns Beziehungen zu Bonnet und Lavater gegen diesen letzten wieder einen Streich zu führen, den Verteidigern, die für den Züricher Propheten aufgetreten waren, die Zähne zu zeigen und vor allem das Werk von Dohm „über die bürgerliche Verbesserung der Juden" auszupressen. Mündliche Belehrung konnte er von Dohm nicht mehr erhalten. Der treffliche Mann war in diplomatischer Stellung nach Köln versetzt worden. Als er vorübergehend in Berlin weilte, vermied er es, Mirabeau zu sehen, „seine fast unwiderstehliche Zutraulichkeit fürchtend" [1]). Neben dem, was Dohms Buch dem Autor bot, kamen ihm namentlich Artikel von Nicolai und Engel zu statten. Ein kleiner Aufsatz, welchen er ein paar Freunden von jenseits des Kanals verdankte, über den gesetzgeberischen Versuch von 1753, Juden in England durch Parlamentsbeschlufs zu naturalisieren, liefs sich ungezwungen einflechten. Dem Ganzen aber blieb Mauvillons Teilnahme gesichert, der auch von Mendelssohnschen Manuskripten im Besitze seines Herzogs Kunde geben konnte. Viel Selbständiges ist demnach wieder in dieser Arbeit nicht zu finden. Am meisten Originelles steckt in den persönlichen Anzüglichkeiten, in der feurigen Beredsamkeit, mit der die Sache der Humanität verfochten wird, in der Erhebung über nationalen Hochmut, die den Verfasser veranlafst, den Franzosen das Studium fremder Litteraturen, wie der deutschen, recht warm ans Herz zu legen.

Einen ganz anderen Charakter tragen die Schriftstücke, welche die bedeutendste Frucht von Mirabeaus damaligem Aufent-

[1]) Gronau: C. W. von Dohm, S. 126.

halt in Deutschland bilden: jene Depeschen, die wenige Jahre nachher in verstümmelter Form als „geheime Geschichte des Berliner Hofes“ veröffentlicht wurden. Von allen Geisteserzeugnissen Mirabeaus, die man zu seinen Lebzeiten kennen lernte, zeigt denn auch keines so deutlich den Stempel seiner Individualität wie diese zwei Bände. Hier hat man ihn selbst und nur ihn, mit seinem Spürsinn, seiner Beobachtungsgabe, seiner Keckheit im Denken und Sprechen, seinem Ehrgeiz und Thatendrang. Doch mufs man, um ihn Schritt für Schritt zu verfolgen, auf die zum Glück noch erhaltenen Originalkonzepte von seiner Hand zurückgehen. Mit Ausnahme von drei Stücken, die an den Herzog von Lauzun adressiert wurden, gingen die chiffrierten Berichte an Talleyrand. Dieser dechiffrierte sie und liefs sie Calonne zukommen, jedoch nicht ohne sie vorher nach eigener Einsicht zuzustutzen, was ihm um so ratsamer schien, da Ludwig XVI. selbst die Briefe Mirabeaus nicht ungelesen liefs[1]). Es gewährt ein hohes psychologisches und litterarisches Interesse zu beobachten, wie der vorsichtige und feinfühlige Abbé einzelne Phrasen seines Freundes abschwächt, verkürzt oder als unschicklich und verletzend wohl gar gänzlich unterdrückt. Leider läfst sich diese Vergleichung nur für so lange vornehmen, als die Berichte auch Vergennes vor Augen kamen und danach, im Anschlufs an die Depeschen d'Esternos, den Akten seines Ministeriums einverleibt wurden. Vergennes hörte aber, wie es scheint, schon Anfang September auf, die Mitteilungen des „diplomatischen Unteroffiziers“ eines Blickes zu würdigen, vermutlich weil d'Esternos Urteil über sein Auftreten in Berlin ihn mifstrauisch gemacht hatte[2]). Dagegen ergötzten sich Calonne und der König fortdauernd an dieser pikanten Lektüre, die nach Talleyrands Versicherung viel schmackhafter von ihnen befunden wurde als die der Depeschen des beglaubigten Gesandten.

Überblickt man das Ganze der geheimen Korrespondenz Mirabeaus, so mufs man zunächst den Fleifs, den er aufwandte, bewundern. Abgesehen von gesonderten Denkschriften, statisti-

---

[1]) Talleyrand an Mirabeau 4. Sept., 3. Dez. 1786 Arch. étrang. (Papiere Mirabeaus. Im ganzen sind es fünf Briefe Talleyrands an Mirabeau, die sich dort finden)

[2]) S. Näheres bei Ch. de Loménie: Mirabeau et Talleyrand, in La Nouvelle Revue 1886, Mai.

schen Tabellen und Ähnlichem sandte er während der sechs Monate seiner Mission beinahe siebzig, und meistens sehr ausführliche Briefe an seine Auftraggeber. Er hatte freilich zwei Sekretäre, von denen einer, der Baron von Nolde, ein junger kurländischer Edelmann in französischen Diensten, grofse Fähigkeiten bewies. Auch nahm er zur Bewältigung aller Schreibereien oft die Nächte zu Hilfe. Mitunter legte er sich, wie Madame de Nehra erzählt, um ein Uhr nieder, stand um fünf auf, weckte seine Leute, um Feuer zu machen, und setzte sich als der erste wieder an die Arbeit. Nach der Lampe rochen aber seine Berichte durchaus nicht. Vielmehr merkte man ihnen sehr deutlich an, dafs sie aus dem vollen Leben geschöpft waren: freilich oft aus dem Leben etwas unreiner Sphären, in denen Klatsch und boshafte Nachrede üppig wucherten. Die Skandalchronik herrscht vor. Das anstöfsige Privatleben des Königs, besonders sein Verhältnis zu dem Fräulein von Vofs, nimmt den breitesten Raum ein. Nicht jede Nachricht ist zuverlässig, nicht jede Persönlichkeit richtig aufgefafst, am schiefsten vielleicht Karl August, der, dem Franzosen wegen seiner politischen Gesinnungen verhafst, unbedenklich der „Sekte der Visionäre“ zugerechnet wird. Überhaupt schadet die Neigung zu karikieren der Unbefangenheit des Beobachters sehr empfindlich. Manche abenteuerliche Vorstellung von den Zuständen des Berliner Hofes, die sich in der Folge bei französischen Politikern geltend machte und bitter rächte, ist auf diese trübe Quelle zurückzuführen. Auch die Wichtigthuerei, die in Mirabeaus Berichten hervortritt, macht keinen guten Eindruck. Wenn der König an einem Empfangsabend ein paar gleichgiltige Worte mit ihm gewechselt, wenn der Minister Struensee ihn nach Calonnes Finanzplänen ausgefragt hat, so wird dies in demselben Mafse aufgebauscht, indem keine Gelegenheit unbenutzt bleibt, den Gesandten d'Esterno als ungeschickt und nachlässig anzuschwärzen[1]).

Hält man sich indessen vor Augen, auf wie viel Schleich-

[1]) In das Kapitel der Wichtigthuerei gehört auch das folgende P. S. zu dem Briefe vom 2. August 1786 (nach Mirabeaus Originalkonzepten Arch. étrang. im Drucke der Hist. secrète einzuschieben I, 77): „Le comte de Mirabeau sera président de l'académie — il aura la direction des arts. Non: de l'instruction publique? eh — non c'est la place de De Launay (les accises et douanes) voilà le bruit de Berlin et pas un mot qui avertira la vérité. Ils veulent absolument que je sois brouillé avec le gouvernement de France.“

wege Mirabeau bei seinem diplomatischen Inkognito angewiesen war, so wird man über die Fülle seiner Kundschaften erstaunt sein und den Stolz auf die Ergebnisse seiner rastlosen Thätigkeit begreifen. Auch läfst sich nicht leugnen, dafs er den Kampf der Parteien und das Spiel der Leidenschaften im ersten Halbjahr der Regierung Friedrich Wilhelms II. mit Scharfblick durchschaut und aus den vereinzelten Zügen, die er wahrnimmt, manche richtige Folgerungen für die Zukunft ableitet. Das schwankende „Auf- und Abwogen von Plänen und Anordnungen“ an höchster Stelle, verbunden mit dem „Mangel an Kraft und Mitteln“ entgeht ihm nicht. Er ahnt die kommende Herrschaft der Wöllner und Bischoffswerder. „Was wird,“ so ruft er einmal aus, „das Schicksal eines Landes sein, in das die Priester, die Visionäre und die Buhlerinnen sich teilen werden?“ Und „Fäulnis vor der Reife“ glaubt er als Devise dieser Macht angeben zu dürfen, die zwei Jahrzehnte später zusammenbrach, um erst aus einem Läuterungsprozesse herrlicher wieder zu erstehen. Fast sollte man meinen: er hätte sogar vorausgesehen, unter wessen Scepter diese Läuterung sich durchsetzen würde. Er sagt vom nachmaligen Friedrich Wilhelm III.: „Vielleicht hat dieser junge Mann ein grofses Geschick vor sich. Sollte eine denkwürdige Umwälzung von ihm ausgehen, so würden weitblickende Leute sich darüber nicht wundern.“ Der Prinz ist einer der wenigen, bei dessen Schilderung nicht Schwarz in Schwarz gemalt wird.

Im übrigen wurde Mirabeaus Kritik der Zustände und Personen von Tag zu Tage bitterer. Zwar mufste der Widersacher des Merkantilsystemes es mit Freuden begrüfsen, wenn die Regie beseitigt werden, Tabaks- und Kaffeemonopol fallen und Erleichterungen des Durchfuhrverkehres eintreten sollten. Aber er vermifste durchaus einen konsequenten Plan und konnte mit dieser Abschlagszahlung auf die Ratschläge seines anspruchsvollen Schreibens nicht befriedigt werden. Auch fühlte er sich durch die ausgesprochene Wendung gegen alles Französische verletzt, wie sie namentlich bei der Behandlung de Launays, des bisherigen obersten Leiters der Regie, hervortrat. Obwohl ein Gegner seiner volkswirtschaftlichen Ansichten, unterliefs er es nicht, für den Unglücklichen, dessen Person man von der Sache trennen müsse, einzutreten. Einen Mann von berühmterem Namen, Lagrange, den Friedrich einst als Eulers Nachfolger an die Akademie gerufen hatte, suchte er für Frankreich zu erobern. Es handelte

sich nur um die Geldfrage, da der grofse Mathematiker seines Aufenthaltes in Berlin schon längst überdrüssig geworden war. Auf Mirabeaus Betreiben verwandte sich auch d'Esterno für ihn, und der Erfolg der vereinten Bemühungen blieb nicht aus. Während dem galligen Beobachter in Deutschland überall noch „Spuren der alten Barbarei" auffielen, glaubte er sein Frankreich als das einzige Land der Erde rühmen zu dürfen, wo „man dem Genie der Wissenschaften und Künste dauernd huldige[1])".

Was seine üble Laune verstärkte, war die wachsende Besorgnis vor dem Entstehen eines Konfliktes wegen der holländischen Frage, in welchem das isolierte Frankreich sich England und Preufsen gegenüber finden würde. Zwar schwelgte er auch jetzt noch in der „lichtvollen Idee", dafs „England und Frankreich vereint die Freiheit und den Frieden beider Welten hüten könnten, wenn sie nur die widersinnigen Feindseligkeiten aufgeben wollten, die aus der Rivalität des Handels entstehen". Selbst mit dem englischen Gesandten und seinem Sekretär hatte er „philosophisch" darüber gesprochen. „Dieser Ihr Plan," schrieb er dem gleichgesinnten Herzog von Lauzun, „ist der einzige, der alles versöhnt und beendigt." Erst jüngst, im Herbste 1786, war ein Handelsvertrag zwischen beiden Ländern geschlossen worden, den die Ökonomisten aus Quesnays und Gournays Schule als einen bedeutenden Sieg betrachten durften, gutenteils das Werk Du Ponts, des Freundes Mirabeaus, ihm selbst höchst erwünscht. Allein die alte „Rivalität" bestand noch ungeschwächt fort und mit ihr die Gefahr neuer Kämpfe. Mirabeau konnte sich dies nicht verhehlen und liefs es deshalb doch wieder in eben jenem Briefe an Lauzun gelten, dafs man die einzig „lichtvolle Idee" für absehbare Zeit als „romantisch", als „ein Kapitel aus Gullivers Reisen", als „eine prächtige Illusion" bezeichnete[2]).

---

[1]) d'Esterno an Vergennes 9. Dez. 1786 Arch. étrang. als Ergänzung zur Hist. secrète II, 173—177, 234 und der Briefe an Mauvillon S. 173, 185. — Das daselbst S. 143 abgedruckte Stück hatte Mirabeau übrigens aus einem früher (Febr. 1786) an Clavière gerichteten Briefe wörtlich kopiert. Vgl. Patriote Français 1791. 19. April S. 421.

[2]) Mirabeau an Lauzun 25. Juli, 12. Nov. 1786. Arch. étrang., der erste in der Hist. sec. fehlende Brief, abgedruckt Anhang IX, das fehlende Stück des zweiten, einzuschieben im Drucke der Hist. secrète II, 110, schon von Mirabeau selbst wörtlich verwertet in De la Monarchie Prussienne IV P. 2, 315.

Zugleich aber fürchtete er, das englische Interesse werde doch vielleicht am preufsischen Hofe das Übergewicht über das französische erhalten. Je geringeren Einfluſs man sich vom Prinzen Heinrich erwarten durfte, desto verächtlicher sprach er von ihm. Er glaubte zu bemerken, daſs der Prinz selbst schon anfange, sich „seiner Gallomanie zu entäufsern", meinte jedoch, bei seiner bekannten „Perfidie" werde ihm dies nichts nützen. Seine letzte Hoffnung blieb der Herzog von Braunschweig, den er einer antifranzösischen Haltung, zumal in den holländischen Angelegenheiten, nicht für fähig hielt. Daneben tauchte auch einmal eine flüchtige Idee auf, die früherer Zeiten vollkommen würdig war. Es handelte sich darum, eine französische „Sirene", Madame Joly de Fleury, die Nichte des gleichnamigen Ministers, welche sich in den Kopf gesetzt hatte, den empfänglichen König „zu erobern", bei ihren löblichen Absichten zu Nutz und Frommen Frankreichs zu unterstützen. Sie war nach Mirabeaus Kennerurteil „ein Dämon an Verführungskunst", wohl geeignet „physisch wie moralisch" das Fräulein von Voſs, dem er entschiedene englische Sympathieen zuschrieb, auszustechen. Er wuſste, zu d'Esternos Erstaunen, auch dem Prinzen Heinrich den Glauben beizubringen, daſs eben dies die richtige „Maitresse" für seinen Neffen sein werde, ohne der Sache jedoch weitere Folge zu geben[1]).

Mit solcherlei gewürzten Zuthaten seiner Berichte vermischten sich zweideutige Anekdoten, die er auch von anderen Seiten in Erfahrung gebracht hatte, scharfe Urteile über durchreisende Landsleute, wie über den älteren Custine, Mitteilungen über die Verhältnisse Kurlands, wohin der eine seiner Sekretäre, der Baron von Nolde, auf Kundschaft gegangen war[2]). Aber so emsig er sich bemühte, Neuigkeiten aller Art zusammenzubringen, erschien ihm sein ganzes Treiben doch nur als eine Art von „thätigem Müſsiggang". Mochte Talleyrand ihm noch so lebhaft versichern, wie sehr man mit ihm zufrieden sei: er forderte mehr als lobende Worte. Er rechnete dem Freunde vor, wie viel er mit seinem

---

[1]) d'Esterno an Vergennes 2. Dez. 1786 Arch. étrang. als Ergänzung zur Hist. secrète II, 112 ff. 141 ff.

[2]) Instructions données par le comte de Mirabeau au baron de Nolde et lettres adressées par celui-ci au comte de Mirabeau Arch. étrang. Papiere Mirabeaus.

Stabe von Gehilfen im Dienste des Staates aus eigener Tasche aufwende, dafs er mit der Summe, die er erhalte „für sechzehn Stunden täglicher harter Arbeit und härterer Langeweile“ elend bezahlt sei und notwendig Schulden machen müsse, deren Tilgung er verlangte. Er klagte bitterlich darüber, dafs man ihn wochenlang ohne Nachrichten lasse, wie einen „Subalternen“ behandle und nicht daran denke, ihn seinen Verdiensten gemäfs durch eine offizielle Anstellung zu belohnen. „Zweihundert Pistolen monatlich,“ schrieb er einmal an Talleyrand, „und eine gesicherte Zukunft, oder meine Rückberufung: das ist mein letztes Wort, und ich lasse nicht mit mir handeln. Dies kann nicht dauern, ich kann und will es nicht länger dulden. Ihr Freund ist nicht dazu gemacht, zwischen zwei Wassern umherzuschwimmen, als ein untergeordneter Kundschafter oder als ein Schreiber traktiert zu werden. Hat es in meiner früheren Laufbahn nicht an Fallstricken gefehlt, so mufs, glaube ich, die Regierung meinen Vater und sich selbst deshalb anklagen. Hält man mich für fähig, nützlich zu sein, so ist man dazu vielleicht befugt kraft des Rufes des Talentes, den ich mir gemacht habe; vielleicht findet man auch, dafs meine Thaten während einiger Monate für mich gesprochen haben, dafs ich als ein Recht fordern darf, was andere als eine Gnade erbitten. Mit einem Worte — ich bin mehr wert als die meisten Gesandten des Königs durch meine Geburt, und was die Fähigkeiten betrifft, so urteilen Sie darüber, denn ich müfste mich schämen, es selbst zu thun[1]).“

Konnte er nicht erwarten, dafs man d'Esterno abberufen und ihm gleich einen so grofsen Posten geben würde, wie dieser ihn einnahm, so hatte er gelegentlich Hamburg, Braunschweig, München als passende Anfangsstationen seiner selbständigen diplomatischen Wirksamkeit in Vorschlag gebracht. In den ersten Tagen des Jahres 1787 schien ihm noch eine andere Aussicht verlockend, bei der die holländischen Dinge in Frage kamen. Der Gesandte der Generalstaaten in Berlin, Baron von Reede, frug ihn an, ob er nicht geneigt sei, sich in amtlicher Beglaubigung einer Mission nach Nymwegen zu unterziehen, um dort persönlich mit der Prinzessin-Statthalterin zu unterhandeln. Die Gefahr

---

[1]) Mirabeau an Talleyrand 7. Nov. 1786 Arch. étrang. einzuschieben im Drucke der Hist. secrète II, 88. Ebenda wären nach den Originalkonzepten in den Arch. étrang. ähnliche Stellen I, 222, 303 einzufügen.

lag nahe, die Wichtigkeit der Eröffnung zu übertreiben, und Mirabeau entging ihr nicht. Mit plötzlichem Optimismus wähnte er zu durchschauen, dafs die Prinzessin daran verzweifle, von Preufsen aus jemals ernstlich unterstützt zu werden, und dafs sie deshalb vor allem Verständigung mit Calonne, als dem einflufsreichsten Minister Frankreichs, suche. Sich selbst sah er schon halb und halb in der glorreichen Rolle des Friedensstifters[1]). Als solcher heimgekehrt, hätte er mit Freuden die Stelle eines Sekretärs der Notabelnversammlung übernommen, deren Berufung unmittelbar bevorstand. Denn angesichts des furchtbar angeschwollenen Defizits und in gerechter Besorgnis, keine neue Einregistrierung von Anlehen durch die Parlamente erlangen zu können, sah sich die Regierung dazu gedrängt, jene Pläne ins Werk zu setzen, von denen Mirabeau bereits im vorhergehenden Sommer aus Calonnes Munde einiges erfahren hatte. Schon gab Talleyrand ihm Auftrag, Artikel über das bevorstehende grofse Ereignis in deutschen Zeitungen anzubringen und den Minister dabei herauszustreichen[2]). Er seinerseits behauptete, „das Glück gehabt zu haben, die Idee der Notabeln anzugeben". Er erwartete die Nachricht ihres Zusammentrittes mit höchster Spannung und prophezeite: „Die Nationalversammlung wird in Bälde nachfolgen".

Noch war er ungewifs darüber, was ihm bestimmt sei, als er aus freien Stücken oder auf erhaltenen Befehl sich entschlofs, Berlin zu verlassen und nach Paris zu eilen. In Luchet, den Prinz Heinrich ihm mitgab, fand er einen Reisebegleiter, wie er ihn brauchen konnte. Übrigens nahm er nur einen Diener und seinen Sekretär mit sich, hielt sich nicht einmal in Braunschweig bei Mauvillon auf und hoffte sicher, bei der sich ankündigenden Wendung der vaterländischen Geschicke zu grofsen Dingen berufen zu werden.

---

[1]) Als Ergänzung zur Hist. secrète dienen drei Briefe de Reedes an Mirabeau Arch. étrang. Die Papiere Mirabeaus haben auch Pierre de Witt: Une invasion prussienne en Hollande en 1787, Paris 1886 vorgelegen.

[2]) Talleyrand an Mirabeau 1. Januar 1787 Arch. étrang.

Zwölftes Kapitel.

Federkämpfe während der Notabelnversammlung. Aufenthalt in Braunschweig.

1787.

„Die Zeitumstände sind so stürmisch, die Ereignisse kommen so unerwartet, dafs ich alle Kräfte meines Körpers und meines Geistes zusammennehmen mufs, um in diesem Wirbel nicht unterzugehen.“ So schilderte Mirabeau unmittelbar nach seiner Rückkehr am 1. Februar 1787 die Lage, wie sie durch die Berufung der Notabeln geschaffen war. Mit offenbarer Übertreibung fügte er hinzu, „Idee und Plan“ sei sein Verdienst, Mut und Geschicklichkeit der Ausführung komme auf Rechnung Calonnes. Was er mit diesem auch vor seiner Reise nach Berlin besprochen haben mochte: niemand konnte besser als er wissen, wieviel von „Idee und Plan“ auf Du Pont zurückging, dessen physiokratisches Reformprogramm, wennschon mit wichtigen Änderungen der Minister sich aneignete[1]). Du Pont erhielt denn auch die Stelle eines zweiten Sekretärs der Notabeln. Der Posten eines ersten Sekretärs ward an Hennin vergeben, der vor Jahren als Resident in Genf die Schritte des flüchtigen Mirabeau überwacht hatte. Mirabeau selbst ging leer aus. Aber auch von einer diplomatischen Mission nach Nymwegen, die er für erwünscht gehalten hatte, war keine Rede. Die schwere Erkrankung Vergennes', den man dabei nicht hätte umgehen können, brachte ohnehin einen augenblicklichen Stillstand im Auswärtigen hervor. Bis zum Tode dieses Ministers hatte Calonne, selbst leidend, die

[1]) Schelle: Du Pont S. 258 ff. als Korrektur von Chérest I, 112 ff. 136 unerläfslich.

Eröffnung der Notabeln hinausschieben können. Als sie endlich am 22. Februar erfolgte, traten, wie zu erwarten war, die auswärtigen Fragen zunächst ganz in den Hintergrund. Genug, Mirabeau, der Tag und Nacht gereist war mit dem Gefühl, dafs „sein Horizont sich erweitere", sah sich ganz bei Seite geschoben, wenn er sich nicht etwa mit der kleinen Rolle eines litterarischen Söldners begnügen wollte. Seine Enttäuschung war um so peinlicher, je mehr ihn die neuen Schulden drückten, die er in Berlin gemacht hatte. Indessen, wenn durch Calonne nichts zu erreichen war, so vielleicht gegen ihn. Der Minister sollte lernen, „dafs, wenn es gut wäre, ihn einzufangen, es nicht gut wäre, ihn loszulassen". Er sollte merken, „dafs noch Saft in der Citrone wäre, die er wegwerfen wollte." Und mit der Befriedigung persönlicher Rache vermochte sich die Verteidigung des allgemeinen Besten zu paaren. Mirabeau konnte als „Lehrer der Nation" auftreten, um ihr über die Mifsbräuche der jüngsten Finanzwirtschaft die Augen zu öffnen. Diese erhabene Stellung war ihm schon verlockend erschienen, als er im Winter 1785 auf 1786 Calonne in einem offenen Briefe sein Sündenregister hatte vorhalten wollen. Seitdem war dies Register bedeutend angewachsen, und wenn man als Ankläger vor den Notabeln auftrat, so war damit ein vorzüglicher Resonanzboden gesichert. Übrigens hatte sich Mirabeau schon in Berlin mit der Arbeit beschäftigt, die nun ans Licht trat. Nur dafs er damals, wie es scheint, ihre Spitze nicht sowohl gegen den Minister als gegen die verderblichen „Agioteure" allein richten wollte. In der That aber war beides nicht zu trennen.

Wie tief sich Calonne in seiner amtlichen Stellung auf bedenkliche Börsenspekulationen eingelassen hatte, konnte Mirabeau schwerlich ganz genau wissen. Aber manches konnte er doch von seinen kundigen Freunden aus der Finanzwelt erfahren. Ihre Zahl hatte sich im Laufe der Zeit vermehrt. Zu den uns schon bekannten waren einige andere hinzugetreten, die, wie die früheren, ihm nicht nur durch das Silber ihrer Rede sehr nützlich wurden. François Jeanneret aus Neuenburg, ein sehr zweideutiger Charakter, wäre hier in erster Linie zu nennen. Er hatte mit einem Landsmanne, Johann Kaspar Schweizer aus Zürich, ein Banquiergeschäft gegründet, und dieser sein Kompagnon trat zu Mirabeau um so rascher in ein freundschaftliches Verhältnis, da er, als ein Mann von feiner Bildung und schwärmerischer Ge-

sinnung, das Feuer, welches in ihm glühte, bewundern mufste. Er war es gewesen, der Mirabeau einen Empfehlungsbrief Lavaters für Karl August hatte verschaffen wollen. Sein Haus, in dem sich die ganze liberale Gesellschaft des damaligen Paris sammelte, stand Mirabeau immer ebensoweit offen wie seine Kasse. Allmählich konnte er ihr 20000 Livres entnehmen. Schweizer war sehr erstaunt, als Mirabeau während der Revolution vom Hofe zahlungsfähig gemacht wurde, eine so grofse Summe zurückzuerhalten. Mirabeau seinerseits wurde nicht müde, die Kenntnisse, den Zartsinn und die Bescheidenheit seines edelmütigen Freundes zu rühmen. Das hielt ihn freilich nicht ab, „in einem der Augenblicke, wo seine empörten Leidenschaften bis zur Wut stiegen", seine Verführungskunst an Schweizers anmutiger und geistvoller Frau, Magdalene, zu versuchen. Die Art, wie sie ihn in die gehörigen Schranken wies, und dafs sie ihrem Manne den Vorfall verschwieg, verwandelte die unreine Leidenschaft des schwer bezähmbaren Don Juan in anbetende Bewunderung. Nach wie vor blieb er ein Gast des Hauses, in dem man nur für seine grofsen Gaben Augen hatte[1]).

Wenn es nun irgend eine Gelegenheit gab, etwas vom schwindelhaften Treiben der „Agioteure" und von ihrer Verbindung mit Calonne auszukundschaften, so bot sie sich im Umgange mit Jeanneret und Schweizer. Denn beide, der eine aus Geistesverwandtschaft, der andere aus Leichtgläubigkeit, standen damals mit einem Haupthelfer des Ministers auf gutem Fufse. Es war der Abbé d'Espagnac, Generalvikar von Sens, dessen Vater Gouverneur der Invaliden gewesen, dessen Oheim am Parlamente von Paris angestellt, mit Mirabeaus Vater sehr befreundet war. Das geistliche Gewand hinderte d'Espagnac so wenig wie viele andere zu seiner Zeit, die kühnsten Börsenspekulationen zu unternehmen. „Ein mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestatteter Wüstling", um die Worte des Biographen Schweizers zu gebrauchen, „spekulierte er überhaupt mit allem, was vorkam; er hätte sogar mit Seelen gehandelt, wenn er dazu Gelegenheit gefunden." Ihm wurde keine Thräne nachgeweint, als sein Haupt mit dem Dantons und

[1]) Alles Nähere (auch über d'Espagnac) in J. C. Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution von David Hefs. Eingeleitet und herausgegeben von J. Baechtold, Berlin, W. Hertz 1884. Vgl. zwei Briefe Mirabeaus an Schweizer Revue hist. 1885 XXIX, 82—88. Dasselbe Heft auf der Stadtbibliothek Zürich, in dem sich diese zwei Briefe vorfinden, enthält auch einige Billets von Madame de Nehra an Schweizer.

Desmoulins unter der Guillotine fiel. In den letzten Zeiten des Ministeriums Calonne hätte niemand dem „Apostel der Börse und Banquier der Kanzel“, wie Rivarol ihn in seinem „Petit Almanach de nos grands hommes“ nannte, dies Schicksal vorauszusagen gewagt. Er wufste sich unentbehrlich zu machen, indem er sich Calonnes Agenten als Retter anbot, als sie einen solchen eben am nötigsten brauchten. Der Minister hatte einen Weg betreten, der dem früher von ihm innegehaltenen gerade entgegenlief. Ehemals hatte er Spekulationen, die als Agiotage bezeichnet wurden, gebrandmarkt. Jetzt unterstützte er selbst heimlich von Staatswegen ein äufserst gewagtes Spiel. Er liefs Anweisungen auf die Schatzkammer im Betrage von $11\frac{1}{2}$ Millionen Livres aus der Hand, um durch massenhafte Scheinkäufe gewisse Werte in die Höhe zu treiben. Es gab, aufser den Staatspapieren, solche, wie die nach Mirabeaus Angriffen gesunkenen Aktien der Gesellschaft der Pariser Wasserwerke, bei deren Steigen Calonne auch persönlich interessiert war. Andere, so namentlich die Aktien der privilegierten indischen Kompanie, sollten gehoben werden, um das Zutrauen des Publikums überhaupt zu stärken. In einem so kritischen Zeitpunkte, wie dem des Zusammentrittes der Notabeln und der unvermeidlichen Enthüllung des ungeheuren Defizits, schien dies unerläfslich. Der Minister hat später durch diese Betrachtung sein Verfahren zu rechtfertigen gesucht. Indessen ging das Manöver hinsichtlich der Aktien der indischen Kompanie weit über seine Absichten hinaus. Seine Agenten hatten weder die Mittel, noch die Absicht, ihre Käufe zu realisieren und mufsten fürchten, dafs das gewollte Ergebnis, die Steigerung des Kurses, sich ins Gegenteil verwandeln würde. Hier stellte sich nun d'Espagnac ein, bereit, mit Verlust für sie, ihnen alle ihre Aktien auf Zeit wieder abzukaufen, ja auf dieselbe Weise als Käufer aller sonst vorhandenen Aktien der Kompanie, und sogar einer gröfseren Zahl derselben, als überhaupt umliefen, aufzutreten. Für Ende März 1787 sollten ihm an 46 000 Aktien der Kompanie geliefert werden, während nur 37 000 im Handel waren. Seine Rechnung, für deren Verwirklichung er sich mit anderen Spekulanten zu verbinden suchte, war, es den Verkäufern unmöglich zu machen, allen übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, um ihnen im richtigen Zeitpunkt die härtesten Bedingungen einer Abfindung zu stellen, die sie blindlings hätten unterschreiben müssen.

Mirabeau hatte sich, ohne Zweifel bei Jeanneret und Schweizer, eines ausgearbeiteten „Operationsplanes“ d'Espagnacs bemächtigen können. Er nahm ihn als Anhang in seine Schrift auf und machte neben d'Espagnac mehrere seiner Kumpane namhaft. Aber er wies auch auf „die unsichtbare Hand“ hin, die „diesen frechen Plan der Prellerei gegen die Entrüstung, die er errege, zu schützen scheine.“ Er liefs den „ehrlichen Leser“ fragen, woher „diese Räuberbande wohl Hilfe erhalte.“ Er machte Calonne, ohne seinen Namen zu nennen, für die üblen Nachwirkungen verantwortlich, die „das berauschende Schauspiel“, das man an der Börse aufführte, für „den wackeren Kaufmann, den einfachen Handwerker, den kärglich bezahlten Arbeiter“ haben müsse. Dabei hütete er sich, einer Art von Börsengeschäften an sich den Krieg zu erklären, deren Betreibung seine Freunde, welche à la baisse spekuliert hatten, ebenso zu Agioteuren stempelte wie ihre Gegner. Nur dafs er dies Wort auf die „ehrlichen Geschäftsleute“ nicht anwenden, sondern allein für die vorbehalten wissen wollte, „welche mehr oder weniger betrügerische Listen gebrauchen, falsche Nachrichten verbreiten, fingierte Gesellschaften bilden, um Gimpel einzufangen, aufserordentliche Privilegien, gehässige Verbote, schändliche Ermächtigungen von der Regierung erbetteln und so abwechselnd diese, das Publikum und ihre eigenen Mitschuldigen täuschen“. Als Korrektur der durch die Agiotage um sich greifenden „Spielwut“ empfahl er nicht Strafe, sondern Aufklärung des Publikums durch „eine freie Presse“, Aufhebung jeder Art von Lotterie, Vermeidung der grofsen Anleihen, Verminderung der erschreckenden Masse umlaufender Papiere, Zerstörung der Kompanieen mit ausschliefslichen Privilegien, schärfere Beaufsichtigung der Aktiengesellschaften.

Bei dieser Gelegenheit wurde die Verwaltung der Diskontokasse mit einem neuen Angriffe von ihm bedacht, und dies nicht ohne gute Gründe. Calonne hatte sein Ministerium dadurch eingeweiht, dafs er der Diskontokasse die von seinem Vorgänger entliehenen sechs Millionen zurückzahlte und ihren Kredit wieder hob. Am Ende seiner Hilfsmittel angelangt, liefs er aber den schüchternen Versuch d'Ormessons weit hinter sich. Er brachte in einer Generalversammlung der Aktionäre eine Umwandlung der ganzen Anstalt zuwege, erteilte ihr ein Privileg auf dreifsig Jahre, gestattete eine Erhöhung des Aktienkapitals auf hundert

Millionen, nahm aber von diesen siebenzig, zu fünf Prozent verzinslich, für den Staatsschatz in Anspruch. Es war, wie der schwedische Gesandte sich ausdrückte, „ein wahres Anlehen, bei dem man aber die Einregistrierung des Parlamentes umgehen konnte." Mirabeau konnte nicht genug Worte des Tadels dafür finden, dafs die Diskontokasse für den Empfang eines „Monopoles" ihre „Dienste verschachere". Er nannte sie den Herd der Agiotage. Er forderte, dafs sie ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben, im Geiste ihrer Gründung reformiert werde.

Bei dem finanziellen Teile seiner Arbeit mag er sich vorzüglich wieder Clavières bedient haben[1]), der ohnehin Grund hatte, d'Espagnac scharf auf die Finger zu sehen. Sie enthielt aber auch allgemeine politische Betrachtungen, die ihm selbst längst vertraut waren. Dazu gehört schon die wiederholte Mahnung, mit der Einrichtung von Provinzialversammlungen über das ganze Reich, als vortrefflicher Schutzwehren gegen finanzielle Mifswirtschaft, endlich Ernst zu machen. Diese Mahnung lag ihm um so näher, je sicherer er wufste, dafs die Anregungen der politischen Erstlingsschrift seines Vaters, wie die Entwürfe Turgots und Du Ponts Gnade vor Calonnes Augen gefunden hatten. Aber er konnte dabei nicht stehen bleiben. Im vertraulichen Briefwechsel mit Talleyrand hatte er das Wort „Nationalversammlung" fallen lassen. Hier gebrauchte er das Wort „Verfassung", in das eine solche Versammlung stillschweigend eingeschlossen war. So lange man nicht wufste, wie die Notabeln darüber dachten, hätte es sie verletzen können, ausdrücklich daran erinnert zu werden, dafs sie kein Ersatz für dieselbe sein könnten. Er begnügte sich daher auszurufen: „Eine Verfassung würde den reformatorischen Geist der Allgemeinheit mit einem Schlage an die Stelle der verderblichen Kämpfe setzen, in denen sich jetzt der wahnsinnige Egoismus aufreibt." „So lange nicht eine regelrechte Verfassung das Reich organisiert," sagt er ein anderes Mal fast mit den Worten der Denkschrift „über die

---

[1]) Dies behauptet u. a. der Verfasser der Schrift Mirabeau jugé par ses amis et par ses ennemis, Paris, Couvet 1791 S. 90 Bibl. nat. L. 27 n 14256. Für die Vorgeschichte von Mirabeaus Schrift s. Ch. de Lomenie: Journal des Economistes 1886. 15. November. Léon Say: Les interventions du trésor à la bourse depuis cent ans in den Annales de l'école libre des sciences politiques, 1886. 15. Januar und R. Stourm II, 223—227. 266. Über d'Espagnac s. noch Madame de Staël an Gustav III. Geffroy I, 397.

Munizipalitäten“ aus Turgots Zeit, so lange werden wir immer nur eine Gesellschaft verschiedener, uneiniger Stände bilden, ein Volk fast ohne irgend ein soziales Band, in dem jeder Einzelne, nur mit seinem persönlichen Interesse beschäftigt, in allem auf die unberechenbare Entscheidung des Königs und seiner Beamten wartet.... Eine solche Art von Leitung paſst vielleicht für ein Heer, aber nicht für ein groſses Volk... Wie sollte dabei nicht jedermann, ohne die Gewähr des Schutzes durch eine bestimmte Ordnung, versuchen, die Regierung zu täuschen, ihr Geld und Gunst abzupressen, ihre Gesetze zu umgehen, sie zu Sonderentscheiden zu drängen und die Lasten auf seinen Nachbar abzuwälzen?“ „Ohne Verfassung sind wir Sklaven,“ hatte er vor Jahren in seinem Buche über die lettres de cachet gesagt. Ohne Verfassung, gab er hier zu verstehen, kann der Monarch selbst die Kräfte der Nation nicht nutzbar machen. Was er unter Verfassung verstand, war gleichfalls schon in jenem Werke des Gefangenen von Vincennes angedeutet worden. Mochte er sich des Wortschatzes aus der Zeit von Turgots Ministerium bedienen: er war weit über Turgot hinausgegangen. Er war der Herold einer jüngeren Schule von Politikern, deren Parole Umwandlung Frankreichs in einen Repräsentativstaat lautete.

Sein Manuskript war fertig, als er sich noch einmal bedachte, den Pfeil abzuschieſsen. Er lieſs Calonne durch Talleyrand eine Kopie zur Einsicht unterbreiten. So versichert wenigstens sein Vater, indem er hinzufügt, der Minister habe für das Angebot von 3600 Livres einige Ausmerzungen verlangt[1]). Allein der ungeduldige Verfasser sei inzwischen schon nach Orléans verreist gewesen, um dort den Druck zu beginnen. Vielleicht wurde nun erst das stolze Motto aus Voltaire auf den Titel gesetzt:

Pensais tu qu'un instant ma vertu démentie
Mettrait dans la balance un homme et la Patrie?

Vielleicht ward nun im letzten Momente auch noch eine unmittelbare Aufforderung an die Notabeln zugefügt, beim König auf die Entlassung eines Ministers zu dringen, dem „guter Glaube, Ehrlichkeit, Achtung vor dem Eigentum gänzlich fehlen“, „dessen Moral allgemein verhaſst ist, was man auch sonst von seinen

[1]) Eine gewisse Bestätigung findet sich in Grimm: Corresp. litt. XV, 34.

Talenten denken mag", „der mit Geschick vortreffliche Grundsätze darzulegen weifs, ihnen aber in der Ausführung Hohn spricht." Wie dieser Schlufs durchaus die Form einer Rede hat, so der Ton des Ganzen und die vorausgeschickte Widmung an Ludwig XVI. Es ist, als wenn Mirabeau sich im Geiste auf die Tribüne versetzt hätte, von der herab er dem Lande die Wahrheit verkündigen wollte.

Vom 20. Februar datiert, wurde seine Schrift unter dem Titel „Denunziation der Agiotage" gleich nach der Eröffnung der Notabeln bekannt und machte tiefen Eindruck[1]). Sie verstärkte den Geist des Unmutes, der sich von allen Seiten gegen Calonne regte. Denn sofort wurde klar, dafs die Notabeln sich seinem Willen nicht fügen würden. Sie rüsteten sich zum Schutze der Privilegien, von denen sie etwas opfern sollten. Aber sie konnten sich dennoch als Verteidiger der Allgemeinheit gerieren, indem sie vor allem genauen Aufschlufs über den Zustand der Finanzen forderten. Schon liefsen sich Zweifel hören, ob überhaupt eine Versammlung ernannter Notabeln zur Änderung des Abgabewesens und alles dessen, was damit zusammenhing, berechtigt sei. Vereinzelt wurde das Wort laut, nur die Reichsstände seien dazu befugt. Inmitten der ihn bedrängenden Sorgen durfte Calonne die Schrift Mirabeaus nicht leicht nehmen. Er liefs denn auch einigen der berüchtigsten „Agioteure" Verbannungsbefehle zustellen, von denen jedoch nur der Abbé d'Espagnac, und dies für ganz kurze Zeit, thatsächlich betroffen wurde. Ernstere Mafsregeln waren unthunlich, da man die von Mirabeau Angegriffenen nicht missen konnte, um durch ihre Abfindung eine grofse Katastrophe an der Börse zu verhindern. Indessen mufste nach den eigentümlichen Grundsätzen ausgleichender Gerechtigkeit, die im alten Frankreich herrschten, auch Mirabeau etwas geschehen. Er erfuhr, dafs er kraft lettre de cachet im Kastell von Ham interniert werden sollte. Dies war allerdings gleichfalls mehr Sache der Form. Calonne selbst liefs ihn durch Talleyrand rechtzeitig verwarnen. Da er nicht Lust hatte, sich unter polizeilicher Aufsicht in einem kleinen Provinzialneste zu vergraben, so zog er es vor, jenseits der Grenze abzuwarten, „bis das Ge-

[1]) Dénonciation de l'Agiotage. Au Roi et à l'Assemblée des Notables. Par le Comte de Mirabeau. MDCCLXXXVII. Nach Gorsas Courrier de Paris XXIII, 66. 5. April 1791 wäre der Druck von Mirabeau in Troyes besorgt worden.

witter vorüber wäre“ [1]). Panchaud, Talleyrand, Schweizer gaben ihm das nötige Reisegeld, und gegen Ende März war er in Tongres und Lüttich bei Verwandten eines Freundes, des Maltesers Vitry d'Everlanges, einquartiert, wohin er Madame de Nehra von Berlin zu sich berief. Auch in der selbstgewählten Verbannung empfing er noch deutliche Beweise dafür, dafs Calonne es auf die Dauer nicht mit ihm zu verderben wünsche. Der Minister gab ihm die Versicherung, er könne ohne Gefahr nach Paris zurückkehren, wenn er sich nur eine Zeitlang enthalten wolle, etwas drucken zu lassen, was den Absichten der Regierung schaden könne. „Wir beschränken uns nicht darauf,“ schlofs das ministerielle Schreiben, „an Sie zu denken, wir beschäftigen uns auch mit Madame de Nehra.“ Dieser Dame ein Schmerzensgeld zuzuwenden, mochte um so passender erscheinen, da soeben eine anonyme Antwort auf Mirabeaus Pamphlet ihren Namen mit dem seinigen der öffentlichen Verachtung preisgegeben hatte [2]).

Calonne hatte sehr gewichtige Gründe, sich so sanftmütig zu erzeigen. Mit der Eröffnung der Notabeln hatte sich eine grofse Debatte zwischen ihm und Necker erhoben. Es handelte sich um Neckers berühmten Rechenschaftsbericht vom Jahre 1781, dessen Zahlen Calonne sehr mit Recht angriff. Er behauptete, dafs Neckers Verwaltung statt mit einem Überschufs mit einem grofsen Defizit abgeschlossen habe und machte also den Genfer Banquier, der sich etwas darauf zu gute that, die Finanzen des Landes meisterhaft geleitet zu haben, für ihren traurigen Zustand mit verantwortlich. Der König schlug Necker das Verlangen einer Untersuchung ab, verbot ihm auch, den Streit weiter in Druckschriften zu behandeln. Allein der in Ungnade gefallene Direktor der Finanzen hatte innerhalb wie aufserhalb der Notabelnversammlung seine Partei, die ihn als untrügliches Orakel betrachtete und Calonne sehr unbequem wurde. Ein Bundesgenosse beim Kampfe wider Necker mufste ihm daher sehr erwünscht sein. Als solcher war aber Mirabeau unschätzbar. Seine Abneigung gegen Necker, die sich in der Folge

[1]) Aufser Bekanntem benutze ich die Depesche Mercys an Kaunitz 28. März 1787. Archiv Wien, wo jedoch Saumur statt Ham genannt wird.

[2]) Considérations sur la dénonciation de l'agiotage. Lettre au Comte de Mirabeau. Le 27. mars 1787 Bibl. nat. Lb. 39. 357. Nach verbreiteter Annahme von Rulhière, der sich über den Versuch eines litterarischen Diebstahles Mirabeaus beklagte.

zu bitterstem Hasse steigerte, datierte seit lange. Ihre ursprüngliche Wurzel war ohne Zweifel der Gegensatz des Vaters und der übrigen physiokratischen Führer zu dem Schriftsteller Necker, der ihre Grundsätze in seinen ersten Arbeiten angefochten hatte. Von diesen Erinnerungen blieb noch viel in Mirabeaus Seele haften, selbst als Necker in der Praxis den alten Gegnern Zugeständnisse machte. In den Briefen aus dem Kerker von Vincennes tadelte er es, dafs „der Lobredner Colberts“ trotz seiner Talente die „Krankheit“ des Staatsbudgets nicht an der richtigen Stelle fasse. Während seines Aufenthaltes in London stimmte er keineswegs in den Chor der Bewunderer ein, die Neckers Werk über die französische Finanzverwaltung als eine gelungene Rechtfertigung begrüfsten. Dazu kam, dafs er mit seinen Genfer Freunden von der Partei der Repräsentanten Necker vorwarf, er habe als Minister die Freiheit seiner Vaterstadt nicht in Schutz genommen[1]). Endlich fühlte er sich instinktiv gegen den Mann gereizt, dessen reine Moralität im Privatleben immer und immer wieder zur Verteidigung seiner amtlichen Wirksamkeit aufgerufen wurde.

In seiner „Denunziation der Agiotage“ hatte sich für eine kurze, aber treffende Kritik der gepriesenen Neckerschen Verwaltung Raum gefunden. Mirabeau mafs ihr die Hauptschuld an dem von ihm bekämpften Übel bei, weil sie sich nur mit immer neuen Anlehen, statt mit einer Reform des Steuerwesens zu helfen gewufst habe. „Er verschaffte sich dadurch,“ sagt er, „den Ruf der Geschicklichkeit, hinterliefs aber seinen Nachfolgern die schwierigere Aufgabe, die Schulden zu tilgen, deren Aufhäufung er sich zum Ruhme anrechnete.“ Niemand wird heute die Berechtigung dieses Vorwurfes leugnen wollen. Mochte Necker sich damit decken, die Teilnahme Frankreichs am Unabhängigkeitskampfe der Amerikaner habe ihm keine Wahl gelassen: Thatsache ist es, dafs mit den 530 Millionen Anlehen in fünf Jahren, durch die er sich half, die Zukunft in unheilvollster Weise belastet wurde. Die Parteigänger Neckers verschlossen sich dieser Betrachtung. Einer von ihnen, der bekannte Jurist und Litterat Lacretelle, der auch mit Mirabeau befreundet war, hatte ihm Vorwürfe über seinen Ausfall gemacht und sich eine Antwort zugezogen, in welcher der Tadel der „ungeheuren

[1]) Lettres de Vincennes III, 119. Briefe an Chamfort 83.

Fehler“ Neckers noch weit mehr zugespitzt war. Hier wurde sogar das Märchen aufgewärmt, Necker habe „auf gemeine Art gegen den grofsen Turgot intrigiert“. Diese Antwort Mirabeaus, am 19. März unmittelbar vor seiner Entweichung nach Tongres geschrieben, wurde, möglicherweise gegen seinen Willen, veröffentlicht. Jedenfalls hatte Calonne aufs neue aus ihr ersehen können, wie Mirabeau über seinen gefährlichen Rivalen dachte. Es scheint so, als wäre des Ministers Idee gewesen, sich Mirabeaus durch eine dauernde Verwendung im Auswärtigen, wie er sie selbst mehrfach erbeten hatte, zu versichern. Wenigstens liefs Mirabeau seinen Freund Mauvillon wissen, man habe ihm Anträge gemacht, die darauf abzielten, ihn „in die diplomatische Laufbahn zurückzuwerfen“. Hiefür wäre die Mithilfe von Vergennes' Nachfolger, des Grafen Montmorin, unentbehrlich gewesen, der, noch ganz neu auf seinem Posten, nach Mirabeaus Ansicht einem Drucke Calonnes hätte nachgeben müssen. Indessen, um so stolzer, je mehr man ihm entgegenzukommen schien, wollte er „seine Bedingungen machen“. Er gab dem Freunde die Gewähr, dafs man nicht mit ihm „feilschen“ werde.

Nicht lange nachher fiel Calonne aus seinen Berechnungen ganz weg. Vergeblich appellierte der Minister durch den Druck seiner Reformvorschläge an die Öffentlichkeit und stützte sich dabei auf die Billigung des Königs. Die Notabeln, noch mehr gereizt, setzten ihre Angriffe gegen ihn fort. Niemand aus ihrer Mitte arbeitete so geschäftig an seinem Sturze wie der gewandte Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne. Calonne suchte sich Luft zu machen durch die Beseitigung des Siegelbewahrers, der es mit seinen Gegnern hielt. Da er aber zugleich einen seiner Kollegen, Breteuil, zu verdrängen suchte, verdarb er es ganz und gar mit der Beschützerin desselben, Marie Antoinette. Dies entschied seinen Fall, der König entliefs ihn. Mirabeau erfuhr die näheren Umstände der grofsen Veränderung in Lüttich, wohin er sich auf Wunsch einiger der dortigen Politiker begeben hatte, und fällte sofort am 14. April in einem Briefe an Mauvillon das richtige Urteil über das Ereignis. Calonne war „nicht für das allgemeine Beste geopfert worden“, sondern weil er, nur allzu spät, an die Mifsbräuche der Privilegien hatte rühren wollen. Für Mirabeau war es wegen seiner Zukunft von unmittelbarer Wichtigkeit, darüber vergewissert zu werden, wer nun die Zügel in die Hand bekommen werde. An Necker war, wie sich sofort

zeigte, nicht zu denken. Er veröffentlichte fast gleichzeitig mit Calonnes Entlassung eine Selbstverteidigung, wurde aber wegen Verletzung des königlichen Gebotes auf zwanzig Meilen von Paris verbannt. Als nächster Nachfolger Calonnes erschien der alte Fourqueux, den Mirabeau für zu ängstlich hielt, als dafs er den Mut finden würde, sich seiner zu bedienen. Anders schien es mit Loménie de Brienne zu stehen, der am 1. Mai zum Vorsitzenden des Finanzrates ernannt wurde und an Stelle Fourqueux' in dem bisherigen Intendanten der Normandie einen ihm ergebenen Contrôleur général einsetzte. Wie nach konstitutioneller Weise aus der Mitte der Opposition emporgestiegen, galt Brienne dem scharf beobachtenden Mirabeau mit Recht als „ein erster Minister". Auch äufserte er sich anerkennend über seine Begabung. „Es ist unmöglich," meinte er weiter, „dafs er nicht früher oder später fühlt, es sei besser, mich zu verwenden, als mich zu vergessen."

Eine zweite Kritik der Verwaltung Neckers, die er kürzlich vollendet und zusammen mit dem Briefe an Lacretelle in Druck gegeben hatte, schien ihm ganz dazu angethan, ihm Briennes Vertrauen zu erwerben. Hier war er noch viel schärfer gegen den „angebeteten grofsen Mann, der von Ruhm und Tugend glänzt", vorgegangen. Er hatte sich mit zahlenmäfsigem Material gerüstet um Neckers Verteidigungsschrift zu widerlegen und wagte es, die „Magie des fremden Usurpators" zu verhöhnen. Berief man sich auf Neckers vortrefflichen Charakter, so wandte er ein: „Das war von jeher die Art aller Sektenhäupter, sie wollten ihre Mission durch ihre Wunder, und ihre Wunder durch ihre Mission beweisen." Behauptete man, dafs Necker dem Staate zu den billigsten Bedingungen Geld verschafft habe, so ward es ihm nicht schwer, das Gegenteil glaublich zu machen. Vor allem aber traf er wieder den Nagel auf den Kopf mit dem Satze: Anlehen machen, ohne für Deckung durch Steuern zu sorgen, heifst die Last auf die folgenden Geschlechter abwälzen. Neckers Freunde sagten: „Er hat Krieg geführt ohne Steuern, er ist ein Gott." Mirabeau als „Ungläubiger" antwortete: „Verblendetes Volk, eile dich, ihn zu bewundern, deine Kinder werden ihm fluchen" [1]). Nun war schon so viel klar, dafs Brienne als erster

[1]) Réponse du Comte de Mirabeau à M. de Lacretelle. Du 19. Mars 1787, und Seconde Lettre du Comte de Mirabeau sur

Minister auf Ideen zurückkam, die auch Calonne verfochten hatte. Er hielt neben Ersparnissen und einer Anleihe eine Erhöhung der Auflagen, die auch die Privilegierten treffen würde, wie Grundsteuer und Stempelabgabe, für unerläfslich. Mirabeau betrachtete das als einen persönlichen Triumph. „Ich habe die Ehre," schrieb er prahlerisch an Mauvillon, „zu erleben, dafs der König und die Notabeln meiner Theorie den Stempel des Gesetzes aufdrücken werden." Dennoch war es ihm zweifelhaft, ob Brienne ihm bieten wolle oder könne, was er zu erhalten wünschte. Im Finanzfach sah er nur „subalterne" Stellen leer, die ihm nicht pafsten. Das Auswärtige blieb übrig, aber um hier als Prätendent für ein grofses Amt anzuklopfen, wünschte er „mit dem fertigen Werke über Preufsen in der Hand vor Brienne zu treten". Er behauptete, der Minister sähe dem Erscheinen „mit grofser Spannung" entgegen, und beriet mit dem deutschen Freunde, wie es am besten einzurichten wäre, dafs er ein paar Monate bei ihm in Braunschweig verbringe, um die Arbeit zu vollenden.

Wie immer seine nächste Zukunft sich gestalten mochte: er wollte Paris nicht länger fern bleiben. Dort hatte er seine Papiere, seine Freunde, seine Hilfsquellen. Er hatte mit Kurator und Advokaten zu verhandeln, da vom Vater keine regelmäfsige Zahlung zu erlangen war. Weil man aber nicht wufste, wie es mit der letzten lettre de cachet gehalten werden möchte, war Vorsicht geboten. Wie früher, so sollte auch jetzt Madame de Nehra erst beim Minister Breteuil, zu dessen Geschäftskreis die lettres de cachet gehörten, ihr Heil versuchen. Sie war mit ihrer Kammerfrau und dem kleinen Lucas glücklich in Lüttich angekommen und hatte ein grofses Paket Manuskript mitgebracht, das ihr bei der Durchreise in Braunschweig von Mauvillon eingehändigt worden war. Als aber die Stunde der Trennung schlug, konnte Mirabeau sich nicht überwinden, sie allein ziehen zu lassen. Zuerst hielt er sich in St. Denis verborgen. Da er sich dort langweilte, erschien er, noch ehe seine Freundin von Breteuil Antwort erhalten hatte, zu ihrem Schrecken plötzlich in

---

l'Administration de M. Necker, Tongres 1. Mai 1787, 52 S. Eine andere Ausgabe mit dem Titel Lettres du Comte de Mirabeau sur l'Administration de M. Necker 1787, 62 S. In dem mir gehörenden Exemplare findet sich der Conseilbeschlufs vom 7. Juni, der das Werk unterdrückte, angeheftet. Eine Gegenschrift: Défense de M. Necker contre M. le Comte de Mirabeau etc. par M. L. C. G. A Londres 1787.

ihrem Gasthof und wurde von Panchauds Leuten im Nebenzimmer an der Stimme erkannt. Madame de Nehra wufste nichts Besseres zu thun, als Breteuil die volle Wahrheit anzuvertrauen und sich auf seinen „Edelmut" zu berufen. Sie hatte es nicht zu bereuen. Die lettre de cachet wurde zwar nicht zurückgezogen, blieb aber unausgeführt. Die Regierung drückte ein Auge zu, dachte jedoch nicht daran, sich um Mirabeaus Dienste zu bewerben. Weder Brienne noch Montmorin kümmerten sich um ihn. Seine Streitschrift gegen Necker ebnete ihm nicht nur nicht die Wege, sie wurde wenig später sogar durch Beschlufs des Conseil unterdrückt. Auch mit seinen Geldangelegenheiten ging es ihm gar nicht nach Wunsch. Er wartete nur noch das Ende der Notabelnversammlung ab, um nach Braunschweig zu reisen, wo Mauvillon für ihn und einen Diener billiges Quartier beschaffen sollte.

Am 25. Mai wurde diese Versammlung geschlossen, die nicht dadurch bedeutend ward, dafs sie Dauerndes schuf, sondern dadurch, dafs sie das Gefühl der Unhaltbarkeit des Bestehenden verbreiten half. Sie hatte die Mängel aufgedeckt, die Notwendigkeit ihrer Heilung anerkannt, aber sich nicht das Recht zugegesprochen, die Heilung vorzunehmen. Edelmütige Erklärungen der Pflicht aller Bürger, die Lasten gleichmäfsig zu tragen, waren in ihrem Schofse laut geworden, aber die Anwendung dieses Grundsatzes im Leben stand aus. Wo ihre Beratungen in der Folge die gröfste praktische Wirksamkeit hatten, verwischten sie den ursprünglichen Charakter der vorgeschlagenen Reform. So sollten die Provinzialversammlungen nicht nach den Du Pont-Turgot'schen Ideen eingerichtet werden, die Calonne sich angeeignet hatte, sondern nach dem von Necker gezeichneten Vorbilde. Sie sollten nicht die Eigentümer ohne Unterschied des Standes, sondern die einzelnen Stände unter dem Vorsitze eines der Privilegierten repräsentieren. Doch ward dem dritten Stande eine doppelte Vertretung gegeben und die Abstimmung nach Köpfen gewährt. Es war ein Kompromifs zwischen aristokratischen Ansprüchen und demokratischem Zeitgeist, dessen Nachwirkung sich fühlbar machen mufste, wenn es einmal zur Berufung der Reichsstände kam. Das lebhafte Interesse, das eben diese Frage nach der Verschiedenheit der Pläne provinzieller Verwaltung in den weitesten Kreisen wachrief, ist daher vollkommen begreiflich. Eine andere Frage, ob es auch zu Distrikts- und Gemeindeversammlungen kommen,

und ob der Grundsatz der Wahl oder der Ernennung siegen werde, trat hinzu. Mirabeau ersah bei alledem seinen Vorteil. Ein Jahr zuvor hatte er die Denkschrift, welche Du Pont für Turgot ausgearbeitet hatte, Calonne als Erzeugnis seines Geistes angeboten. Jetzt gab er sie als ein nachgelassenes Werk Turgots in Druck und fügte einen kritischen Brief und von Brissot herrührende „Betrachtungen eines Republikaners" über Neckers und Turgots Ideen hinzu. Necker kam sehr schlecht bei dem Vergleiche weg. Aber auch Turgot mufste sich von dem „Republikaner" sagen lassen, dafs seine „grofse Munizipalität" niemals Reichsstände nach Art eines verbesserten englischen Parlamentes ersetzen könne. Gelegentlich wurde auch des „Menschenfreundes" gedacht, der zuerst die provinzialständische Frage aufgeworfen habe. Der Name Du Ponts blieb verschwiegen. Dieser fand sich jedoch bemüfsigt, durch ein Privatschreiben Turgots Bruder und durch einen Artikel im Journal de Paris das Publikum über den Sachverhalt aufzuklären. Er hatte in der Zeitung Mirabeau nicht genannt, „weil er es für unklug hielt, ihn zu reizen, selbst wo er im Unrecht wäre". Aber dieser neue Streich dessen, der ihm so viel verdankte, schmerzte ihn tief. Als er erfuhr, dafs Mirabeau sich gegenüber Talleyrand der Autorschaft eines Mémoires über die Lotterieen rühmte, die gleichfalls sein eigen war, geriet die alte Freundschaft stark ins Wanken[1]).

Mirabeau, nach Du Ponts Ausdruck „das seltenste Gemisch von Gut und Böse", kümmerte sich wenig um die Folgen seines Thuns. Er war, als das Journal de Paris Du Ponts Erklärung brachte, schon ein paar Wochen in Braunschweig installiert und ganz in die grofse Arbeit versenkt, von der er sich und Mauvillon Ruhm und Gewinn in Fülle versprach. Beinahe ein viertel Jahr lang, bis Ende August, hielt er es hier aus, wie früher am herzoglichen Hofe gut aufgenommen, übrigens möglichst abgeschieden, um die Zeit im engsten Verkehr mit seinem litterarischen Bundesgenossen wohl auszunutzen. Wie er sich in dem Kompaniegeschäft bisher zu diesem gestellt hatte, geht aus sei-

---

[1]) Œuvres posthumes de M. Turgot ou Mémoire de M. Turgot sur les Administrations provinciales, mis en parallèle avec celui de M. Necker etc. A Lausanne 1787. Bibl. Karlsruhe Fa. 31, eine abweichende Ausgabe, bezeichnet 1788, Bibl. nat. Lb. 39 Nr. 371. Schelle: Du Pont S. 193—200, 288. Du Ponts Erklärung im Journal de Paris vom 2. Juli 1787. Brissot S. 429.

nem Briefwechsel mit ihm, von der Berliner Zeit an, aufs klarste hervor. Er überschickte ihm, was er nur an gedruckten und handschriftlichen Hilfsmitteln auftreiben konnte. Er gab ihm allgemeine Gesichtspunkte für die Entwicklung und Einteilung des Werkes an. Er stellte ihm durch gut berechnete Fragen immer neue Aufgaben. Auch in Braunschweig wird er vorzüglich in dieser Weise thätig gewesen sein. Hier benutzte er die Fürsprache des Herzogs, um sich noch wichtige Materialien von Berlin zu erbitten, und so wenig Grund Friedrich Wilhelm II. auch hatte, ihn zu begünstigen, liefs er ihm doch Papiere, die sich auf de Launays Verwaltung bezogen, zustellen[1]). Allein das ruhige Leben, das er wochenlang in der kleinen deutschen Stadt führen konnte, ermöglichte ihm, sich auch kräftig bei der Bearbeitung zu beteiligen. Grofse Stücke derselben stammen allerdings wesentlich aus Mauvillons Feder, höchstens, dafs Mirabeau bei Durchsicht der einzelnen Hefte als Stilist die letzte Feile angesetzt hat. So gehörte alles, was sich auf das Militärwesen bezog, selbstverständlich zur Domäne des deutschen Fachmannes. Aber anderes, wie ein grofser Teil der Einleitung, der Bemerkungen über Finanzwesen, Litteratur, Religion, Gesetzgebung, ebenso der Schlufsbetrachtungen ist Mirabeaus Eigentum. Man würde es aus der rhetorischen Form schliefsen müssen, selbst wenn man nicht durch einen Vergleich mit brieflichen oder anderweitigen Äufserungen von ihm in diesem und jenem Falle den Beweis dafür liefern könnte. Dafs er auch sonst keineswegs nur den Kopisten machte, dafür bürgt das Aussehen des Werkes in seiner noch vorhandenen Handschrift.

Da die beiden Freunde mit aufserordentlicher Schnelligkeit arbeiteten, so ist es nicht zu verwundern, dafs sich vielerlei thatsächliche Irrtümer, wie z. B. hinsichtlich der Bevölkerungsziffern, in ihre Darstellung einschlichen[2]). Vielleicht noch zahlreicher erschienen diese Irrtümer in dem Anhang, der Sachsen, Östreich und Bayern behandelte. Er wurde Mauvillon von Mirabeau nach

---

[1]) Dohm: Denkwürdigkeiten V, 411. Lucas-Montigny IV, 438. De la Monarchie Prussienne etc. IV, 293.

[2]) Neuerdings sind früher nachgewiesenen einige hinzugefügt durch die Nachprüfung von W. Schultze: Geschichte der preussischen Regieverwaltung 1766—1786 in Schmollers staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen VII. 1888.

seiner Rückkunft abgerungen, aber in die deutsche Bearbeitung, die bald nach der französischen Ausgabe des Werkes herauskam, nicht aufgenommen. Mauvillon scheint wenig Wert darauf gelegt zu haben, während Mirabeau sich die Gelegenheit nicht entgehen liefs, an Josephs II. Regierungsweise wieder strenge Kritik zu üben.

Kehren wir indessen zu dem Hauptteile, der Preufsen gewidmet ist, zurück, um zu sehen, wie Mirabeau seine Aufgabe fafste. Unstreitig lag ihm eine taciteische Absicht nicht fern. „Alle Werke der Art," schrieb er einmal an Mauvillon, „müssen gemacht werden wie die Germania." An mehr als einer Stelle scheut er sich nicht, den Finger in die Wunden seines Vaterlandes zu legen, mochten die Wahrheiten, die er aussprach, den Besiegten von Rofsbach auch noch so bitter klingen. Aber die Hauptsache blieb ihm doch, zu schildern, wie Friedrich auf den von seinen Ahnen überkommenen Grundlagen ein Staatsgebäude errichtet hatte, das die Bewunderung der Zeitgenossen ausmachte. Er will nicht seine Geschichte, sondern eine Geschichte seiner Verwaltung schreiben, um der Welt eine richtige Vorstellung vom Wesen der preufsischen Monarchie zu geben. Indessen läfst er den Schöpfer nicht ganz hinter seiner Schöpfung verschwinden. Wie er in der Einleitung die Persönlichkeiten der unmittelbaren Vorgänger Friedrichs kurz charakterisiert, so die Friedrichs selbst. Er zeigt, wie sich sein Genius in der harten Schule seiner Jugend entfaltet hat. Er entwickelt die aufserordentlichen Eigenschaften des Feldherrn, des Staatsmannes, des Menschen. Er nennt ihn den ersten seines Volkes und seines Jahrhunderts. „Selbst der Tribut der Irrtümer, den er der menschlichen Schwäche zahlte, trug den Stempel seiner Gröfse." Hierauf folgt, immer mit nationalökonomischen, geschichtlichen, politischen und philosophischen Reflexionen durchsetzt, die Geographie und Bevölkerungsstatistik des preufsischen Staates, eine Darstellung seines Reichtums an Bodenerzeugnissen, seiner Industrie, seines Handels, seiner Finanzen, seiner Heeresverfassung, der Zustände des Unterrichtes und Kirchenwesens, des Civil- und Kriminalrechtes. Den Schlufs des Ganzen bildet eine Betrachtung des Gesamteinflusses, den Friedrich auf seine Zeit ausgeübt hatte, und der Beziehungen Preufsens zur europäischen Staatenwelt und zur Menschheit überhaupt.

Niemand wird verkennen, dafs Mirabeau für die Gröfse des

friedericianischen Staates ein offenes Auge hat. Er wird nicht müde, die strenge Gerechtigkeit, die musterhafte Ordnung, das hohe Pflichtgefühl zu rühmen, welche der ganzen Verwaltung ihren Charakter gaben. Er huldigt den Gesinnungen einer Regierung, bei der „Aberglauben, Bigotterie, Unwissenheit und Sklaverei des Gedankens“ keinen Schutz fanden. Aber alles in allem ist seine Schätzung Preußens, wie es war, nicht darauf angelegt, den Leser mit einem Gefühl reiner Befriedigung zu erfüllen, sondern im Gegenteil schwere Bedenken und trübe Ahnungen in seiner Seele zu erwecken. „Preußen ist für die Geschichte des Despotismus,“ hatte er gelegentlich in Briefen an Freunde geäußert, „was Ägypten für die Alten war, die sich unterrichten wollten. Vielleicht lehrt es uns die merkwürdige Theorie, daß der Mensch als Maschine dem, der ihn zu verwenden weiß, mehr Nutzen bringt als der Freie. Vielleicht kommen wir dahinter, ob nicht in der Türkei alles schief geht, nur weil der Despot ein Dummkopf ist und weil seine Mittel nicht die richtigen sind, wie es alle Staatsmänner und selbst einige Männer von Geist behaupten“ [1]). Diese ironischen Worte, denen er in seinem Werke eine Stelle gönnte, geben den Schlüssel seiner wahren Ansicht. „Wenn das am grünen Holze geschieht,“ meinte er, „was will am dürren werden.“ Wenn es vom Übel gewesen, daß Friedrich der Einzige, „der Bewundernswerteste, der je ein Scepter getragen“, nur durch sich selbst herrschen wollte, welche Folgen wird der Absolutismus da haben, wo der Träger der Krone sich nicht als ersten Diener des Staates betrachtet! So sollte der Leser dem Schriftsteller nachfühlen. Alles in diesem Gemeinwesen ist zugespitzt auf das Genie eines immer wachsamen und unfehlbaren Regenten. Aber dies ist eine „schwankende Grundlage“; der Sturm einer Nacht kann das ganze Gebäude umreißen. „Denn auch die Fehler der Herrscher müssen in die Berechnung der Festigkeit der Staaten einbezogen werden.“ Es ist klar, daß dieser Satz auf Friedrichs Nachfolger gemünzt war. Zwar versäumt Mirabeau nicht, an passender Stelle auszurufen: „Möge dem größten der Könige der beste der Könige sich anreihen.“ Aber er hatte schon genug von Friedrich Wilhelm II.

---

[1]) Die Stelle findet sich gleichlautend in Mon. Pruss. I, 109, im Briefwechsel mit Mauvillon 76, im Fragmente eines Briefes an Talleyrand aus Tongres Arch. étrang. (Papiere Mirabeaus.)

gesehen, um zu wissen, wie wenig ihm dieses Beiwort zukomme. Er ahnte, dafs „die verwickelte Maschine“ trotz aller Kunst, die Friedrich auf ihre Herstellung verwandt hatte, nicht dauern könne, schon deshalb nicht, weil dazu gehört haben würde, dafs immer ein Friedrich da wäre, um sie zu leiten.

Man wird, indem man seiner Beschreibung dieser „verwickelten Maschine“ folgt, unaufhörlich an die Denkschrift erinnert, die er sich erkühnt hatte, Friedrich Wilhelm bei seiner Thronbesteigung zu überreichen. In diesem und jenem Punkte urteilt er allerdings, wohl unter Mauvillons Einflufs, wenn nicht gar mit Mauvillons Worten, milder und mehr nach dem Mafse der gegebenen Zustände als dort. Wenn er wieder nicht verhehlt, was der äufserlich am glänzendsten hervortretende Teil, das Heer, an bedenklichen fremden Elementen enthielt, so glaubt er doch wenigstens den löblichen Grundsatz, „dafs in Preufsen jedermann zum Soldaten geboren sei“, unter allen Verhüllungen und trotz aller Ausnahmen erkennen zu dürfen. Wenn er nochmals das Aufhäufen eines Staatsschatzes verdammt, so giebt er doch zu, dafs die Umstände Friedrich zur Ergreifung dieser Mafsregel gezwungen hätten, „von der sein Dasein, sein Ruhm, seine Sicherheit, seine Macht abhingen“. Aber das Grundthema ist hier wie dort dasselbe: Verwerfung des Prinzipes, nach welchem die unbeschränkte Staatsgewalt „sich fortwährend damit beschäftigt, alles zu überwachen, alles zu reglementieren, alles vorzuschreiben, alles zu befehlen“. Dort war, im Gegensatz zu diesem Prinzip, von konstitutionellen Formen gar keine Rede gewesen. Hier wird ihr Fehlen bei Gelegenheit einer Besprechung der drei ersten Bände des allgemeinen Gesetzbuches, lebhaft bedauert. Allein nicht darauf liegt das Hauptgewicht, sondern auf der Forderung des freien Gewährenlassens aller Kräfte. Diese Forderung war im friedericianischen Staate auf keinem Gebiete weniger erfüllt als auf dem der Gewerbe-, Handels- und Steuerpolitik. Der König, der die Ideen des Merkantilismus als fertiger Mann übernommen hatte und ihnen treu blieb, erfuhr eben deshalb hier die herbste Kritik von dem Sohne des „Menschenfreundes“, der den gleichgesinnten Mauvillon beim Beginne ihrer Bekanntschaft versichert hatte: „Ich werde nie aufhören, Physiokrat zu sein.“ Sein grofses Werk über den alten Herrscher wird, ebenso wie sein kecker Brief an den neuen, zu einem Lobgesange auf das physiokratische System, dies Wort im weitesten Sinne genommen.

Er giebt zu, dafs seine Urheber „ihre Sprache häufig dem Jahrhundert nicht angepafst haben“, während „das klassische Werk des Mannes von Genie, Adam Smith, nicht untergehen werde.“ Er verkennt nicht, dafs ihre Unduldsamkeit der Wissenschaft sehr geschadet hat. Er weicht, durch Adam Smith ohne Zweifel seit seiner englischen Reise stark beeinflufst, in wichtigen Punkten von ihrem Dogma ab. Aber er sieht doch in diesem System „die Rettung der Welt“ und bezweifelt nicht, dafs, wenn Friedrich in seiner Jugend „die guten Grundsätze“ gekannt hätte, es ihm gelungen sein würde, sie in seinem Staate zu verwirklichen und die Geister für sie zu gewinnen.

Es giebt kein klareres Zeugnis für den tiefen Eindruck, den die Lehren seines Vaters auf Mirabeau gemacht hatten, als dies Werk über die preufsische Monarchie. Es war dem Alten aus der Seele geschrieben, wenn „die Manie der Fabriken, welche Friedrichs Verwaltung beherrschte“, auf alle Weise gegeifselt wurde. Es hätte nicht heftiger von ihm selbst dagegen geeifert werden können, die Einfuhr fremder Manufakturen und die Ausfuhr einheimischer Rohstoffe zu verbieten. Die Anklagen, welche gegen „den Fiskus, den reifsenden, unersättlichen Löwen“, gegen den harten Druck der indirekten Abgaben, gegen Monopole und Regie geschleudert werden, nehmen sich aus wie eine wörtliche Kopie seiner eigenen Schriften. Vor allem wandelt Mirabeau ganz in den Fufsstapfen des Menschenfreundes, wenn er darauf besteht, den Ackerbau als die „einzig solide Grundlage einer guten Bevölkerung“ zu betrachten und den Gedanken als „widersinnig“ verwirft, „das Land durch die Stadt bereichern zu wollen“.

Wir beurteilen heute die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Grofsen von einem höheren Gesichtspunkte aus als von dem eines begeisterten Physiokraten. Wir ziehen in Betracht, wie viel für ihn darauf ankam, an die Schöpfung seiner Vorfahren anzuknüpfen, deren Staat von schmaler und gespaltener geographischer Grundlage aus der Bildung eines einheitlichen Wirtschaftskörpers und einer europäischen Grofsmacht zustrebte. Auch erkennen wir, zumal nachdem sich uns die Archive erschlossen haben, in Friedrichs rastloser Thätigkeit für den Landbau trotz einzelner Lücken, Mifsgriffe und Widersprüche, eine Kulturarbeit grofsen Mafsstabes. Aber befangen, wie uns das rasche Urteil eines Theoretikers häufig erscheinen mufs, der selbst die segensreiche Begründung der landwirtschaftlichen Kre-

ditanstalten als eine „unheilvolle und vielleicht perfide Hilfsquelle“ bezeichnet, werden wir nicht verkennen, dafs sein Werk auch in diesen Abschnitten viele und wichtige Wahrheiten enthält. Sie treffen nicht sowohl das friedericianische System, zu dessen Verteidigung vom Könige selbst gesagt worden ist, dafs es eine erziehende Wirkung haben solle. Sie sind allgemeiner Art. Wo immer die Regierungsgewalt in Zeiten staatsbürgerlicher Mündigkeit den wirtschaftlich vorsorgenden Schutzgeist spielen will, können ihr Worte entgegengehalten werden wie diese: „Nicht durch Ausspendung von Gaben macht ein Herrscher seine Unterthanen reich und glücklich, sondern indem er sie in Stand setzt, aus ihrer Arbeit Gewinn zu ziehen ... Ein einziges weises Gesetz, die Lösung einer Fessel, welche die Menschen oder die Dinge bindet, ist eine tausendfach gröfsere Wohlthat, als Millionen von Geschenken.“

Man kann von der Arbeit, welche die beiden Freunde während des Sommers 1787 in Braunschweig beschäftigte, nicht Abschied nehmen, ohne der merkwürdigen Sätze zu gedenken, mit denen sie endigt. Sie gehören ausschliefslich Mirabeau an und beweisen am besten, dafs ihm nicht Mifsgunst die Feder geführt hat. „Bürger Deutschlands,“ endigt er seine Betrachtungen, „welches Standes ihr auch seid, hört auf einen Fremden, der euch verehrt, weil ihr eine grofse, weise, aufgeklärte Nation bildet, weniger verdorben, als die Mehrzahl der übrigen Völker, nach eurem Charakter wie glücklicherweise nach eurer Verfassung gleich wenig dazu gemacht, Europa zu unterjochen oder nur zu verwüsten. Betrachtet die Standarte des Hauses Brandenburg als das Wahrzeichen eurer Freiheit, schart euch um seine Macht, helft ihm, begünstigt sein rechtmäfsiges Wachstum, verhütet, so viel an euch ist, dafs es nicht in Irrtümer verfalle... Hinge nicht das Glück Deutschlands davon ab: ich würde euch, mein Vaterland, ja ganz Europa nicht beschwören, die preufsische Monarchie zu unterstützen, der Klugheit und Güte Zeit zu geben, ihre Basis zu befestigen und zu erweitern. Die Mittel dafür anzugeben, war der Hauptzweck meines mühevollen Werkes. Sie sind keine anderen als Friede und Freiheit. Bürgerliche Freiheit aller Unterthanen, Freiheit der Industrie, Freiheit des Handels, Freiheit der Religion, Freiheit der Meinung, Freiheit der Presse, Freiheit der Dinge und der Menschen: die ganze Regierungskunst liegt darin beschlossen ... Die preufsische Mon-

archie ist mehr als eine andere bereit, eine so schöne Ernte einzuheimsen; alles in ihr ist reif für die grofse Umwälzung . . . Möge der Schutzgeist Europas und des Menschengeschlechtes über Preufsens Geschick wachen; möge er es vor seinen eigenen Irrtümern bewahren; möge er ihm in den Gefahren, die ihm drohen, zur Seite stehen; möge er es auf den Gipfel der Macht und Gröfse führen, den es nur durch Gerechtigkeit und Weisheit erklimmen kann."

Schon mehrfach war auf Mirabeaus Gabe politischer Prophetie hinzuweisen, und im Verlaufe der Darstellung seines Lebens wird sie noch häufiger hervortreten. Sollte er auch geahnt haben, dafs das Haus Hohenzollern einst ein neues deutsches Reich gründen werde, sollte man ihn den ersten „kleindeutschen Geschichtsbaumeister" nennen dürfen? Nichts wäre verfehlter, als seinen Worten eine solche Auslegung geben zu wollen. Mirabeau wirft allerdings die Frage auf, was das deutsche Volk gewinnen würde, wenn „das unförmliche und bizarre Chaos, grosser, mittelgrofser, kleiner und sehr kleiner Fürstentümer, untermischt mit einigen ebenfalls sehr ungleichen Reichsstädten, einmal aufhörte". Er setzt die unheilvollen Folgen der deutschen Zerrissenheit sehr verständig auseinander. Aber er zieht diese Zerrissenheit mit allen ihren Gefahren und Mifsständen der Schöpfung „einer grofsen Monarchie" vor. Ihre Ruhe gleicht oft nur „der Unbeweglichkeit eines toten Körpers". Ihre „prachtvolle Hauptstadt" kann die vielen Mittelpunkte der Kultur nicht ersetzen, wie er solche mit Neid bei seinen Reisen in Deutschland kennen gelernt hatte. Sein Ideal ist „eine Konföderation kleiner Staaten". Da allein erlangt seiner Ansicht nach „das menschliche Geschlecht die gröfstmögliche Vervollkommnung". Der Weltbürger spricht aus ihm, der sich mit so vielen anderen grofsen Geistern seines Jahrhunderts begegnet. Aber hinter dem Weltbürger versteckt sich der Franzose, der sich der Furcht nicht entschlagen kann, Deutschland, unter einem Scepter geeinigt, möchte mit seinen besseren, weit mehr an „Ruhe, Ordnang, Disziplin" gewöhnten Soldaten der Nachbarnation schliefslich überlegen sein. Eine solche Einigung drohte in damaliger Zeit nicht von Preufsen. Wohl aber erweckte die unruhige Politik Josephs II. schwere Bedenken. Ihm gegenüber die „Libertät" der deutschen Stände geschützt zu wissen, ist Frankreichs Vorteil. Frankreichs natürlicher Bundesgenosse ist daher jener

„Rivale“ des Kaisers, der „Protektor der germanischen Freiheiten“, der Brandenburger. Frankreichs Sympathieen müssen dem von Friedrich gestifteten Fürstenbunde gelten, „dem Damme, den das Haus Brandenburg gegen den reifsenden Strom Östreich“ aufgeworfen hat. Nur wenn das Haus Brandenburg „auf den Trümmern der Reichsverfassung“ sich erheben wollte, würde es „dem Weltbürger und dem Franzosen verhafst werden“.

Mirabeau bleibt, wie man sieht, seinem alten politischen Gedankengange treu, welchen eine ganze Schule, die Schule des im stillen sehr wirksamen Favier, mit ihm teilte[1]). Er erblickt in der französisch-östreichischen Allianz des siebenjährigen Krieges einen Abfall von feststehenden Überlieferungen. Er sieht noch immer in dem Hause Habsburg, in dem Nachfolger Karls V., den grofsen Feind, gegen dessen Macht man sich des ersten deutschen Reichsstandes versichern mufs. Gänzlich abweichend von Favier war aber, wie wir wissen, dafs er England, den „Erbfeind“ Frankreichs, im Bunde den dritten hatte sein lassen wollen. Indessen, wenn ihm schon während seiner Berliner Mission starke Zweifel an der Möglichkeit, diesen „romantischen Plan“ durchgeführt zu sehen, aufgestiegen waren, so mufsten sie während seines Aufenthaltes in Braunschweig von Tag zu Tage wachsen. Es waren die holländischen Ereignisse, die einen Strich durch die ganze Rechnung machten. Sie waren in ein neues Stadium getreten, als die Patrioten am 28. Juni die Prinzessin von Oranien gewaltsam an der Ausführung ihrer Absicht verhinderten, nach dem Haag zu reisen, um dort persönlich auf die Generalstaaten einzuwirken. Friedrich Wilhelm II. betrachtete die Beleidigung seiner Schwester als eine Beleidigung seiner selbst, forderte Genugthuung und ward, als diese nicht in befriedigender Weise angeboten wurde, wider seinen Willen zu kriegerischen Mafsregeln fortgerissen. Noch sträubte er sich gegen eine Wendung der preufsischen Politik, die Hertzberg längst ersehnt hatte: Abkehr von Frankreich und Verbindung mit England. Aber der Lauf der Dinge trieb in dieser Richtung. Frankreich konnte, infolge seiner inneren Schwäche, seinen Alliierten, den Holländern, nur mit Worten beispringen. Die Rüstungen, die es im Lager von Givet vorzunehmen drohte, hatten nichts Schreckhaftes.

Von patriotischen Sorgen beklemmt, durchschaute Mirabeau

[1]) Sorel I, 306 ff.

die Sachlage. Selbst darüber konnte er sich keiner Täuschung mehr hingeben, dafs der Herzog von Braunschweig, auf dessen Sympathieen für Frankreich er gezählt hatte, das Kommando eines preufsischen Invasionsheeres übernehmen werde. „Noch verhält er sich hier ganz ruhig," schrieb er im August an Henriette von Nehra, „aber es ist der Schlummer des Löwen." Durch Talleyrand liefs er Brienne und Montmorin Nachrichten darüber zukommen, was er von preufsischen Rüstungen und Truppenbewegungen erfuhr. Dem Herzog von Lauzun gedachte er die Rolle des Anführers der Patrioten zu[1]). Kam es zu einem Kampfe unter Teilnahme Frankreichs, so mufste sein Aufenthalt „in Feindes Land" peinlich werden. Andrerseits war er nicht gewifs, ob er ungefährdet von einer lettre de cachet nach Paris zurückkehren dürfe.

Ende August entschlofs er sich dennoch dazu, hinterliefs Mauvillon die Sorge für Befriedigung seiner Braunschweiger Gläubiger, nahm die Handschrift des grofsen Werkes, soweit es fertig war, mit sich, und machte nur ein paar Tage in Hamburg Rast. Hier hatte ein Sohn Fauches, seines alten Bekannten von Neuenburg, eine Buchhandlung gegründet, mit der er schon seit Monaten wegen des Verlages der Arbeit über die preufsische Monarchie in Verbindung stand. Er wurde nun mit dem Inhaber des Geschäftes handelseinig, lernte im Fluge Büsch, Carstens Niebuhr, den Arzt Reimarus, die Geographen Ebeling und Normann kennen, wufste auf seine Weise von jedem zu lernen, und wählte, mit neuen Erfahrungen bereichert, den Seeweg für die Heimreise. Nach einer langen Fahrt, bei der er in furchtbaren Stürmen den Tod mehrmals vor Augen sah, setzte er den Fufs wieder auf französischen Boden. Ende September war er in Paris, erfüllt von dem ehrgeizigen Gedanken, den er gegenüber Mauvillon geäufsert hatte: „Mein Tag wird kommen."

[1]) Mirabeau an Lauzun s. d. abgedruckt in Le Curieux Mars 1886 p. 38 Nr. 3.

Dreizehntes Kapitel.

Forderung der Reichsstände.

Bei seiner Rückkehr nach Paris fand Mirabeau die Zersetzung des Gemeinwesens und die Erregung der Geister bedeutend fortgeschritten. Die Notabeln hatten den Parlamenten Platz gemacht. Aber diese höchsten Gerichtshöfe, geführt von der Pariser Magistratur, gewährten der Monarchie noch weniger Unterstützung als jene. Da sich ihr Recht, gesetzgeberische Akte in ihre Register einzutragen, allmählich in das Recht, sie zu verifizieren verwandelt hatte, besafsen sie eine Waffe, die sie gegen Loménie de Brienne wenden konnten. Zwar war er keiner Schwierigkeit begegnet bei der Vorlage der Edikte über Freigebung des Getreidehandels und Umwandlung der Wegfronen in eine Geldleistung, die aus den Beratungen der Notabeln hervorgegangen waren. Desgleichen war das Edikt über die Einführung der Provinzialversammlungen, denen je nach den örtlichen Verhältnissen Distrikts- und Gemeindeversammlungen angereiht werden sollten, ohne weiteres registriert worden. Dagegen waren Grundsteuer und Stempelabgabe auf den heftigsten Widerstand gestofsen. Und was bei den Notabeln nur vereinzelt laut geworden war, erklang hier als feierlicher Beschlufs: nur die Nation durch die Reichsstände könne ihre Zustimmung zu einer dauernden Auflage geben. Der König mufste die Eintragung der Steuern in einer Thronsitzung erzwingen, worauf das Parlament mit einer Nichtigkeitserklärung und einer Anklage Calonnes antwortete. Seine Flucht nach England war ein ungeheurer Triumph der Magistratur, die, im Genusse der Volkstümlichkeit schwelgend, eine immer

trotzigere Sprache führte. Die Regierung griff darauf zu dem alten Mittel, die Parlamentsmitglieder durch lettres de cachet aus der Hauptstadt zu entfernen, um sie durch die Langeweile der Provinz mürbe zu machen. Aber auch in Troyes setzten die Parlamentsräte ihre Tribunenrolle fort, durch unzählige Zeugnisse der Sympathie ermutigt, während es in Paris um die verödete Stätte ihrer Sitzungen schon zu tumultuarischen Ansammlungen der Masse kam.

Am 19. September erfolgte ein Friedensschluſs, in dem Brienne sich demütigte und die geplante Reform preisgab. Die beiden angefochtenen Steueredikte wurden, gegen Verlängerung des zweiten Zwanzigsten bis 1792, zurückgezogen. Das Parlament erschien siegesbewuſst wieder in Paris und wurde, weil man dahin gelangt war, die Opposition um der Opposition willen zu lieben, mit Freudenfeuern und Illumination empfangen. Fast im selben Augenblicke erfuhr man, daſs das Drama in Holland sich einem Ende näherte, wie es empfindlicher für den Nationalstolz nicht gedacht werden konnte. Da es klar wurde, daſs man es mit England und Preuſsen zugleich zu thun haben würde, blieben die Patrioten von ihrem französischen Verbündeten verlassen. Der militärische Spaziergang des Herzogs von Braunschweig führte überraschend schnell zum Ziele. Die alte Verfassung zu Gunsten des Statthalters ward wieder hergestellt. Mit Amsterdam fiel das letzte Bollwerk der antioranischen Partei, und eine groſse Zahl ihrer Mitglieder flüchtete nach Frankreich. Hier erwuchs der Regierung inzwischen eine neue Sorge in der beginnenden Einrichtung der Provinzial-Distrikts- und Gemeindeversammlungen. Widerspruch und Tadel blieben nicht aus. Man fand sich in vielen Kreisen enttäuscht dadurch, daſs zunächst nur auf der untersten Stufe der Grundsatz der Wahl zur Geltung kam. Konflikte mit Parlamenten und Intendanten waren unvermeidlich, der Gegensatz der Stände wurde verschärft, und die Neuerung, die selbst in besserer Form zu spät gekommen wäre, trug viel dazu bei, den Grund und Boden des alten Staates aufzulockern. Da Brienne sich zudem sagen konnte, er werde mit den finanziellen Mitteln bald zu Ende sein, so war vorauszusehen, daſs der Krieg mit den Parlamenten früher oder später wieder ausbrechen müsse.

So war die Lage, als Mirabeau, aus der Fremde heimgekehrt, Umschau hielt. Er fand, wie er Mauvillon schrieb, sein „Volk

erniedrigt und entehrt", hielt sich aber überzeugt davon, es gebe „keine Heilung aufser in der Steigerung des Übels". Was ihn selbst betraf, so nahm er, nach den gemachten Erfahrungen, Anstand, Brienne seine Dienste anzutragen. „Ich bitte um nichts und begehre nichts," liefs er, scheinbar sehr stolz, einen Vertrauten des ersten Ministers wissen. „Mein Vorsatz ist, in meiner Dunkelheit zu bleiben, bis eine grofse Revolution, sei es zum Besten, sei es zum Schlimmen, einem guten Bürger, der wegen seiner Stimme und wohl auch wegen seiner Talente mitzählt, die Pflicht auferlegt, zu sprechen. Diese Revolution wird nicht auf sich warten lassen."

Mit dem Vorsatz „in der Dunkelheit zu bleiben", war es jedoch nichts weniger als ernst gemeint. Waren ihm die Thüren der inneren Verwaltung verschlossen, so öffneten sich doch vielleicht die des Auswärtigen. Er hatte sich bereits mit Montmorin in Verbindung zu setzen gewufst. Eine neue Annäherung an den Minister bot seine Bitte, ihm die Erlaubnis zu erwirken, sein grosses Werk über Preufsen ohne Belästigungen der Censur unter seinen Augen in Paris drucken zu lassen. In einer Audienz, die ihm Montmorin gewährte, kam er auf diese Angelegenheit zurück und entwarf ihm zugleich ein Bild der deutschen Zustände. Er ergänzte dies durch einen brieflichen Hinweis auf seine geheime Berliner Mission, die Berichte, die er damals verfafst, die Geldopfer, die er dem Staate gebracht, und schlofs mit der Versicherung, dafs er ganz bereit sei, in der diplomatischen Laufbahn seine Kraft zur Verfügung zu stellen. „Glauben Sie, dafs dasselbe Talent, welches für die Macht der öffentlichen Meinung gegen die Autorität gekämpft hat, um so eher fähig ist, der Autorität zu dienen, wenn diese versteht, es sich durch die Gemeinsamkeit der Grundsätze und das Band von Wohlthaten zu eigen zu machen ... Solange mein Vater lebt, kann mein Dasein nur durch mich selbst oder durch die Regierung erhalten werden ... Es wäre Ihrer wohl würdig, dieser einen nützlichen Unterthanen in mir zu geben, den so viele Ihrer Vorgänger zu einem gefährlichen Subjekt haben stempeln wollen ... Ich bin ganz der Mann, meinen Kopf im Dienste des Königs aufs Spiel zu setzen oder zu gebrauchen. Warschau, Petersburg, Konstantinopel, Alexandria: alles ist mir ziemlich gleich, finde ich nur eine Stelle, die meinem Thatendrange genügt. Ich verlasse mich auf Ihre Weisheit hinsichtlich der Art und Weise, auf Ihre Billigkeit hin-

sichtlich des Gehaltes; ich biete mich einfach und ohne Umschweife an.“ Leicht entzündlich wie er war, sah Mirabeau „das gelobte Land“ schon dicht vor sich liegen und schrieb frohlockend an Mauvillon, bald vielleicht würden seine Verlegenheiten zu Ende sein; er hoffe nicht nur, ihn zu befriedigen, sondern auch für seinen Neffen, der in Frankreich anzukommen wünschte, sorgen zu können.

Indessen Montmorin war ebenso zurückhaltend wie im Frühling. Das gelobte Land ward zur Fata Morgana und der abermals Enttäuschte mufste nach wie vor sein Dasein durch sich selbst und durch gute Freunde erhalten. Litterarische Pläne aller Art gingen ihm durch den Kopf. Eine Zeitlang hoffte er, allem Anscheine nach, Mallet Du Pan von der Leitung des politischen Teiles des „Mercure de France“ zu verdrängen. Der geistreiche Genfer war Montmorin gelegentlich unbequem wegen seiner selbständigen Beurteilung der auswärtigen Fragen, und Mirabeau schon deshalb verhafst, weil er hierbei gegen das aufreizende Verhalten der holländischen Patrioten zu Felde zog. Indessen liefs sich der Minister doch nicht gegen den erprobten Publizisten, den seine Gegner als „wütenden Anglomanen“ verschrieen, einnehmen. Das einzige, was Mirabeau von ihm erreichte, war die Erlaubnis, eine Art von Konkurrenzblatt des Mercure de France unter dem Titel „Analyse des papiers anglais“ herauszugeben, in dessen Spalten es an heftiger Polemik gegen Mallet nicht fehlte[1]). Seit lange hatte er sich mit dem Plane einer Zeitschrift getragen, die englisches und französisches Geistesleben vermitteln sollte. Ein ähnliches Unternehmen schwebte ihm hinsichtlich der neuen Erscheinungen des deutschen Buchhandels vor, wobei ihm Mauvillon die Hand reichen sollte. Die Hauptsache aber blieb die Veröffentlichung ihrer gemeinsamen grofsen Arbeit, deren voraussichtlicher Erfolg alles andere zu heben bestimmt war. Er war sehr froh darüber, dafs sich mehrere Pariser Buchhändler, darunter der junge Lejay, mit Fauche wegen des Verlages des Werkes verbanden und dafs die Behörden dem Drucke kein Hindernis bereiten zu wollen schienen.

---

[1]) Analyse des papiers anglais (on s'abonne chez Lejay) nach gefälliger Mitteilung von H. P. Bertrand Bibl. nat. N. d. 4: im ganzen 102 Nummern in 4 Bänden 14. Nov. 1787 — 19. Nov. 1789 vgl. Chérest I, 321. II, 63. 106 (nach Brissots Memoiren und Sayous: Mémoires et Correspondances de Mallet Du Pan I, 87—92, 106, 167).

Denn alles kam ihm darauf an, im Lande und am Sitze der Regierung zu bleiben, da die Ereignisse sich drängten und die baldige Berufung der Reichsstände ihm als gewifs erschien. „Sie ist," schrieb er am 10. November einem ihm bekannten Parlamentsmitgliede, „so unvermeidlich, dafs sie mit oder ohne ersten Minister, unter Achill oder Thersites, stattfinden, und dafs man der Regierung, für welchen Zeitpunkt auch immer sie sie ankündigen mag, wenig Dank wissen wird. Schiebt sie aber diesen Zeitpunkt zu weit hinaus, so wird das nur einen Grund mehr der Unzufriedenheit und des Übelwollens bilden."

Er wufste, welchen Plan Brienne vorbereitet hatte: dem Parlamente ein Anlehen von nicht weniger als 420 Millionen, das sich auf fünf Jahre, von 1788 bis 1792 verteilen sollte, zur Registrierung vorzulegen, und spätestens für diesen letzten Termin die Berufung der Reichsstände zu versprechen. Er sagte voraus, die Nation, die „in jedem Augenblick ihre Kräfte und die Unentbehrlichkeit ihrer Hilfe wachsen fühle", werde eine solche Vertröstung „lächerlich" finden. „Fünf Jahre," meinte er, „das ist für ein so bewegliches Volk ein ganzer Cyklus." Er hätte es für politisch gehalten, wenn der König 1789 statt 1792 gesetzt hätte und war überzeugt, dafs um diesen Preis ein Anlehen von 120 Millionen als provisorisches Auskunftsmittel nicht auf Widerspruch stofsen würde. Brienne konnte jedoch glauben, seiner Sache sicher zu sein. Am 19. November hielt Ludwig XVI. eine „königliche Sitzung", die ganz darauf berechnet zu sein schien, das Parlament einzuschüchtern und zu überrumpeln. Der Grofssiegelbewahrer Lamoignon betonte, dafs die souveräne Gewalt, mit Einschlufs der Gesetzgebung, dem König allein gebühre, auf die stärkste Weise. Mit dieser Prärogative gerüstet, sollte der Monarch auch die Reichsstände nur „als die grofsen Tage der Liebe der Franzosen für ihren Souverän betrachten". Beiläufig erfuhr man, dafs sie vor 1792 zusammentreten sollten. Zwei Edikte wurden vorgelegt: eines, dazu bestimmt, die Schmach zu sühnen, dafs die Protestanten seit Aufhebung des Ediktes von Nantes des Civilstandes gänzlich beraubt waren, das andere auf die grofse Anleihe bezüglich. Über dieses begann angesichts des Königs eine Debatte, deren dramatische Momente noch der moderne Leser lebhaft nachfühlt. Der regelrechten Form nach hätte sie mit einer Abstimmung schliefsen sollen, deren Ergebnis unzweifelhaft der Regierung günstig gewesen wäre. Aber der König,

durch die vorausgegangenen Reden aufser Fassung gebracht, befahl, nach kurzer Rücksprache mit dem Siegelbewahrer, wie in einem Lit de justice, einfache Eintragung.

Einer der Anwesenden protestierte, und dies war ein königlicher Prinz: der Herzog von Orléans, den es nach der Rolle eines Hauptes der Opposition gelüstete, und bei welchem den Tag zuvor Briennes Gegner eine geheime Beratung gehabt hatten. Der König erwiderte in abgerissenen Worten, das Geschehene sei gesetzlich, weil er es so gewollt. Als er den Saal verlassen hatte, schlofs sich das Parlament, jedoch ohne die Einregistrierung für nichtig zu erklären, dem Proteste Orléans' an. Die Regierung nahm den hingeworfenen Handschuh auf. Kraft lettre de cachet ward der Herzog von Orléans auf seinem Landgut Villers-Cotterets interniert, wurden die Parlamentsräte Sabathier und Fréteau, denen man Teilnahme an der Beratung in seinem Hause Schuld gab, als Gefangene auf Festungen abgeführt. Einer grofsen Deputation des Parlamentes hielt der König eine ihm in den Mund gelegte Strafpredigt, in der er Ausmerzung des letzten Protestes forderte. Die Antwort des Parlamentes war das Verlangen, seine Mitglieder und den Herzog wieder in Freiheit gesetzt zu sehen, woraus sich ein Angriff auf die Einrichtung der lettres de cachet entwickelte. Ein günstigerer Boden für den wiederausbrechenden Streit liefs sich nicht denken. War die rechte Seite des Parlamentes, geführt von d'Espréménil, zu einem billigen Vergleiche bereit, so rifs die Linke unter Duports Leitung sie immer wieder zum Angriff auf die Regierung fort. Die Provinzialparlamente traten mit Leidenschaft in den Kampf ein. Ganz Frankreich erschallte von Remonstranzen und Beschlüssen, die für den letzten Unterthanen wie für einen Prinzen des königlichen Hauses forderten, dafs er seinem gesetzlichen Richter nicht durch lettre de cachet entzogen würde. Hier und da hörte man den Ruf, die Bastille und ähnliche Zwingburgen der Willkür müfsten zerstört werden. Die revolutionäre Erziehung des Landes machte ungeahnte Fortschritte.

Wie hätte Mirabeau diesen neuen Zusammenstofs von Königtum und Magistratur nicht mit höchster Spannung verfolgen sollen! Die Angelegenheit, die hier verhandelt wurde, war einst seine eigene gewesen. Fast mit den gleichen Worten, welche die Parlamente gebrauchten, hatte der Gefangene von Dijon und Vincennes sein Recht gefordert. Aber er war nicht so kurz-

sichtig, von diesen aristokratischen Körperschaften, deren Ämter meistens zu erblichem Besitz verkauft waren, und mit denen er selbst so manchen Strauſs gehabt, das Heil des Landes zu erwarten. Er wuſste, wie viele ihrer Mitglieder, unter dem Scheine, das Recht aller zu schützen, für Aufrechthaltung von Privilegien stritten. An dieser Klippe waren die Steuerreformen gescheitert. Die Parlamente erschwerten die Durchführung der neuen Provinzialverfassung, wie sie das Edikt zu Gunsten der Protestanten anfochten. Er sah voraus, daſs ihre Popularität über Nacht schwinden würde, wenn erst das Volk in seinen gewählten Vertretern zu Worte käme. „Die Nation allein," schrieb er Montmorin nach dem bedeutungsvollen 19. November, „wird künftig das Glück eines Staatsmannes machen. Hier ist von nun an die Quelle wahren Ruhmes zu finden . . . Bei dem einzigen Worte: die Reichsstände für 1789, wird man den Kredit wieder erwachen sehen." Und Mauvillon prophezeite er: „Frankreich ist vielleicht nie näher daran gewesen, seine ganze Kraft zu entwickeln . . Unser Leiden besteht in der lächerlichen Furcht, die Nation aufzurufen, um sie zu konstituieren. Ich wiederhole es: dies Land war nie näher daran, die gröſste Macht der Erde zu werden."

Mit diesem Hinweise auf eine Zukunft Frankreichs von Ruhm und Glanz, die weder er noch sein Braunschweiger Korrespondent erlebten, suchte er sich über die bedenkliche Gestaltung der allgemeinen Politik zu trösten. Der Ausbruch des orientalischen Krieges muſste ihn mit Sorgen erfüllen[1]). Noch empfindlicher war ihm die Niederlage, welche die heimische Politik in den holländischen Händeln erlitten hatte. Hier war ein Punkt, wo das freundschaftliche Verhältnis des Franzosen und des Deutschen Gefahr lief, sich zu lockern. Mirabeau scheint gefunden zu haben, daſs Mauvillon den besiegten holländischen Patrioten nicht gerecht werde. Mauvillon andererseits fühlte sich verletzt und in gewissem Sinne bloſsgestellt durch die Art und Weise, in der von seinem Landesherrn in einer kleinen Druckschrift Mirabeaus gesprochen wurde. An dem Erscheinen derselben war Mirabeau

[1]) Wahrscheinlich bezieht sich darauf ein Billet Mirabeaus an Schweizer, das der in Zürich verstorbene Professor S. Vögelin mir mitgeteilt hat: „Il faut mon très cher, si cela n'est pas physiquement impossible que vous m'envoyiez mes deux portefeuilles chez le comte d'Entraigues. Vale et me ama. Nous avons les plus cruelles nouvelles politiques. La liberté de l'Europe est perdue. 19 mars" (vermutlich 1788).

selbst freilich unschuldig. Als Verfasser der „Zweifel über die Freiheit der Schelde“ den holländischen Patrioten aufs vorteilhafteste bekannt und mit mehreren von früher her in Verbindung, war er Ende Oktober von einem ihrer Führer, van Kussel, brieflich aufgefordert worden, seine „mutige Beredsamkeit“ der Verteidigung der besiegten Sache zu widmen. Man hatte ihn auf einige der nach Paris geflüchteten holländischen Schriftsteller hingewiesen, deren Arbeiten und Ratschläge ihn befähigen würden, in kürzester Frist ein Bild der ungerechten Ansprüche des Hauses Oranien zu zeichnen. Unter anderen war ihm Paul Henri Marron genannt, der später als Präsident des Konsistoriums der reformierten Kirche in Paris berühmt wurde. Mirabeau antwortete, er werde die Sache der Patrioten niemals verlassen, aber der Augenblick, das gewünschte Werk zu schreiben, sei nicht gut gewählt. Man möge sich gedulden, bis bei einem Wechsel des europäischen Systemes der Tag der Rache komme. Bei diesem Anlafs hatte er auch einige Worte über den Herzog von Braunschweig fallen lassen, gegen den, als Anführer des preufsischen Invasionsheeres der Groll der unterlegenen Partei sich wandte. Er hatte zwar mit Achtung und Dankbarkeit von ihm gesprochen, aber beklagt, dafs dieser Fürst „eine Rolle gespielt, bei der so wenig Ruhm zu gewinnen und so viel Übles zu thun gewesen wäre“. Er hatte hinzugefügt, er werde ihn vorkommenden Falles nicht schonen, wenn sich erweisen würde, dafs die Gewaltakte, die bei der Besetzung des Landes verübt sein sollten, auf ihn zurückgeführt werden müfsten. Van Kussel liefs nun seinen Brief wie Mirabeaus Antwort in Brüssel drucken, was Mauvillon wegen seiner bekannten Beziehungen zu dem französischen Grafen höchst unangenehm war[1]).

Indessen wufste ihn Mirabeau zu beruhigen. Auch als er später auf die holländische Angelegenheit zurückkam, hatte er nicht zu fürchten, die fernere Hilfe seines andersdenkenden deutschen Freundes zu verscherzen. Im Frühling 1788 widerstand er nämlich der Versuchung nicht länger, ein Werk im Sinne

[1]) Lettre sur l'invasion des Provinces Unies. A M. le Comte de Mirabeau. Et sa réponse. Publiés par la Commission que les Patriotes Hollandais ont établie à Bruxelles. A Bruxelles MDCCLXXXVII. 20 S. Strafsburger Univ.-Bibl. Do. VI. 16581. Bei Lucas-Montigny V, 12—29 stehen nur Bruchstücke dieser Korrespondenz mit abweichenden Daten.

der Patrioten mit dem Titel „An die Batavier über die Statthalterwürde“ unter seinem Namen erscheinen zu lassen [1]). Der Tag der Rache war zwar noch nicht gekommen. Im Gegenteil verstärkte sich die Macht der Oranier, da England und Preufsen im Begriffe standen, sich zur Aufrechthaltung der von ihnen garantierten niederländischen Verfassung aufs engste zu verbünden. Auch trug Mirabeau nicht viel eigenes zu der durch und durch parteiisch gefärbten Darstellung bei. Die Hauptarbeit besorgte jener Marron, welchem de Bourges, der Sohn eines Beamten von Besançon, zur Seite trat. Er hatte Mirabeau 1782 in die Provence begleitet und war seitdem mit ihm in Verbindung geblieben. Unter vier Augen machte er freilich aus seinem Ärger darüber, dafs Mirabeau allein sich der Autorschaft rühme, kein Hehl. Der einzige Bestandteil der Schrift, der auf diesen zurückzuführen wäre, wird wohl durch eine merkwürdige Aufzählung der Rechte gebildet, die, wie es heifst, den Bataviern „als Menschen zukommen“. Diese Rechte stehen nach den Worten des Autors „über allen Verträgen“. Sie haben als „ewige Grundlage jeder politischen Gemeinschaft“ zu gelten. Ausdrücklich verweist er auf das Vorbild Amerikas und beginnt im Hinblick darauf seine Erklärung der „unveränderlichen Menschenrechte“ mit dem lapidaren Satze: „Alle Menschen sind frei und gleich geboren“. Mirabeau schickte das Werk nach Braunschweig, und nichts läfst darauf schliefsen, dafs Mauvillon ihm diese Schutzschrift für die von seinem Herzog gedemütigte Partei übel genommen hätte. Auch seine Klagen über unregelmäfsig einlaufende Zahlungen wurden beschwichtigt. Mirabeau wufste ihm so viel Schönes über seine Arbeiten zu sagen, empfahl sie mit so gutem Erfolge den französischen Militärbehörden, nahm sich seines Neffen so freundschaftlich an, dafs er ihn immer wieder zu Danke verpflichtete. Er nutzte seine Verbindungen mit dem Maréchal de Camp, dem Baron Heymann, wo er nur konnte, zu Mauvillons Gunsten aus [2]). Er machte ihm sogar Hoffnung, seinem kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohne ein Offizierspatent zu verschaffen. Genug, sein Verhältnis zu dem kenntnisreichen

---

[1]) Aux Bataves sur le Stathouderat. Par le Comte de Mirabeau. 1788. vgl. Dumont S. 19 und Lucas-Montigny V, 34.

[2]) Über Heymann s. Chuquet: La première invasion Prussienne S. 18, 19, 119. La retraite de Brunswick S. 85, 86. Sorel II. 289, 339, 353, 447. Sybel. Reg.

Deutschen blieb ungetrübt, und ihr gemeinsames Werk über die preufsische Monarchie schritt rüstig fort.

Auch eine schwere Krankheit, die Mirabeau im Februar 1788 durchmachte, konnte den begonnenen Druck nicht unterbrechen. Es war ein Unterleibsleiden, das er als „Cholera morbus" bezeichnet. Die sorgsamste Pflege der selbst kaum vom Krankenlager erstandenen Henriette kam seiner starken Natur zu Hilfe. Aber da man ihm eine Masse Blut entzogen hatte, erholte er sich nur langsam und kam seitdem nie wieder zum vollen Gefühle seiner Kraft. Währenddessen ging der Kampf zwischen Regierung und Parlamenten, der sich zur Untersuchung der Frage nach der Rechtmäfsigkeit der lettres de cachet zugespitzt hatte, mit Heftigkeit weiter. Zwar wurden die beiden verhafteten Parlamentsräte aus den Festungen auf ihre Besitzungen in der Provinz entlassen und dem Herzog von Orléans erlaubt, sich in ein Landhaus nahe bei Paris zu begeben. Allein die Rückkehr in die Hauptstadt blieb ihnen noch untersagt. Das Parlament erwiderte im März mit einer Remonstranz, durch die es die individuelle Freiheit aller Franzosen nachdrücklich in Schutz nahm. Im April liefs es eine zweite Remonstranz folgen mit heftigen Ausfällen gegen „den Despotismus" und Verwahrungen gegen die Zuverlässigkeit des letzten Anleihe-Ediktes.

Auch für diese oppositionellen Äufserungen der Herren von der Robe konnte Mirabeau sich nicht erwärmen. Sie hatten „den Despotismus" geduldet, bis sie selbst von ihm getroffen wurden, und ihr Versuch, die Kapitalisten nachträglich abzuschrecken, war eine Chikane, da jedermann wufste, dafs die Eintragung des Ediktes seit Monaten bestand. Ebensowenig aber war er gesonnen, sein Pulver für eine Regierung zu verschiefsen, welche erklärt hatte, „der Wille eines Einzigen mache das Gesetz der Monarchie aus". Von den Ministern Montmorin und Lamoignon war ihm dies, in Erinnerung seiner früheren Anerbietungen, zugemutet worden. Sie hatten ihm die Remonstranzen des Parlamentes, sowie die schroffe Abfertigung, die der König, als unumschränkter Herrscher, ihnen zu teil werden lassen sollte, übermittelt und gewünscht, dafs er etwas darüber im Interesse der Staatsgewalt schreiben möge. Seine Antwort war so aufrichtig wie möglich. Auch jetzt dachte er nicht daran, „sich zu verkaufen", obwohl er eben damals in solcher Not war, dafs er seinen Freund Vitry beauftragte, einen Teil seiner Kleider ins Pfand-

haus zu schicken, und nicht sechs Francs in der Tasche hatte[1]). „Kann man heute," frug er Montmorin, „der Regierung mit Erfolg dienen, indem man ihre Livrée trägt? Ist das der rechte Augenblick für die Autorität zu kämpfen, in dem man sich nicht scheut, den König sagen zu lassen, der Wille des Monarchen allein mache das Gesetz? . . Ich werde den Parlamenten nur vor der Nation den Krieg erklären . . . Wenn man ihr das Phantom raubt, das sie so lange als Schutzwehr ihrer Rechte betrachtet hat, ohne sie aufzurufen, selbst über ihre Wahrung zu wachen, so wird sie nicht glauben, dafs man zerstören will, um aufzubauen, dafs man den Ehrgeiz der Korporationen bekriegt, um dem Reiche eine Verfassung zu geben . . . Beim ersten feierlichen Wort, das den genauen Zeitpunkt der Berufung der Reichsstände verkündigt . . werden diese widerspänstigen Körperschaften auch nicht den kleinsten Sturm mehr erregen können . . . Die Schwierigkeiten gehen nur aus jener schrecklichen Krankheit der Minister hervor, dafs sie sich nie entschliefsen können, heute zu gewähren, was ihnen morgen unfehlbar entrissen wird."

Somit war seine Haltung während der nächsten aufregenden Ereignisse gegeben. Er schwieg, als das Parlament auf Antrag Goislards de Montsambert die ehedem zugestandene Erhebung des zweiten Zwanzigsten zu hindern und die Finanzverwaltung dadurch lahm zu legen suchte. Aber er hütete sich, den Schlag zu billigen, den die Regierung, wie man seit Wochen wufste, gegen die Magistratur vorbereitete. Es kam der denkwürdige dritte Mai, an dem d'Espréménil seinen Kollegen in fliegender Eile mitteilte, was er von den ministeriellen Plänen in Erfahrung gebracht, und sie zu einer feierlichen Erklärung der Grundgesetze des Reiches vereinigte. Es folgte die Kassierung der Parlamentsbeschlüsse durch den königlichen Rat und der Erlafs eines Haftbefehles gegen Goislard und d'Espréménil. Die Flucht der Bedrohten in den Schofs ihrer Körperschaft, die Tag und Nacht hindurch währende dreifsigstündige Sitzung, die Abführung der beiden Helden des Tages unter dem Schluchzen ihrer Genossen, schlofs sich daran. Endlich wurde in dem Lit de justice vom 8. Mai der sorgfältig vorbereitete Plan der Regierung enthüllt, für dessen gute Seiten der Nation das Urteil fehlte, weil er ihr, nach Mirabeaus Ausdruck, das Phantom raubte,

[1]) Städtler I, 320. 321 nach ungedruckten Papieren Mirabeaus.

das sie so lange als Schutzwehr ihrer Rechte betrachtet hatte. Man sah über die wichtigen Justizreformen der Edikte hinweg und hatte nur Augen für die Einsetzung der Cour plenière, welcher künftig ausschliefslich die Einregistrierung der Gesetze übertragen werden sollte, und bei deren Zusammensetzung der königlichen Ernennung ein weiter Spielraum gelassen war. Diese Neuerung, oder wie die Regierung es zu nennen beliebte, diese „Restauration" erschien umsomehr als ein Akt des Despotismus, je weniger die Anspielungen auf die Reichsstände, die man zu hören bekam, befriedigen konnten. Denn so viel war klar, dafs das Königtum ihnen keine Periodicität gewähren wollte und sie nur als beratende Versammlung dachte.

Man hat gesagt, die Revolution habe mit diesem 8. Mai 1788 begonnen. In der That: das Schauspiel, welches sich an manchen Stellen Frankreichs in den nächsten Monaten bot, offene Widersetzlichkeit gegen die Befehle der Regierung, Bau von Barrikaden, Gewaltakte gegen Beamte, Strafsenkämpfe, Schwäche oder Unzuverlässigkeit der bewaffneten Macht, ist geeignet, ein solches Urteil zu rechtfertigen. Jedes Provinzialparlament wurde Mittelpunkt des Widerstandes. Die alten Gegensätze von Amtsadel, Noblesse und Klerus schienen vergessen zu sein. In ihrer Auflehnung gegen die letzten Edikte des Monarchen liefsen sie sich auch die Hilfe der Massen gefallen, und der dritte Stand war Zeuge, wie sich Privilegierte und königliche Autorität gegenseitig zerfleischten. Noch kam er als solcher erst an einer Stelle zu Worte, im Dauphiné, wo seine Vertreter mit denen von Adel und Klerus aus freien Stücken zusammentraten, um einmütig die Rechte der Provinz wie die der Nation zu verteidigen. Die Namen seiner begabtesten Sprecher an dieser Stelle, des dreifsigjährigen Richters Mounier und des noch jüngeren Advokaten Barnave waren in aller Munde. Die Beschlüsse der Versammlung von Vizille erweckten allgemeine Begeisterung. Hier wurde der Kampf gegen die Regierung auf eine Höhe gehoben wie nirgendwo sonst. Die drei Stände erklärten, „um allen Franzosen ein Beispiel der Eintracht zu geben", dafs sie sich auf keine Zahlung von Abgaben einlassen würden, wenn ihre Repräsentanten nicht in den Reichsständen darüber Beschlufs gefafst hätten. Sie sprachen es aus: „Keine Zeit und kein Ort können den Despotismus rechtfertigen. Die Rechte der Menschen sind allein aus der Natur abzuleiten. Sie sind unabhängig von ihren Konventionen."

Beinahe die gleichen Worte hatte Mirabeau kürzlich, nicht ohne den Gedanken an Frankreich, in seiner Schrift über die Niederländer und das oranische Haus gebraucht. Eine Verfassung, begründet auf unveräufserliche Rechte, sollte das Ziel der Bewegung sein, die das Land ergriffen hatte. Aus den Reichsständen sollte sie hervorgehen. Das war der Kampfpreis, für dessen Erringung auch er die Waffen ergreifen wollte, um so lieber, da er hoffte, sich die Monarchie dabei verpflichten zu können. Eine Schrift, die sich als „Fortsetzung der Denunziation der Agiotage" ankündigte, sprach dies aus[1]). Zu Gunsten Panchauds, dessen finanzielle Interessen wieder auf dem Spiele standen, unter Beihilfe von de Bourges ausgearbeitet, erinnerte sie vielfach an früher über Börsenangelegenheiten Gesagtes. Auch der politische Grundgedanke, eine Verfassung allein könne gesunde Finanzzustände schaffen, war nicht neu. Aber recht geflissentlich war hier hervorgehoben, diese Verfassung werde der monarchischen Staatsgewalt, die sich bisher in ihrer Not vergeblich an die Privilegierten gewandt hatte, Macht zufügen. Recht absichtlich ward hier ferner bekannt, der Autor beuge sich ebensowenig servil vor der ministeriellen Willkür, wie er den bedauerlichen „Fanatismus für die Parlamente" teile. Er wollte alles von dem Tage erwarten, „da die Nation versammelt sein wird", und nur darin das „wirksame Heilmittel der Leiden des Staates" sehen. Inzwischen gelobte er, auf „die Absichten des Monarchen" vertrauend, „zum Trotz tyrannischer Veziere" wie „wütender Demagogen" seine „unbeugsame Unabhängigkeit zu bewahren". Wie gewöhnlich ein Kopist seiner selbst, wiederholte Mirabeau hierbei ganze Stellen seiner Korrespondenz mit Montmorin.

Eine „Antwort zur Beruhigung der guten Bürger" war in derselben Tonart gehalten[2]). Die Forderung periodisch wiederkehrender Reichsstände zum Zwecke der Steuerbewilligung, Abschaffung der Privilegien, Beschliefsung unumgänglicher Reformen verband sich mit einer Huldigung für Ludwig XVI., der „sich seinen Unterthanen auf so edle Art genähert", der fühlen

[1]) Suite de la dénonciation de l'agiotage. Par le Comte de Mirabeau. 1788. Ein Auszug wurde, ohne Zweifel durch Mauvillon, in der Berliner Monatsschrift abgedruckt, um Mirabeau gegen irrige Beurteilungen zu schützen. S. daselbst XII, 56. 459—465.

[2]) Réponse aux alarmes des bons citoyens s. l. s. d.

müsse, um wie viel mächtiger ein Fürst sei, „welcher über Freie, statt über Sklaven, herrsche“. Noch stärker aber waren hier die Warnungen vor einem blinden Enthusiasmus für die Sache der Parlamente. Ihr Anspruch, in Zukunft noch eine Kontrolle über die Gesetzgebung ausüben zu wollen, wird scharf zurückgewiesen. Denn die legislative Macht „eignet nur der Nation“, aber nicht einer aristokratischen Körperschaft, der man noch dazu „die Erblichkeit und Käuflichkeit ihrer Ämter vorwerfen mufs“. Es konnte bedenklich werden, zur Zeit „des Fanatismus für die Parlamente“ solche Sätze mit seinem Namen drucken zu lassen. Die kleine Schrift erschien daher anonym. Im Kreise von Mirabeaus Bekannten war es jedoch kein Geheimnis, dafs er an ihrer Autorschaft beteiligt sei. Mancher verstand ihn nicht. Der Herzog von Lauzun drückte unter anderen sein Mifsvergnügen darüber aus. Mirabeau sagte in seiner Zurückweisung solcher Vorwürfe vielleicht nicht alles, denn der Wunsch, es mit der Regierung nicht zu verderben, mag ihn mitbestimmt haben. Aber er sagte genug, um keinen Zweifel daran bestehen zu lassen, dafs er sich nicht dem Despotismus verschrieben habe, weil es ihn nicht „nach der Palme des Märtyrers“ um der Parlamente willen gelüste. Er vertraute Lauzun und Talleyrand sogar seine Absicht an, „wenn die Maske falle“, wenn es klar werde, dafs man keine Reichsstände wolle, eine Denkschrift über „den unverschämten Betrug der Cour plenière“ zu veröffentlichen.

Er hatte nicht nötig, damit hervorzutreten. Die Cour plenière kam nie zustande. Die Eröffnung der Reichsstände war nur noch eine Frage von Monaten. Bereits am 5. Juli hatte die Regierung, auf diesen einzigen Ausweg angewiesen, alle Gelehrten des Landes aufgefordert, Gutachten darüber einzureichen, wie sie sich bei Berufung und Zusammensetzung der in Vergessenheit geratenen États généraux verhalten solle. Sie wagte nicht, vorher selbst zu entscheiden. Ein stärkeres Zugeständnis an die Macht der öffentlichen Meinung war nicht denkbar. Bis man in die Periode der Wahlen eintrat, mufste es Mirabeau darauf ankommen, sich möglichst oft der Aufmerksamkeit seiner Mitbürger zu empfehlen und sich den Weg zum Eintritt in den Wahlkampf zu ebnen. Denn, was es auch kosten mochte: er wollte einen Sitz in den Reichsständen erobern. Seine Feder blieb auch jetzt sein wichtigstes Werkzeug, und wie immer wufste er dabei die

Kräfte anderer auszunutzen. Aus dem Plane, einen geschichtlichen Rückblick auf die früheren États généraux zu werfen, ist freilich nichts geworden [1]). Dagegen konnte er, von Brissot unterstützt, sein im November 1787 begonnenes journalistisches Unternehmen erweitern, um unter der Maske eines Berichterstatters des öffentlichen Lebens Englands „kühne Wahrheiten zu verbreiten". Die „Analyse des papiers anglais" war nach Brissots Ausdruck ganz dazu bestimmt, bei den Franzosen Ideen heimisch zu machen, „welche England eine Verfassung gesichert hatten und denen auch Frankreich eine solche danken sollte". In Artikeln über den Prozefs von Warren Hastings liefsen sich leicht verständliche Anspielungen unterbringen, während Brissot selbst, als Gründer einer Gesellschaft von „Freunden der Schwarzen", um die Wette mit Mirabeau für die humanen Zwecke der Gesellschaft auf die Leser zu wirken suchte.

Es war ein glücklicher Zufall, dafs gerade im Sommer 1788 Samuel Romilly für einige Zeit nach Paris kam, dessen Umgang Mirabeau neuerdings viel Anregendes verdankte. Aber nicht genug, dafs er von seinem Urteil über englisches Staatswesen im Vergleiche mit französischem Gewinn ziehen konnte: er wufste auch die Hand auf eine Arbeit des ausgezeichneten Juristen zu legen und sie unter seinem Namen zu veröffentlichen. Romilly hatte von einem Besuche Bicêtres die furchtbarsten Eindrücke mit weggenommen. Er fand das Gemisch von Hospital und Gefängnis ganz darauf angelegt, „dort Krankheiten und hier Verbrechen zu züchten". Mirabeau bat ihn, seine Bemerkungen niederzuschreiben und ihm zu überlassen, worauf der gutmütige Engländer auch einging. Mit Zufügung der Übersetzung einer jüngst von Romilly erschienenen Abhandlung über Gefängniswesen und Strafrecht überhaupt, sowie eines hierauf bezüglichen Briefes Franklins, wurde ein kleines Buch daraus, ganz getränkt vom Geiste Beccarias, und sehr zeitgemäfs, da dieser Gegenstand damals in aller Munde war [2]). In Romillys Begleitung war damals

---

[1]) Dafs Mirabeau an einem solchen Werke mitarbeiten wollte, geht aus einem Briefe von ihm „19. Juni 1788" ohne Adresse hervor, der sich unter die Papiere seines Vaters Arch. nat. M. 784 verirrt hat.

[2]) Observations d'un voyageur Anglais sur la maison de force Bicêtre; suivies de réflexions sur les effets de la sévérité des peines et sur la législation criminelle de la Grande-Bretagne. Imité de l'Anglais.

der Genfer Étienne Dumont, den die Wirren seiner Vaterstadt gleichfalls 1782, wie so viele Bekannte Mirabeaus, in die Fremde getrieben hatten. Er hatte eine Zeitlang als Pfarrer der französischen Gemeinde in Petersburg gewirkt, war dann nach England gegangen und fand dort in Lord Shelburne einen Gönner. Mirabeau nahm ihn sofort gefangen, übergab ihm beim Abschied eine Liste von Gegenständen, welche Dumont für ihn zu bearbeiten versprach, und gewann sich in ihm einen Bundesgenossen, der ihm bald darauf unschätzbar wurde. „Um ein Buch zu machen," urteilte Dumont später sehr richtig von Mirabeau, „bedurfte er nur eines Mitarbeiters, der ihm die Grundlage lieferte. Er wufste zwanzig andere für die Zusätze und Noten zu verwenden und würde sich mit der Herstellung einer Encyklopädie belastet haben, wenn man ihn dafür bezahlt hätte . . . Falls jemand ihm die Elemente der chinesischen Grammatik gegeben hätte, würde er eine Abhandlung über die chinesische Sprache daraus gemacht haben."

Dafs sein Verfahren mitunter noch ungenierter war, erfuhr eben damals Mauvillon. Durch seinen ungestümen Freund gedrängt, hatte er sich bereit finden lassen, eine Arbeit zu verfassen, die in gewissem Sinne den militärischen Teil ihres gemeinsamen grofsen Werkes ergänzte. Sie richtete sich gegen den Grafen Guibert, an dessen Essay über die Taktik und an dessen Wertschätzung Friedrichs des Grofsen scharfe Kritik geübt wurde. Der Angriff auf einen Mann von Guiberts Ruf mufste um so mehr von sich reden machen, da Guibert, als die Seele des unter Brienne geschaffenen „Conseil des Krieges", vielfach Grund zur Mifsstimmung gegeben hatte [1]). Zuerst schrieb Mirabeau nach Braunschweig, er wolle der deutschen Arbeit ein „französisches Mäntelchen umhängen", verschwieg aber, dafs er beabsichtigte, Mauvillons Namen ganz zu verheimlichen. Als er ihm ein Exemplar der gedruckten Broschüre übersandte, fügte er nebenbei hinzu, er habe sie, um ihr Leser zu verschaffen, unter seiner Firma erscheinen lassen müssen, und tröstete den Autor durch den Hinweis auf den aufserordentlichen Erfolg [2]).

Par le Comte de Mirabeau. Avec une lettre de M. Benjamin Franklin 1788. Dumonts Angaben werden ergänzt und berichtigt durch The Life of Sir S. Romilly.

[1]) Chérest I, 325 II, 89. 94.

[2]) Lettre du Comte de Mirabeau à M. le Comte de *** Sur

Die Veröffentlichung war zugleich eine Reklame für das schon angekündigte Werk über die preufsische Monarchie, das bald darauf in zwei Ausgaben grofsen und kleinen Formates abgeschlossen wurde.

Die vier Quart- oder acht Oktavbände nahmen sich äufserst stattlich aus[1]). Wer Mirabeau nur aus seinen bisherigen Schriften kannte, mufste schon über seinen riesenhaften Fleifs staunen, wenn er nicht wufste, wie viel die lobende Erwähnung „des deutschen Mitarbeiters M. Mauvillon" in sich einschlofs. Was aber niemand hätte erwarten sollen, war die vom 19. August datierte, mehrere Seiten umfassende Widmung. Seit mehr als sechs Jahren hatte Mirabeau seinen Vater nicht gesehen. Er war von ihm aufgegeben worden. Er hatte mit ihm wegen Auszahlung seiner Alimentations-Pension prozessiert. Man darf sagen, dafs er seinem Tode, von dessen Eintritt er Besserung seiner finanziellen Lage erwartete, mit Spannung entgegensah. Und eben diesem Vater widmete er sein Buch, „ohne gewagt zu haben, ihn um Erlaubnis zu bitten, es unter seinen Auspizien erscheinen zu lassen". Er that es, „nicht nur gerührt von der Ehre, sein Sohn zu sein", sondern „um dem patriotischen Philosophen zu huldigen", der bis ins Alter „der Menschenfreund" geblieben sei. Indem er ihn wie Quesnay gegen die Bezeichnung von „Sektenhäuptern" in Schutz nahm, wies er darauf hin, wie viel schon von ihren lichtvollen Ideen verwirklicht worden. Einen schöneren Lohn, gestand er ein, habe der Vater noch zu erwarten: einen seiner würdigen Sohn zu besitzen. Aber, fügte er hinzu, als Schriftsteller, der nur der Vernunft und Gerechtigkeit seine Feder weihe, habe er wenigstens nachträglich sich bestrebt, es zu werden. „Ich habe mich gescheut, Ihnen in dieser neuen Laufbahn meine ersten Versuche darzubieten. Ich habe gewartet, bis ich mich dazu aufschwingen könnte, ein Werk zu schaffen, das die Anwendung aller der Wahr-

---

l'Éloge de Frédéric par M. de Guibert, et l'Essai général de Tactique du même Auteur. 1788.

[1]) De la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand. Avec un appendice, contenant des Recherches sur la situation actuelle des principales Contrées de l'Allemagne. Par le Comte de Mirabeau. A Londres (falsche Bezeichnung des Druckortes) MDCCLXXXVIII. Buchhändlerische Anzeige im Journal de Paris 1788, 17. Sept. Besprechung daselbst 27. Sept.

heiten, deren Studium Ihr Genie beschäftigt hat, aufweisen soll.“ In dieser „ehrenvollen Beschäftigung des reifen Alters“ hoffte er für „den Kummer, den seine stürmische Jugend bereitet“, einen Ersatz leisten zu können. „Sie können,“ schlofs er, „nicht gleichgiltig dabei bleiben, dafs ich wahrhaft nützlich werde. Diese Idee, die meine Hoffnung und meinen Trost ausmacht, ermutigt mich, das Werk und den Verfasser zu Ihren Füfsen zu legen.“

Es war gewifs, wie Mirabeau seinem Braunschweiger Freunde versicherte, „eine schwierige Sache“, eine solche Widmung zu schreiben. Aber der Mühe winkte auch kein geringer Lohn. Am 8. August war ein Beschlufs des Conseil gefafst, der die Eröffnung der Reichsstände für den 1. Mai 1789 festsetzte. „Seit gestern,“ schrieb Mirabeau drei Tage nachher an Mauvillon, „ist der Beschlufs des Conseil bekannt. Die Nation hat in vierundzwanzig Stunden einen Schritt von einem Jahrhundert gemacht. O, mein Freund, Sie werden sehen, was sie sein wird, an dem Tage, an dem auch das Talent eine Macht ist.“ Er scheint zuerst daran gedacht zu haben, im Elsafs zu kandidieren, wo er einige Verbindungen hatte[1]). Allein viel natürlicher war es doch, seine Augen auf die heimatliche Provinz zu werfen, in der Provence als Repräsentant seines Vaters unter dem Adel aufzutreten. Eben dazu bedurfte er aber der väterlichen Gunst und Billigung. Die Dedikation allein sollte sie ihm indessen nicht gewinnen. Auch mündliche Fürsprache sollte für ihn wirken. Auf seine Bitte hatte Montmorin den Bischof von Blois, M. de Thémines, einen entfernten Verwandten des Marquis, in Bewegung gesetzt, um sein Herz zu erweichen. Vielleicht half eine Aussöhnung mit dem Vater, obwohl dieser selbst sehr bedrängt war, auch aus der ärgsten Geldklemme. Bis dahin hatte Henriette von Nehra, gegen alle Treulosigkeiten und Ausbrüche der Eifersucht Mira-

[1]) Wertvoll war ihm namentlich ein Briefwechsel mit dem Strafsburger Buchhändler Levrault. S. über ihn Rathgeber: Eine Strafsburger Buchdruckerfamilie (Sep.-Abdruck aus der Gemeindezeitung für Elsafs-Lothringen, 1884, Nr. 11 und 12) und Mohr: Das Haus Berger-Levrault (Auszug aus den Annalen der deutschen Typographie 1876: Nr. 352). Er wird auch mehrfach erwähnt in R. Reufs: L'Alsace pendant la révolution I. Correspondance des députés de Strafbourg à l'assemblée nationale. Paris 1881, und in den Vertrauten Briefen über Frankreich auf einer Reise im J. 1792 geschrieben. Berlin, Unger 1792, I. 135. 139; daselbst I, 151—163 Mirabeaus im Auszuge auch sonst bekannter Brief vom 16. August 1788 vgl. Mirabeau: Sur la liberté de la presse S. 3.

beaus von unglaublicher Nachsicht, bei ihm ausgehalten und, so weit sie es vermochte, für sein Hauswesen gesorgt. Als er sich aber immer fester in den Fesseln einer herrschsüchtigen Nebenbuhlerin verstrickte, der Frau eines seiner Pariser Buchhändler, Lejay, riſs ihr die Geduld. Sie trennte sich weinend von dem schlafenden kleinen Lucas und verlieſs Frankreich. Während der Revolution, im Herbste 1789 hat sie, flüchtig nach Paris zurückgekehrt, Mirabeau noch ein paar Mal gesehen, aber das alte Band lieſs sich nicht mehr knüpfen. Mit ihrer Entfernung hörte jede Kontrolle über Soll und Haben auf, und die verschwenderischen Launen Mirabeaus waren ungezügelt.

Er wartete um so sehnsüchtiger auf günstige Entscheidung von Seite des Vaters, je schneller die Ereignisse sich entwickelten. Brienne, bei der Erklärung angelangt, daſs der Staat seine Gläubiger und Angestellten nur noch teilweise in Geld werde bezahlen können, hatte sich nicht länger halten können. Ende August wurde Necker sein Nachfolger, den Höflingen ebenso verhaſst, wie vom Volke als einzig möglicher Retter betrachtet. Mirabeau, der das Jahr zuvor öffentlich gegen ihn aufgetreten war, hatte nichts von ihm zu erwarten. „Er verabscheut mich,“ schrieb er nach Braunschweig, „und das aus guten Gründen. Möglicherweise wird er sich auf jede Art meinem Eintritt in die Reichsstände widersetzen.“ Er schien auf einen alten Plan zurückzukommen: mit Mauvillon einen langen Aufenthalt in England zu nehmen, um dort über dies Land ein groſses Werk zu schreiben, das dem über Preuſsen entsprechen sollte. Aber es war ihm nicht Ernst damit. Sein ganzer Sinn blieb auf die Reichsstände gerichtet. Er sah voraus, „daſs sie sehr stürmisch sein, daſs sie vielleicht zu weit gehen würden“. Er fürchtete, daſs man es mit viel „Bücherweisheit“ in ihnen werde zu thun bekommen. Allein eben weil er seine Stärke kannte, die im Maſshalten und in praktischer Erfahrung ruhte, wollte er um keinen Preis fehlen. „Ich würde,“ erklärte er dem Freunde, „das öffentliche Gut selbst aus Ahrimans Händen annehmen ... Ich werde alle Mittel anwenden, um als Bürger auf meinem Posten zu stehen, und danach: vogue la galère.“

Vierzehntes Kapitel.

Die Wahlen zu den Reichsständen.

Mirabeau durfte sich nicht verhehlen, dafs es keine leichte Sache sein würde, für den bevorstehenden Wahlkampf die Unterstützung des Vaters zu gewinnen. Der Alte war mit den Jahren nicht weicher geworden. Von Schulden gedrückt, durch körperliche Leiden heimgesucht, der Lorbeeren beraubt, die dem „Menschenfreunde“ einst gewunden waren, verlebte er seine Tage meistens still für sich in einem Landhause zu Argenteuil, wo Madame de Pailly aufopfernd für ihn sorgte. Sein Gut in Bignon hatte er verkaufen müssen; sein Hotel in Paris überliefs er den Du Saillants. Von Argenteuil aus blieb er mit dem Bruder, Freunden und Freundinnen in regem geistigen Verkehr und lieferte häufig in seinen Briefen einen kritischen Kommentar zu dem Gange der öffentlichen Ereignisse. Dafs es zum Bruche der alten Ordnung kommen werde, stand ihm seit lange fest. Aber er glaubte nicht, dafs Gutes daraus hervorgehen könne. „Ich lache,“ schrieb er einmal der jungen Gräfin de Chastellux, „indem ich mir das drollige Ansehen ausmale, das in zwanzig Jahren eine Nation ohne Führer, ohne Zaum, ohne Gut und ohne Scham haben wird. Als ich doppelt so alt war wie Sie, Madame, hätte ich darüber geweint[1])“.

[1]) Lettres du marquis de Mirabeau à la comtesse de Chastellux, dame d'honneur de Madame Victoire 1782—88 Arch. nat. M. 471. Diese Briefe, 28 an der Zahl, teilweise höchst interessant, sind meines Wissens noch ganz unbenutzt. Der citierte Brief ist vom 6. Sept. 1784.

Zu den Gliedern der Nation, welchen Zaum und Scham am sichtlichsten fehlten, rechnete er seinen Sohn. Er meinte nicht den Jüngeren, der ihm zwar auch Kummer und Sorge genug verursacht hatte, im Grunde seines Wesens aber mit ihm übereinstimmte und schliefslich durch eine vornehme Heirat die „Posteromanie" des Vaters befriedigte. Er meinte den Älteren, „einen gewissen Menschen, der aus seinen Lenden hervorgegangen war, um ihm in jedem Sinne und während seines ganzen Lebens Herz und Eingeweide zu zerreifsen". So hatte er ihn erst kürzlich in einem Briefe an einen seiner physiokratischen Freunde bezeichnet, dem er von einem neuen Streiche des „gewissen Menschen" berichten mufste. Es handelte sich um eine seiner eigenen Arbeiten, eine Art Lehrbuch der Fürstenerziehung, das Mirabeau früher teilweise kopiert und, wie gewohnt, als Erzeugnis seiner Feder, einer zweiten Auflage des Briefes an Friedrich Wilhelm II. beigefügt hatte. Der Alte war empört über den Raub und beeilte sich, eine vollständige Ausgabe seiner prinzlichen Pädagogik durch die Druckerei zu Durlach im Gebiete seines Gönners, Karl Friedrich von Baden, zu veranstalten[1]).

Schon seit lange war seine Meinung, sein Sohn „könne keine drei Seiten hintereinander selbständig schreiben, sondern nur gestohlene Stücke zusammenflicken und aufbauschen". Er hatte alle die Jahre daher seine litterarische Thätigkeit verfolgt und die bitteren Urteile nicht gespart. Wenn er seine Angriffe auf die St. Karls-Bank, die Gesellschaft der Pariser Wasserwerke, die Diskontokasse überblickte, verglich er ihn „einem bissigen und wütenden Köter, den man den Leuten zwischen die Beine wirft". Wenn man ihm die grofsen Erfolge der Publizistik Mirabeaus rühmte, gab er zur Antwort: „Als Persepolis angezündet werden sollte, war der Tischgesellschaft eine Brandfackel mehr wert, als der kostbarste Edelstein." „Es ist unglaublich," meinte er ein anderes Mal, „was dieser Mensch für ein Talent hat, alles schmutzige Wasser, allen Auswurf, allen Dreck, der sich auf seinem Wege findet, wie mit einem Schwamme aufzusaugen ... Er wirft jedem Vorübergehenden Steine an den Kopf und kann

[1]) Reufs: Charles de Butré. S. 90. 91. Das seltene Werk des Marquis von Mirabeau: Éducation civile d'un Prince par L. D. H. A Dourlac chez Muller etc. 1788 befindet sich auf der Stadtbibliothek Zürich W. G. 656.

seinen Namen nicht eine Woche lang ruhen lassen." Als Aristokrat und Katholik fühlte er sich durch die freien Ansichten des „Häuptlings der Unruhestifter" in weltlichen und geistlichen Dingen verletzt. Mitunter „erreichte sein Ekel den äufsersten Grad" [1]).

Allmählich mischten sich aber doch andere Töne in seine Kritik. Die „Denunziation der Agiotage" entlockt ihm nach einer Fülle satirischer Bemerkungen die Worte: „Es ist unmöglich, in seinem jetzigen Stile den Vater zu verkennen, unter der Voraussetzung, dafs er zum Rhetor geworden." Die Schrift „über Moses Mendelssohn und die bürgerliche Reform der Juden" gefällt ihm, „abgesehen von einem durchaus irreligiösen Grundzuge" nicht übel, und er gesteht zu, dafs „der Schlingel nicht nur das Wort, sondern auch die Ideen zu handhaben weifs". Als von den Reichsständen die Rede ist, ahnt er, dafs sich hier „für den Koryphäen des Jahrhunderts", der „durch sein Rimbombo, seinen Fleifs, seine Unverschämtheit, seine Verächtlichkeit dazu geworden", eine Bühne eröffnen werde. „Obwohl er," fügt er hinzu, „mir oft genug mein Leben zur Last gemacht, fühle ich doch, dafs er sich allmählich erhoben und eine andere Existenz gewonnen hat dank dem Jahrhundert, das ihm entgegen gekommen ist. Wollte der Herr vor der Nation auftreten, so könnte er sich in seiner Heimatprovinz die Achtung zurückgewinnen; sein Talent und seine Arbeitskraft würden ihm Gewicht geben."

So kam der Alte Mirabeaus Wünschen auf halbem Wege entgegen. Aber an thätige Unterstützung dachte er nicht entfernt, und selbst die persönliche Annäherung wies er noch längere Zeit weit von sich. Dem Bischof von Blois erklärte er zuerst, mit einem Menschen, der sich verkauft, die Batavier zur Rebellion angereizt, sich mit Schmach und Schande bedeckt habe und „von dem doch alles wie von Wachstuch ablaufe", ganz zu schweigen von seinen eigenen persönlichen Erinnerungen, wolle er gar nichts zu schaffen haben. Wenn die Minister sich für ihn interessierten, sollten sie ihm Gelegenheit geben, sich durch Dienste für den Staat zu einem ehrlichen Menschen zu machen. Allmählich lenkte er ein wenig ein, verbat sich zwar den Besuch des „unheilbaren Lumpen und Narren" in Argenteuil, wollte ihn jedoch, nach

[1]) L. de Loménie: Esquisses historiques et littéraires. Mirabeau et son père la veille de la révolution.

Paris zurückgekehrt, empfangen. Aber auch dann wünschte er ihn möglichst selten und nie unangemeldet zu sehen. „Was ich fürchte," schrieb er dem Bailli, „ist seine Ungezwungenheit in Anknüpfung und Führung des Gespräches." Mirabeau genügte das Erreichte schon, um in einem sentimentalen Briefe für „diesen ersten Hoffnungsschimmer" zu danken und zu versichern, aus Furcht, „durch die Aufregung der kostbaren Gesundheit des Vaters zu schaden" bleibe er, seinem Willen gemäfs, noch fern. Der Alte kühlte seinen Eifer sofort ab, machte ihm deutlich, wenn er ihm später ein Wiedersehen gewähre, geschehe es nur, damit er sich vor der Welt darauf berufen könne, übrigens wolle er um seiner Ruhe willen nicht weiter mit ihm verkehren.

Indessen hatte sich Mirabeau, ohne an der Vergangenheit irgendwie Anstofs zu nehmen, auch um die Fürsprache von Madame de Pailly beworben[1]). Er wandte sich reumütig mit dem gleichen Bittgesuche an seinen Oheim, der jahrelang ohne Nachricht von ihm geblieben war. Er verfafste eine lange Rechtfertigung seiner Beziehungen zu Calonne und Lamoignon, die sein Vater verdächtigt hatte. Und nun las dieser staunend die schmeichelhafte Widmung des Werkes über die preufsische Monarchie, studierte die dicken Bände von der ersten bis zur letzten Seite in einem Zuge durch und fand mit Stolz, dafs die physiokratische Lehre hier den schönsten Triumph feiere. Zwar stiefs ihn auch in diesem Buche „die zur Schau getragene religiöse Gleichgiltigkeit" des Verfassers, das „Frondieren gegen den Glauben seiner Väter und seines Landes" zurück. Aber er fühlte sich doch gedrungen, es ein „kapitales Werk" zu nennen. „Nach genauer Abschätzung alles dessen," schrieb er seinem Bruder, „was die ungeheure Kompilation dieses tollen Arbeiters in sich fafst, halte ich ihn für den seltensten Menschen des Jahrhunderts, und er wäre vielleicht eines der seltensten Geschöpfe der Natur überhaupt, wenn ihm die gerade Richtung der Anschauungen zugleich gewährt worden wäre." Um dem ungläubigen Weltkinde hierüber Vorstellungen zu machen und zugleich um die Lücken seines nationalökonomischen Wissens auszufüllen, wurde er sogar seiner früheren Absicht untreu. Er citierte den Sohn selbst nach Argenteuil. Wie ihr Wiedersehen ablief, hat

[1]) Loménie II, 553.

er in einem höchst launigen Briefe dem Bailli beschrieben. Der Ankömmling führte sich mit drei tiefen Verbeugungen ein; der Alte ging spottend darüber hinweg, um ihn sofort in die Lehre zu nehmen und mit dem Komplimente zu endigen, vielleicht könne noch das Wunder geschehen, „dafs ernste Arbeit aus dem Herrn Grafen einen ehrlichen Mann mache".

Mirabeau benahm sich bei dem Besuche so zahm wie möglich, aber was er wollte, erreichte er nicht. Weder von den Wahlen noch von Geldverhältnissen war die Rede. So blieb es auch in der Folge. „Sie glauben," schrieb er am 31. Oktober an Mauvillon, „dafs die Versöhnung des ‚Menschenfreundes' mit seinem Sohne Freigebigkeiten und Erleichterungen nach sich ziehe. Ach, wie sehr täuschen Sie sich! . . . Von Zeit zu Zeit verliere ich einen Tag, um ihm zuzuhören, aber noch hat er mit keinem Worte, ich will gar nicht sagen von meinen persönlichen, pekuniären Angelegenheiten, sondern auch nur von den Mitteln zum Eintritt in die Reichsstände gesprochen, während er verschwenderisch darüber verfügen könnte."

Inzwischen war die reichsständische Frage immer mehr in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion getreten, und Mirabeaus Prophezeiung, dafs die Parlamente darüber vergessen werden würden, erfüllte sich sehr rasch. Sie konnten sich zwar noch einmal im Glanze der Popularität sonnen, als Mitte September der Siegelbewahrer Lamoignon einem Freunde ihrer Sache, Barentin, Platz machte, die Edikte des Mai zurückgezogen wurden und die gewohnten Beratungssäle der alten gerichtlichen Korporationen sich wieder öffneten. Aber sie verscherzten die Gunst des Volkes über Nacht. Indem das Parlament von Paris am 25. September ein königliches Edikt registrierte, das die Eröffnung der Reichsstände schon für den Januar 1789 in Aussicht stellte, fügte es hinzu, ihre Berufung und Zusammensetzung müsse in der Form stattfinden, die das letzte Mal, im Jahre 1614, beobachtet worden sei. Vergeblich widersprach eine kleine Minorität mit Duport an der Spitze. Das entscheidende Wort war gefallen, durch welches der Nation zum Bewufstsein kam, dafs sie, nach Mirabeaus Ausdruck, sich an „ein Phantom" geklammert habe. Das Geschlecht von 1788 blickte mitleidig auf das Geschlecht von 1614 zurück, und der dritte Stand las mit Empörung, welche Demütigungen er sich damals hatte gefallen lassen müssen. Er erhob sich noch nicht zu den Ansprüchen, die der Abbé

Sièyes bald darauf aufs schärfste formulierte. Aber er forderte in zahlreichen Kundgebungen doppelte Vertretung. Und der weitere Gedanke war begreiflich, dafs diese wertlos sein würde, wenn sie nicht, wie in den Provinzialversammlungen, Beratung und Abstimmung nach Köpfen in einer Kammer, statt in drei ständisch gegliederten, nach sich zöge. Selbst der Gedanke eines Zweikammersystemes trat bei vielen dahinter zurück.

Die Regierung glaubte die Verdoppelung der Vertreter des Tiers gewähren zu können, ohne der Entscheidung der Frage nach der Gliederung des Reichstages vorzugreifen. Allein selbst für jenes Zugeständnis an den veränderten Geist der Zeit wagte sie nicht die Verantwortung zu übernehmen. Es wäre Neckers Sache gewesen, dafür einzutreten. Er war thatsächlich erster Minister, wie es Brienne vor ihm gewesen war. Er genofs ein unbegrenztes Vertrauen, dem er die finanziellen Mittel dankte, der dringendsten Not des Augenblickes zu steuern. Aber, wie Mirabeau gleich nach Neckers Wiedereintritt sehr richtig über ihn geurteilt hatte: „sein Talent war den Umständen nicht gewachsen.“ Der Banquier war kein Staatsmann. Alle späteren Rechtfertigungsversuche können darüber nicht täuschen, dafs er sich, bei einer allgemeinen Hinneigung zu englischen Institutionen, mit der grofsen Aufgabe, ob und wie das alte französische Staatswesen ihnen anzunähern sei, bisher niemals ernstlich beschäftigt hatte. So verfiel er auf das Auskunftsmittel, einer neuen Notabelnversammlung die Verantwortlichkeit zuzuschieben, Normen für die Wahlen zu den Reichsständen anzugeben. Eine Versammlung von Privilegierten sollte eine Frage beantworten, die von den nicht Privilegierten aufgeworfen und in ihren Kreisen schon entschieden war. Das Experiment mifslang vollkommen. Die Notabeln hielten sich im ganzen und grofsen an die alten Formen, wenn sie dieselben ihren Interessen für nützlich erachteten, und rissen sich von ihnen los, wenn sie einen Vorteil dabei zu finden hofften. Ein einziges ihrer Bureaux, unter dem Präsidium Monsieurs, des ältesten Bruders Ludwigs XVI., erklärte sich mit einer Stimme Majorität für die Verdoppelung des dritten Standes. Die übrigen wiesen sie ab, drei davon mit grofser Mehrheit. Diese schroffe Haltung bewirkte, dafs die zur Schau getragene Begeisterung der Notabeln für künftige Durchführung gleicher Besteuerung in der Masse des Volkes keinen Eindruck machte.

Unmittelbar nach Eröffnung der neuen Notabelnversammlung, am 8. November, sprach sich Mirabeau gegenüber Mauvillon über die Frage des Tages weitläufig aus, jedoch ohne eine bestimmte Ansicht über Ein- oder Zweikammersystem, Wahlrecht, Stärke der Vertretung, und was sonst in dies Kapitel einschlug, zu entwickeln. „Unser Unglück kommt daher, dafs wir unsere alten Archive bewahrt haben, dafs wir ehemals Versammlungen hatten, die sich nicht behaupten konnten ... Erhält die Nation jetzt eine Repräsentation, die gerecht, weise, dem Verhältnis der verschiedenen Glieder des Staates angepafst, zur Herbeiführung der notwendigen, grofsen Ergebnisse geeignet ist, so wird der Geist des Jahrhunderts ganz in die Beratungen einer solchen Versammlung übergehen, und unsere Reformen werden den anderen Völkern Europas ein Beispiel geben. Nimmt man dagegen die Stände von 1614 an, so werden wir, soweit uns das überhaupt möglich ist, wieder zu einem Volke der Feudalzeit ... Eine solche Versammlung wird nicht wagen, die erforderlichen grofsen Reformen anzurühren und gezwungen sein, nach langen Wirren einer besser konstituierten Platz zu machen ... Mein Entschlufs steht aber unwiderruflich fest, über alle die streitigen Fragen und die Nationalversammlung überhaupt nichts drucken zu lassen, aufser bis ich weifs, ob ich ihr angehören werde oder nicht. Ich will durch keinen falschen Schritt von meiner Seite in Gefahr kommen, von ihr ausgeschlossen zu werden. Die Rolle des Handelnden wird jetzt wichtiger als die des Lehrers."

Unter den Ministern war einer, der bei dem unerfreulichen Verlaufe der Dinge sich Mirabeaus und seines Wunsches, „die Rolle eines Handelnden" zu übernehmen, hätte erinnern müssen. Es war Graf Montmorin, mit dem er einige Zeit nach dem Sturze Lamoignons wieder angeknüpft hatte. Den äufseren Anlafs hatte ihm die Drohung des Parlamentes geboten, diesen ehemaligen Kollegen Montmorins unter Anklage stellen zu wollen. Mirabeau hatte sich bereit erklärt, ihn gegen die „unversöhnliche Korporation" zu verteidigen, war dann aber sofort auf einen „wichtigeren Gegenstand" übergegangen: die „gefährliche Krisis", in welche „königliche Autorität und Nation" durch „die Koalition der Privilegierten" versetzt würden. Er hatte der Befürchtung Ausdruck gegeben, es werde bei der herrschenden Spannung, nach Eröffnung der Reichsstände, sehr stürmisch zugehen, wenn die Regierung ihnen nicht mit einem ausgearbeiteten Programm

gegenübertrete. „Hat das Ministerium einen bestimmten Plan, den die Vertreter der Nation nur zu ratifizieren hätten?“ „Ich habe diesen Plan, Herr Graf,“ hatte er hinzugefügt. „Er hängt mit dem Plane einer Verfassung zusammen, die uns vor den Komplotten der Aristokratie wie vor den Exzessen der Demokratie bewahren würde.“ Er hatte gefragt, ob er seinen Plan mitteilen, ob er darauf rechnen dürfe, dafs Montmorin ihn dem Könige vorlegen werde. Endlich hatte er dringend zu wissen gewünscht, ob Montmorin ihn im Wahlkampfe unterstützen wolle, um so „dem Throne und der öffentlichen Sache einen einflufsreichen Verteidiger“ zu gewinnen. Er meinte die Unterstützung ganz wörtlich, mit Geld, und es hätte somit nähergelegen, den Finanzminister anzugehen. Aber Necker, „der Gott des Tages“, hatte, wie er schon im Eingange seines Briefes bemerkte, „zu viele Gründe, ihn zu hassen und vielleicht zu fürchten“.

Es scheint so, als wenn Montmorin daraufhin allgemein gehaltene Wünsche, den Briefschreiber in den Reichsständen zu sehen, geäufsert habe, ohne sich tiefer mit ihm einzulassen oder ihm mehr als „ein kleines Sümmchen“ zu geben. Damit war aber Mirabeau nicht gedient. In ein paar Briefen an Lauzun, seit kurzem Herzog von Biron, gestand er diesem, dafs er nicht wisse, wie er eine alsbald fällige Schuld von 4800 Francs zahlen solle[1]). Er behauptete, des Geldes für den bestimmten Termin unbedingt zu bedürfen, weil er zur Sicherung seiner Kandidatur für die Wahlen die scheinbare Erwerbung eines Lehengutes im Dauphiné anstrebe. Er beschwor Biron, auf Montmorin zu wirken, damit dieser im Hinblick auf seine künftige „Erbschaft“ ihn aus der Verlegenheit ziehe und ihm zur Bestreitung der Wahlkosten noch ein paar hundert Louis-d'or darüber hinaus gebe. Auch hier war eine selbstbewufste Anspielung auf Necker zu lesen. „Ich kann versprechen, den Menschen zu schonen, ich kann mich jedoch nicht verpflichten, andere Grundsätze zu bekennen als die meinigen. Was man aber glauben darf, ist, dafs ich in der Nationalversamm-

---

[1]) Mirabeaus Briefe an Lauzun, fragmentarisch bei Lucas-Montigny, vollständiger in Le Curieux par Charles Nauroy, Mars 1886, No. 27. Auch hier jedoch fehlen Stücke, wie Ch. de Loménie nach den Originalen die Güte hat, mir mitzuteilen. Ich verdanke ihm die Kenntnis eines ungedruckten Briefes Mirabeaus an Lauzun vom 16. Nov. 1788.

lung ein sehr eifriger Monarchist sein werde, weil ich die Notwendigkeit sehr tief fühle, den ministeriellen Despotismus zu töten und die königliche Autorität zu erheben.“ Rasche finanzielle Hilfe war ihm um so unentbehrlicher, da er sich gezwungen sah, in wichtigen Privatangelegenheiten eine Reise in die Normandie zu unternehmen. Seine Bettelbriefe blieben nicht wirkungslos. Aber was für ihn abfiel, war wieder nur ein Tropfen auf einen heifsen Stein. Von der Reise zurückgekehrt, klagte er Mauvillon, dafs er nicht wisse, wovon er das nächste Jahr leben solle, und feuerte ihn an, ihm mit seiner Feder beizustehen. Er versprach sich grofsen Gewinn von Mauvillons Analyse des Entwurfes des preufsischen Landrechtes und gedachte ein Buch daraus zu machen, das eine Menge politischer Lehren für Frankreich enthalten sollte[1]). Inzwischen suchte er sich selbst durch Übersetzung von Miltons „Areopagitica“ ein Stück Geld zu verdienen und liefs dabei kräftige Worte zu Gunsten der Preſsfreiheit in seinem Vaterlande hören. Niemals, erklärte er, sei es ein gröfseres Verbrechen gewesen, sie zu versagen, als in einer Zeit, da der König selbst von seinem Volke Gutachten über die Art und Weise der Reichsstände fordere. Er erwartete von diesen, dafs ihr erstes Gesetz die Freiheit der Presse, ohne Furcht vor einem Mifsbrauche derselben, für immer sicher stelle[2]). Seine Ideen über die Konstituierung der Reichsstände behielt er aber auch jetzt für sich.

Indessen gab es eine andere Stelle, wo sich alles, was die Wahlen anlangte, besprechen und ein Feldzugsplan für die nächste wichtige Epoche verabreden liefs. Seit kurzem begannen politische Klubs in der Hauptstadt zu bedeutenden Hebeln des öffentlichen Lebens zu werden. Sie hatten bereits früher bestanden, und Mirabeau nebst seinen Freunden war nicht der letzte gewesen, ihre Kraft zu schätzen. So hörte schon 1786 der Gothaer Reichard bei einem Aufenthalte in Paris den enthusiastischen Johann Kaspar Schweizer von Zusammenkünften sprechen, bei denen er Mirabeau, Talleyrand, Lauzun anzutreffen

---

[1]) Ein grofses Stück dieser Arbeit „Analyse raisonnée d'un projet du code Prussien“ findet sich unter Mirabeaus Papieren Arch. étrang.

[2]) Sur La Liberté De La Presse. Imité de l'Anglais de Milton. Par le Comte de Mirabeau. A Londres MDCCLXXXVIII. Es giebt zwei weitere Auflagen von 1792 und 1814.

pflege. Und beim Abschied sagte ihm Schweizer: „Wenn Sie wieder in Deutschland sind, erinnern Sie sich meiner Prophezeiung. Sie werden bald Dinge hören, die man niemals, niemals aus Frankreich erwartet hat. Gestern Abend habe ich wieder einer jener Versammlungen beigewohnt ... Die ganze Nacht habe ich mich mit dem beschäftigt, was ich dort gehört und gesehen habe, und habe mich gefragt: Hast du es nicht geträumt, geschah alles wirklich?“ [1]) Während der Unruhen im Sommer 1787 wurden die Klubs allerdings geschlossen, allein nach Neckers Wiedereintritt ins Ministerium ward das Verbot aufgehoben. Unter den Klubs, die danach einen erneuten Eifer entwickelten, zeichnete sich einer besonders aus, den man häufig „die Gesellschaft der Dreifsig“ nannte, weil die Zahl der Mitglieder in der Regel dieser entsprach. Wahrscheinlich bildete der Verein, dem Schweizer so grofse Bedeutung beigelegt hatte, den ersten Keim. Man möchte dies aus einer Aufforderung Mirabeaus an den Herzog von Biron schliefsen, am Abend des 10. November einer zweiten Sitzung des „konstitutionellen Klubs“ beizuwohnen, von dessen Gründung er schon etwas durch Panchaud erfahren haben werde. Zugleich aber nennt Mirabeau hier einen zweiten Namen, der ein anderes politisches Element bezeichnete: den Namen Duports, in dessen Hause man sich treffen wolle. Duport war der Führer der Linken, der sogenannten „amerikanischen Faktion“, des Pariser Parlamentes. Sein Einfluſs war so grofs, dafs man sich daran gewöhnte, den Klub als „Comité Duport“ zu bezeichnen. Mit ihm erschienen manche seiner Gesinnungsgenossen aus der Magistratur, wie Fréteau, Salathier, Sémonville. Liberale Glieder des hohen Adels, wie aufser Biron die Herzöge von Larochefoucauld, Luynes, Aiguillon schlossen sich an. Auch den zum Bischof von Autun gewordenen Talleyrand traf Mirabeau hier wieder. Endlich trat er, wohl bei diesen Zusammenkünften zum ersten Male, Lafayette näher, dessen Name schon vom besten Klange war, seit er unter Washingtons Augen gekämpft und in der ersten Notabelnversammlung gesprochen hatte.

Es war natürlich, dafs die „Gesellschaft der Dreifsig“ vornehmlich ein Wahlklub wurde. Man diskutierte, wie es scheint, sogar über einzelne Kandidaturen, warb Agenten in den Pro-

---

[1]) Uhde: Reichards Selbstbiographie 1877, S. 226. Über die Klubs s. Zinkeisen: Der Jakobinerklub I, 21—51. Chérest I, 288. 289 II, 165 ff.

vinzen und sorgte für Aufklärung der Massen durch Druckschriften. Vieles, was im Schofse der Gesellschaft verhandelt wurde, bleibt dunkel. Von einer Frage aber weifs man, bei deren Besprechung Mirabeaus und Lafayettes Ansichten in Gegensatz traten. Lafayette plaidierte dafür, dafs sich der Adel von der populären Partei vorzugsweise zu Vertretern des dritten Standes wählen lasse. Mirabeau sprach, unter dem Beifall der Mehrheit, dagegen. Eine Ironie der Geschichte brachte es mit sich, dafs beide im Wahlkampfe selbst die Rollen tauschten, jener zu einem Repräsentanten des Adels, dieser zum Erkorenen des dritten Standes wurde.

So wertvoll die Wirksamkeit des konstitutionellen Klubs der Dreifsig Mirabeau auch erscheinen mochte, war er doch nicht gewillt, ihm seine Selbständigkeit zu opfern. Er fand, dafs, was ursprünglich „ein Peloton guter Bürger" sein sollte, sich in ein „Reservecorps von Parlamentariern" zu verwandeln drohte. Mit anderen Worten: er fürchtete ein Überwiegen der Interessen der Magistratur. Um der „parlamentarischen Tyrannei zu entrinnen", wollte er, wie er Biron wissen liefs, am 5. Dezember beantragen, dafs man sich nicht mehr bei Duport, sondern in einem eigenen Lokale versammle. An eben diesem Tage fafste nun freilich das Parlament von Paris einen Beschlufs, dem er seinen Beifall um so weniger versagen konnte, als der geheime Antrieb des Klubs der Dreifsig ihn mitveranlafst hatte[1]). Die hohe gerichtliche Körperschaft, untröstlich darüber, dafs ihre Popularität so rasch geschwunden war, schien sie mit einem Schlage zurückerobern zu wollen. Es waren zwar ohne Zweifel harte Kämpfe in ihrer Mitte vorausgegangen. Allein ihr Beschlufs vom 5. Dezember liefs diese nicht ahnen. Der Widerruf der Erklärung vom 25. September konnte nicht deutlicher lauten. Damals war das Verlangen gestellt worden, die Reichsstände von 1614 als Muster gelten zu lassen. Jetzt hiefs es, was die Zahl der Abgeordneten jedes Standes betreffe, sei es der Weisheit des Königs überlassen, „Änderungen vorzunehmen, wie sie die Vernunft, Freiheit, Gerechtigkeit und der allgemeine Wunsch erfordern möchten". Aufserdem aber ward das Ersuchen an den König hinzugefügt, bei Berufung

[1]) „Notre société qui a mis en serre-chaude cette résolution"; Mirabeau an Lauzun 6. Dez. 1788. Dadurch wird die Vermutung von Chérest II, 191 bestätigt.

der Reichsstände in einer bindenden Erklärung ihre periodische Wiederkehr, ihr Recht der Steuerbewilligung und der Mitwirkung bei der Gesetzgebung, die Verantwortlichkeit der Minister, die individuelle Freiheit der Bürger, die legitime Freiheit der Presse zu gewähren. Mirabeau hatte noch eben Zeit, in einer Nachschrift zu seiner Übersetzung von Miltons Abhandlung gegen die Censur zu rühmen, dafs der hohe Gerichtshof diesmal „mit seinem Glaubensbekenntnis den jurisdiktionellen Geschäftskreis wenigstens zum Besten der Nation überschritten habe". „Wir werden," rief er frohlockend aus, „eine Verfassung haben, da der öffentliche Geist solche Fortschritte, solche Eroberungen gemacht hat, und das vielleicht ohne grofse Wirren des Gemeinwesens."

In der That: hier war seine eigene Idee wiederholt, die Staatsgewalt müsse mit einem bestimmten Plane auftreten, wenn sie wilde Stürme vermeiden wolle. Der Beschlufs des Parlamentes deckte sich mit dem Winke, den er Montmorin gegeben hatte. Von beiden Seiten wurde die Regierung dazu gedrängt, um in der Sprache des neunzehnten Jahrhunderts zu reden, die Grundzüge einer Charte zu oktroyieren. Sie hätte damit die Führung übernommen. Sie hätte ein Panier für die Wähler aufgepflanzt. Es gab kein besseres Mittel, den Strom der allgemeinen Aufregung in ein breites Bett zu leiten und es der bevorstehenden Versammlung zu erschweren, zur konstituierenden zu werden. Aber der Mann, der die Seele der Regierung bildete, hatte weder die Einsicht, dafs dieser Weg der beste sei, noch hätte er Energie genug gehabt, solcher Einsicht im Rate Ludwigs XVI. zum Siege zu verhelfen. Schon war so viel kostbare Zeit verloren gegangen, dafs von dem Zusammentritt der Reichsstände vor dem Frühling keine Rede sein konnte. Was aber der letzte Schlufs von Neckers Weisheit sei, erfuhr man aus dem dürren „Ergebnis des Conseil vom 27. Dezember" und seinem ihm vorgedruckten weitschweifigen „Berichte" an den König. Kein klares Verfassungsprogramm, sondern die ersehnte Umwandlung der unumschränkten Monarchie nur in verschwommenen Zügen angedeutet. Kein Widerspruch gegen die Fortdauer der Feudalrechte, sondern die Privilegien, abgesehen von dem Privilegium in Sachen der Besteuerung, für unantastbar erklärt. Keine Gewähr dafür, dafs Adel und Klerus durch ihr vereinigtes Veto nicht ein Übergewicht in den Reichsständen erlangen würden, sondern dem dritten Stande die gleiche Zahl von Vertretern wie jenen beiden zusammen nur bewilligt,

„um den allgemeinen Wunsch der Gemeinen des Landes zu erfüllen, so weit das ohne Schaden für die Interessen der beiden anderen Stände geschehen kann". Dennoch wurde der Beschluſs des 27. Dezember von der Masse des Tiers mit Jubel aufgenommen. Es regnete Zustimmungsadressen und Dankesbezeigungen. Das erste Ziel war erreicht, alles übrige erschien als selbstverständliche Folge. Man konnte nicht glauben, daſs Necker mit der einen Hand gegeben habe, um mit der anderen zurückzunehmen. Tausende teilten die Illusionen Mouniers, daſs die Abstimmung nach Köpfen im Willen der Regierung liege. Sie glaubten mit Bestimmtheit, daſs sie von ihr befohlen werden würde, wenn „die gemeinsame Liebe des Staatswohles", auf die Necker bauen wollte, sie in keinem Falle „aus freien Stücken" hervorrufe. Es galt für gewiſs, daſs „der von Gott Gesandte" seine wahren Gedanken, um die Privilegierten nicht noch mehr zu reizen, habe verbergen müssen.

Zu denen, welche sich nicht blenden lieſsen, gehörte Mirabeau. Bis dahin hatte er sich den Zwang angethan, mit seiner Kritik über Necker vor dem Publikum zurückzuhalten. Er konnte zwar nicht hoffen, daſs dieser vergessen würde, wie er einst von seinem ersten Ministerium geurteilt hatte, aber es war in seiner bedrängten Lage doch rätlich, ihn nicht neuerdings zu reizen. Noch am 23. Dezember schrieb er an den Herzog von Biron, den er als „Waffengefährten" in den Reichsständen zu begrüſsen hoffte, vorläufig aber noch als „Banquier Montmorins" betrachtete: „Wäre Herrn von Montmorin nur die Hälfte der peinlichen Verlegenheiten, in denen er mich stecken läſst, bekannt, so würde er bei seinem guten Freunde Necker durchsetzen, daſs etwas aus dem Staatsschatze fürs Auswärtige abfiele . . . Welches Unheil, daſs wir, die wir mehr wert sind, als sie, die augenblicklich einzig entscheidende Macht entbehren: das Geld. Ach, Herr Herzog, wir müssen um jeden Preis in den Reichsständen sein. Wir werden sie leiten, wir werden Groſses ausrichten und groſse Genüsse haben, die mehr wert sind, als das Kinderspielzeug des Hofes." Aber dieser Notruf blieb ungehört. Der „Banquier Montmorins" hatte leere Hände, weil nicht daran zu denken war, Necker etwas abzupressen. Ohne Hoffnung, von dieser Seite Unterstützung zu erhalten, gab Mirabeau es auf, „den Gott des Tages" länger zu schonen.

Es war nicht nur der Politiker Necker, auf den er verächtlich herabsah, es war ebensowohl der Finanzminister. Hierbei

lief er allerdings noch weit mehr Gefahr, sich mit der allgemeinen Ansicht in Widerspruch zu setzen. Denn Necker hatte es fertig gebracht, obwohl bei seinem Wiedereintritt die Staatskasse nur eine halbe Million Livres enthielt, die Barzahlungen in vollem Umfange aufzunehmen und, ohne Anlehen, ohne Vermehrung einer Steuer, den Anforderungen jedes Tages zu genügen. Seine nächsten Mittel waren Benutzung des ihm zufliegenden Kredites, äufserste Sparsamkeit, Antizipationen, Aussetzung der Amortisation, Verzögerung der Rentenzahlung. Allein dies war ein enger Kreis, in dem er, seinen eigenen späteren Worten nach, „lavierend das gebrechliche Staatsschiff zu steuern suchte". Er bedurfte um so dringender eines stärkeren Rückhaltes, je gröfser die materielle Not der Volksmassen in Stadt und Land eben damals war, und je mehr diese Massen sich daran gewöhnt hatten, die Regierung als zweite Vorsehung zu betrachten.

Im Frühjahr und Sommer hatten lang andauernde Nässe und Trockenheit gewechselt. Ein furchtbarer Hagel hatte im Juli die Ernte der nordwestlichen Provinzen fast gänzlich zerstört. Der Winter 1788 auf 1789 wurde aufsergewöhnlich hart, und der Hunger verstärkte die Scharen der Bettler und Briganten. Von jeher ein Gegner der Freiheit des Getreidehandels, die erst das Jahr zuvor durchgedrungen war, glaubte Necker in Ausfuhrverboten und anderen Beschränkungen ein Heilmittel zu finden. Allein dies erschien ihm als ungenügend. Er unternahm es, für Rechnung des Staates im Auslande grofse Einkäufe zu machen und lastete durch gleichzeitige Mafsregeln, die den Privathandel entmutigen mufsten, der Regierung Pflichten auf, die sie nimmermehr erfüllen konnte. Abgesehen von den verhängnisvollen Folgen, die dies hatte, wurde Necker dadurch genötigt, künstliche Finanzoperationen zu machen, die vor der Welt verborgen bleiben sollten. Sein Rettungsmittel war die Diskontokasse. Dies Institut hatte gegen Ende von Briennes Verwaltung einen Teil der dem Staate geliehenen siebenzig Millionen zurückfordern müssen. Allein Brienne, aufser Stande zu zahlen, wufste der Bank keine andere Hilfe anzubieten, als sie, wie einst d'Ormesson, durch Verfügung des Conseil (18. August 1788) von der Verpflichtung der Einlösung ihrer Zettel in barem Gelde zu entbinden. So fand Necker die Lage vor. Er benutzte sie und verschlimmerte das Übel, statt es zu bessern. Er gestattete der Diskontokasse die Suspension ihrer Einlösungen und liefs sich dafür heimlich von ihr fünfzehn

Millionen vorstrecken, denen bald weitere bedeutendere Summen folgten. Am 29. Dezember wurde durch einen neuen Beschluſs des Conseil die Frist, für welche der Zwangskurs der Noten gelten sollte, um sechs Monate verlängert.

An diesem überraschenden Beschlusse des Conseil setzte Mirabeaus Kritik ein. Sein Auge war geschärft durch die frühere Fehde gegen die Diskontokasse. In ein paar Briefen, die er anfangs Januar 1789 mit einem Bekannten der Schriftstellerwelt, Cérutti, dem aus der Kutte gesprungenen Zöglinge der Jesuiten, austauschte, machte er seinem Herzen Luft. Manche Wendung erinnert an die Streitschriften des Jahres 1787, die Neckers Verehrer bereits hatten kränken müssen. Wie damals verwahrt er sich dagegen, daſs man aus Neckers häuslichen Tugenden Schlüsse auf seine Befähigung zur öffentlichen Wirksamkeit ableite. Wie damals behauptete er, daſs der angebliche „Wundermann“ nur ein „Taschenspieler“ sei, und noch dazu ein „schlechter“. Wenn Cérutti in der Stimmung ist, dem Manne an der Spitze blindlings zu vertrauen, betont Mirabeau, daſs es für die Freiheit eines Volkes nichts Gefährlicheres gebe, als enthusiastischer Glaube an die Unfehlbarkeit eines Einzelnen. „Wir können uns,“ ruft er aus, „mit einem ministeriellen Kredite nicht mehr begnügen; was uns Not thut, ist ein nationaler Kredit.“ Aus der nationalökonomischen Theorie, aus dem jüngsten Beispiele Amerikas, aus Neckers eigenen Schriften sucht er nachzuweisen, daſs ein mit Zwangskurs versehenes, uneinlösliches Papiergeld „eine wahre Geiſsel ... ein Herd der Untreue und des Schwindels, eine Orgie der verblendeten Gewalt“ sei. Er prophezeit, daſs das Papier „in der Form eines Anlehens aus der Zauberbüchse herausspringen werde“, wie es denn wirklich gleich darauf geschah, als die Diskontokasse ein Lotterieanlehen der Regierung im Betrage von 25 Millionen übernahm.

Es konnte nicht fehlen, daſs er auch den Conseilbeschluſs des 27. Dezember und den ihm vorgedruckten Bericht Neckers berührte. Form wie Inhalt dieser Staatsschrift fanden an ihm einen gleich strengen Richter. Er war empört über die Verschwommenheit eines Verfassungsprogrammes, bei dem sogar die Frage der Aufrechterhaltung von Censur und lettres de cachet, in bestimmten Grenzen, noch dunkel blieb. Er spottete über die Halbheit „eines Versöhnungsplanes, der den Tiers seine Sache verlieren lieſs, unter dem Scheine, sie ihn gewinnen zu lassen“.

„Niemand hat ein Recht, darnach zu fragen, was Herr Necker seiner Frau, seiner Tochter, seinen Freunden ist, aber alle Welt hat ein Recht, es erbärmlich zu finden, dafs er die Notwendigkeit der anfänglichen Trennung der Stände voraussetzt und so die Geschäftsordnung der États généraux ihrer eigenen Entscheidung entzieht."

Necker, der wohl wufste, wie viel für ihn auf Marie Antoinettes Gunst ankam, hatte sich nicht enthalten, in sentimentaler Art der „erhabenen Fürstin" zu gedenken, die „Mühen und Ruhm" des Königs teile. Es war etwas unvorsichtig, da die öffentliche Meinung gegen die Einmischung der Ausländerin in die Staatsgeschäfte schon gereizt war. Auch diese schwache Seite liefs Mirabeau sich nicht entgehen. „Es giebt," sagte er, „nur eine Majestät im Reiche, und ich finde es unehrerbietig, das Wort Königin in einer Monarchie auszusprechen, in der die Königinnen niemals Könige sein können . . . Als die unsrige sich von der Kunst hat verherrlichen lassen, ist sie in der Mitte ihrer Kinder gemalt worden, aber nicht, den Globus in der Hand, oder die Karte Frankreichs vor Augen." — „Ein Heiliger mag Herr Necker sein, wenn er es denn durchaus sein soll, ein Weiser ist er nicht." So lautete das zusammenfassende Urteil Mirabeaus über den ersten Minister. Was sich auch von mildernden Umständen für dessen Verhalten anführen liefs: die Nachwelt hat jenes Urteil bestätigt.

Es gehörte viel Selbstvertrauen dazu, es damals vor allem Volke auszusprechen. Wenn Necker und Neckers Anhänger, wie Mirabeau im Briefwechsel mit Cérutti andeutete, darauf bedacht waren, ihn aus den Reichsständen auszuschliefsen, so mufsten sie durch Veröffentlichung dieses Briefwechsels noch mehr erbittert werden. Freunde, wie Chamfort, mahnten ihn denn auch, „nicht Steine auf seinen Weg zu streuen" und statt „Lärm zu machen, seine ganze Kraft für den Augenblick des Kampfes aufzusparen". Indessen wer es wagte, so viel aufs Spiel zu setzen, dem war der Wunsch „Lärm zu machen" doch wohl nicht die Hauptsache. Mirabeau war so weit gereift, dafs ihm das Sachliche über dem Persönlichen stand, und so entschlofs er sich, ohne Céruttis Erlaubnis einzuholen, nach vorgenommener Feilung seiner eigenen Schreiben, ihren Briefwechsel in Druck zu geben. Er war im Begriffe, in die Provence abzureisen. Bis Céruttis Vorwürfe wegen des Erscheinens der Schrift ihn treffen

konnten, hatte er Paris längst im Rücken. Sehr möglich, dafs auch die Hoffnung auf buchhändlerischen Gewinn bei seinem Entschlusse mitsprach. Indessen hatte er in seiner Not schon Anstalten getroffen, durch ein gröfseres Druckwerk, das auf einen viel weiteren Leserkreis rechnen konnte, für die Bestreitung der Reise- und Wahlkosten Vorsorge zu treffen. Die Konzepte seiner geheimen Berichte vom Berliner Hofe waren noch in seiner Hand. Es ist vollkommen glaublich, dafs er sie ehedem durch Biron dem Minister Montmorin zum Kaufe angeboten, ebenso, dafs dieser ihm für das Versprechen, von diesen Berichten nichts zu veröffentlichen, eine Summe Geldes gegeben hat[1]). Aber die Versuchung war zu verlockend. Auch wird Frau Lejay es nicht an Überredung haben fehlen lassen, dem Verlagsgeschäfte ihres Mannes, das mehr ihr eigenes war, eine so pikante Waare zur Feilbietung anzuvertrauen. Genug, ihr nicht weniger spekulativer Liebhaber überliefs ihr den Schatz, ohne Rücksicht darauf, wie sehr er, trotz blofser Andeutung mancher Eigennamen und trotz gewisser Auslassungen, die Regierung und seine damaligen Adressaten kompromittieren würde. Der Ausflug, den er Ende November in die Normandie gemacht, hatte den Zweck, den Druck des Werkes in Alençon vorzubereiten[2]).

Auch diese Bombe sollte erst platzen, wenn er in der Provence weilte, wohin er am 8. Januar abreiste. Seine Schwester Karoline Du Saillant hoffte, es würde dort vielleicht zu einer Versöhnung mit der Gräfin kommen. Seine Gedanken hatten andere Ziele. „Wir haben," schrieb er ihr bald darauf, „zu viel Männergeschäfte, als dafs wir an Frauengeschäfte denken könnten." Er war jetzt ganz Politiker. „Seit lange," urteilte sein Vater, „haben sie einen solchen Kopf in der Provence nicht gesehen. Die Schale, die nur ein laut tönendes Erz aus ihm machte, ist gebrochen. Ich habe es selbst festgestellt und in einigen Gesprächen sogar Genie bemerkt. Seine unermüdliche Arbeitskraft, seine Keckheit des Urteils und sein angeborener Stolz in Verbindung mit vielem von dem, was man Geist nennt, haben

---

[1]) Die Behauptung von Malouet I, 314, Droz u. a., Mirabeau habe auch versprochen, sich nicht um einen Sitz in den Reichsständen zu bewerben, widerlegt sich durch seine spätere Korrespondenz mit Montmorin. Auch Biron kann dies nach Ausweis seines Briefwechsels mit Mirabeau nicht versprochen haben.

[2]) Nach gefälliger Mitteilung von Ch. de Loménie.

einen grofsen Herrn aus ihm gemacht. Er sagt jedem, der es hören will, er werde nicht dulden, dafs man Frankreich demonarchisiere, und zu gleicher Zeit ist er der Freund der Koryphäen des Tiers." In der That wollte Mirabeau sich auch in der Provence den Weg, der zum dritten Stande führte, offen halten, zunächst jedoch sein Glück beim Adel, dem er angehörte, versuchen. Hier wurde er aber sofort genötigt, zu den grofsen Gegensätzen Stellung zu nehmen, die seit mehr als Jahresfrist die Geister in seiner Heimatprovinz erhitzt hatten[1]).

Als 1787 das Edikt über die Einführung der Provinzialversammlungen erschien, wurde es auf die Provence nicht angewandt, weil man sie zu den pays d'états rechnen durfte. In der That gab es hier, obwohl die alten Provinzialstände 1639 durch Richelieu suspendiert worden waren, die sogenannte „allgemeine Versammlung der Kommunalitäten", unter dem Präsidium des jedesmaligen Erzbischofs von Aix: eine beinahe ausschliefsliche Repräsentation des dritten Standes, neben der Adel und Klerus ihre gesonderten Versammlungen hielten. Die Privilegierten, mit dem Parlamente von Aix verbündet, glaubten aber 1787 die günstige Gelegenheit nicht versäumen zu sollen, die alten Stände der Provinz, in deren gemeinsamer Versammlung sie über die Mehrheit der Stimmen geboten hatten, zurückzufordern, und drangen trotz des Widerspruches des Tiers damit durch. Für diesen erhoben Portalis und Pascalis ihre Stimme, die beiden berühmten Advokaten von Aix. Einst waren sie Mirabeau vor den Schranken des Gerichtes gegenübergetreten, jetzt kämpften sie unter dem Banner, dem auch er folgen wollte. Ihre Worte waren aber verschwendet. Die Provinzialstände traten, den alten Formen gemäfs, anfangs 1788 zusammen, ihre Sitzungen verliefen jedoch sehr stürmisch. Wenn die Privilegierten dem dritten Stande für später auch eine gleiche Zahl von Vertretern zugestehen wollten, weigerten sie sich doch standhaft, in gleicher Weise die Steuerlast zu tragen.

---

[1]) S. über das Folgende Chérest II, 30—39, 315—333, Lavergne: Les assemblées provinciales sous Louis XVI, 463—478, C. de Ribbe: Pascalis, étude sur la fin de la constitution Provençale. Paris, Dentu 1854; vor allem aber Guibal: Mirabeau et la Provence en 1789. Paris, Thorin 1887, und Ch. de Loménie: L'élection de Mirabeau aux états généraux (Annales de l'école libre des sciences politiques 1889. April). Mirabeaus auf den Wahlkampf bezügliche Reden und Schriften fast vollständig bei Méjan.

Nach der Trennung der Stände kam es wieder zu Sonderversammlungen des Tiers und der Noblesse, die zur Beschwichtigung der Gemüter nichts beitragen konnten. Dann folgten Schlag auf Schlag die Mai-Edikte, Briennes Kampf gegen die Parlamente, die stürmische Bewegung des Landes von Dauphiné bis Bretagne, die Rückkehr Neckers, die Berufung der Reichsstände. Damit war eine neue Streitfrage aufgeworfen. Adel und Klerus behaupteten, es sei ein Recht der Stände der Provence, die Deputierten zu den Reichsständen zu ernennen. Der Tiers setzte sich dagegen zur Wehre. Er selbst war in den Ständen der Provinz, abgesehen von dem Übergewicht der Privilegierten, höchst mangelhaft vertreten. Die Wahlbezirke waren bald groſs, bald klein, die Wahlberechtigung eingeengt. Von den fünfunddreifsig Konsuln der gröfseren Städte, die in den Ständen safsen, waren viele noch dazu von Adel und den Interessen des Tiers entfremdet. Er fand Unterstützung bei der niederen Geistlichkeit und bei den fünfhundert Edelleuten, welche kein Lehen besafsen und infolgedessen von den Ständen der Provinz ausgeschlossen waren. Diese als Wahlkollegium gelten zu lassen, mufste den modernen Anschauungen durchaus widersprechen. Der Wunsch wurde laut und mit Geschick von dem Parlamentsrate d'André verfochten, sie durch eine allgemeine, von Geistlichkeit, Adligen, Bourgeoisie freigewählte Versammlung nach dem Muster des Dauphiné zu ersetzen und hier die Abgeordneten für die États généraux zu wählen. Während die Leidenschaften hierdurch neue Nahrung erhielten, beging die Regierung die Unvorsichtigkeit, die antiquierten Stände der Provinz, so wie sie das Jahr zuvor getagt hatten, für Ende Januar 1789 wieder einzuberufen. Noch ehe der Termin gekommen war, eilten die Vertreter der drei Stände nach Aix, um vor der Eröffnung in getrennten Konventikeln ihren Gefühlen Luft zu machen. Hier erschien in der Kammer des Adels auch Mirabeau.

Mehr als fünf Jahre waren vergangen seit seinem Prozesse in eben dieser Stadt Aix, von dem das Gedächtnis der Menschen noch erfüllt war. Er hatte sich damals gute Freunde erworben, die ihn auch jetzt mit Rat und That unterstützten. Aber sehr beträchtlich war die Zahl seiner Feinde gerade unter der Noblesse. Dazu gehörten die Verwandten seiner Frau, der ganze Anhang der Marignanes, die stolzen Herren des Richteradels. Was sie inzwischen von seinem Leben, von seinem Wirken als Schriftsteller erfahren

hatten, mufste ihren Hafs steigern. Er vergalt Gleiches mit Gleichem. „Niemals," schrieb er seiner Schwester Karoline, „habe ich eine unwissendere, begehrlichere, eingebildetere adlige Körperschaft gesehen. Thäte ich mir nicht Zwang an, so würden diese Leute mich gegen meinen Willen zum Tribunen des Volkes machen." Er wollte sich in dem adligen Konventikel ursprünglich schweigend verhalten, sprach aber doch, zuerst am 21., dann am 23. Januar, das eine Mal um vor überstürzten Beratungen zu warnen, das andere Mal, um die Zulassung der Standesgenossen, die kein Lehen besafsen, zu befürworten. Die vornehmen Herren, die ihre Loyalität nicht hinderte, gegen das königliche Versprechen der Verdoppelung des dritten Standes in den kommenden États généraux zu protestieren, mufsten sich von einem der Ihrigen ernste Worte über ihre leichtfertige Geschäftsbehandlung, über ihr starres Festhalten an „bizarren Bräuchen" und über das vermeintliche „göttliche Recht der Feudalität" sagen lassen. Noch begnügten sie sich damit, ihn niederzustimmen, um abzuwarten, welche Rolle er in den Ständen spielen würde.

Am 26. Januar wurden diese mit dem gewohnten pomphaften Aufzuge eröffnet. Graf Portalis, der Sohn des grofsen Juristen, schildert, wie er 1789 elfjährig als letzten in der Gruppe des Adels, unmittelbar vor den Vertretern des Tiers, einen Mann von auffallender und doch anziehender Häfslichkeit einherschreiten sah, die Rechte auf dem Degenknaufe, den Federhut unter dem linken Arme, den Kopf stolz zurückgeworfen, die gaffende Menge mit durchdringenden Blicken musternd. Es war Mirabeau. Kaum hatten die Beratungen ein paar Tage gedauert, als sein Auftreten in der Versammlung ihnen eine entscheidende Wendung gab. Die Repräsentanten des Tiers entledigten sich sofort ihres Auftrages, gegen die Gesetzmäfsigkeit dieser Stände Einspruch zu erheben, weigerten sich fast insgesamt an der Ernennung einer Kommission zur Prüfung der Wahlen teilzunehmen, und zogen sich von den Sitzungen zurück. Mirabeau strebte demselben Ziele zu wie der Tiers, bei dessen augenblicklicher sehr mangelhafter Vertretung er übrigens politisches Verständnis und festen Willen vermifste. Einem jungen Freunde, de Comps, der seit kurzem sein Sekretär geworden war, schrieb er nach Paris, in den Ständen der Provinz habe er keine Aussicht, ein Mandat für die États généraux zu erlangen, sicher aber in einer allgemeinen Versammlung. Die Privilegierten kannten seine Ge-

sinnungen und fürchteten seinen schon mehrfach erprobten Einfluſs auf den dritten Stand. Wie um ihn in Konflikte mit diesem zu bringen, ernannten sie ihn, allerdings ohne Erfolg, zu einem der Kommissäre für die Wahlprüfungen. Zugleich aber hofften sie, den Widerstand des Tiers, den die Teilnahme tumultuarischer Volksmassen in Aix gefährlich machte, zu brechen. Auch den Kommissären des Königs, de La Tour, dem Intendanten der Provinz und Parlamentspräsidenten, wie dem Grafen Caraman, dem Kommandanten der Provinz, war es, schon wegen der nötigen ständischen Geldbewilligung, sehr um Versöhnung zu thun. So kam es zu einem Vertrage, demzufolge die Repräsentanten des Tiers ihr Wiedererscheinen zusagten, wenn die Wahlen auf einmal durch Akklamation für giltig erklärt würden.

Am 30. Januar wurde darnach verfahren. Der Friede schien hergestellt, als Mirabeau um die Erlaubnis bat, eine Denkschrift über die ungesetzliche Vertretung der „provençalischen Nation“ in den Ständen, so wie sie eben waren, vorlesen zu dürfen. Einige Adlige bezeichneten ein solches Ansinnen als ungehörig. Er drang aber mit seinem Willen durch und entwickelte, mafsvoll in der Form, aber entschieden in der Sache, was sich gegen den Wert einer Repräsentation sagen liefs, die sich auf einen kleinen Teil von Berechtigten einschränkte und durchaus die mittelalterlichen Vorstellungen individueller und korporativer Befugnisse festhielt. „Wann werden wir,“ frug er, „statt dieses und jenes Einzelnen gleichberechtigte Bürger sehen?“ „Die Zeiten,“ gab er zu bedenken, „sind vorbei, da die zwei ersten Stände es über die Nation davontrugen.“ Er schlofs mit dem Antrage, dem lebhaft geäufserten Andringen nachzugeben: eine allgemeine Versammlung wahrhafter Repräsentanten jedes Standes zu berufen, welcher es auch obliegen sollte, die Deputierten für die États généraux zu ernennen.

Der Eindruck war grofs und breitete sich nach aufsen hin aus. Am folgenden Morgen, es war ein Markttag, kamen Bauern nach Aix, um „dem Grafen Mirabeau, dem Verteidiger der Gemeinen“ ihre Dienste anzubieten. Der Tiers wagte zwar nicht, die verlangten Abgaben zu verweigern, forderte aber, durch Mirabeau ermutigt, einen klaren Verzicht der Privilegierten auf ihre Steuerfreiheit. Auch wurde der Protest gegen die Gesetzlichkeit der tagenden Stände wiederholt. Klerus und Adel antworteten mit Protesten gegen die Rede Mirabeaus, der den Frieden

habe brechen, alle Grundsätze der alten Verfassung zerstören wollen und die gefährlichsten Neuerungen anpreise. Mirabeau seinerseits kündigte an, er werde öffentlich erwidern. Die Sitzung schlofs bewegt, und der Kommandant de Caraman traf für alle Fälle militärische Vorsichtsmafsregeln. Seine Furcht vor einer Emeute war so grofs, dafs er mit dem Intendanten de La Tour und dem Erzbischofe von Aix übereinkam, die Sitzungen der Stände bis zum 10. März zu vertagen. Mirabeau blieb nichts übrig, als, wie seinen Vortrag vom 30. Januar, so nun seine Gegenprotestation drucken zu lassen.

Sie war eine feierliche Verwahrung gegen die Anklage, ein Friedensstörer zu sein, wobei eine Berufung auf seine loyalen Vorfahren, vom Konsul Marseilles zur Zeit der Hugenottenkriege bis zu seinem Vater, „dem achtbaren Weltbürger und Menschenfreunde" Vorspann leistete. Dies Stück ruhte ganz und gar auf einer Notiz, die der Vater selbst dem Sohne hatte zukommen lassen[1]). Seine Gegenprotestation war aber zugleich eine Art von Absagebrief an seinen Stand, der sich dagegen verblende, dafs „seit fünf Jahrhunderten eine Menge von Veränderungen vor sich gegangen sei und der Tiers augenscheinlich die Nation ausmache". Und bei dieser Kriegserklärung erhob er sich zu einer Beredsamkeit, die ebenso unwiderstehlich war, wie die schonungslose Dialektik von Sièyes. Niemals vergafs man, mit welchem Feuer er von den „Freunden des Volkes" sprach, die „in allen Ländern, zu allen Zeiten durch die unversöhnlichen Aristokraten verfolgt wurden", vom „letzten der Gracchen, der durch die Hand der Patrizier fiel", aus dessen Staube aber „die rächenden Götter Marius erweckten". Mit diesem verglich er sich, indem er einen Satz aus einem seiner Briefe an de Comps zu der berühmten Tirade abrundete[2]). Stolz wies er auf seine frühere Bekämpfung der öffentlichen Mifsbräuche hin; selbstbewufst warb er um die Gunst des Volkes für die Zukunft. „Beschimpfungen werden mich nicht schwankend machen. Ich war, bin und werde bis zum Grabe der Mann der Freiheit, der Mann der Verfassung sein. Wehe den privilegierten Ständen, wenn man dadurch mehr Mann des Volkes wird als Mann des Adels bleibt. Denn die Privilegien werden schwinden, aber das Volk ist ewig."

---

[1]) Ch. de Loménie a. a. O. S. 313.
[2]) Ch. de Loménie S. 311.

Die Rache der Privilegierten liefs nicht lange auf sich warten. Von Anfang an war Mirabeau nicht ganz sicher darüber gewesen, ob man ihn als Lehensinhaber betrachten und zu den ständischen Beratungen zulassen würde. Denn gemäfs seinem Ehevertrage war er nur durch Substitution dazu berufen, nach dem Tode seines Vaters die provençalischen Lehen, welche dieser bezeichnet hatte, als sein Eigentum in Anspruch zu nehmen. Indessen hatte man, ebensowenig wie sechzehn Jahre vorher bei gelegentlichen Zusammenkünften des Adels, Anstofs daran genommen. Jetzt kam man in dem adligen Konventikel, das nach der Vertagung der Stände beisammen blieb, auf die Sache zurück. Der erste Konsul von Aix, ein Vertreter des Tiers, aber zugleich Mitglied der Noblesse, zweifelte Mirabeaus Lehenstitel an und forderte, dafs er sie, seinem eigenen Beispiel entsprechend, beweise. Was Mirabeau entgegnete, erschien ungenügend. Man sprach ihm das Recht weiteren Erscheinens ab. So wurde er gewaltsam zum Tiers hinübergedrängt und erhielt einen neuen Anlafs, ihn für sich zu begeistern. Mitten unter Geschäften aller Art, ohne Zweifel unterstützt durch seine juristischen Freunde, liefs er eine Ansprache „an die provençalische Nation“ ausgehen, in der er sie zum Zeugen für die Güte seiner Sache aufrief. Er versäumte nicht, einfliefsen zu lassen, mit Freuden würde er seinem Vater den Platz räumen, „dem ehrwürdigen Repräsentanten, den die Natur ihm gegeben, den sein Herz gewählt haben würde“, aber andere hätten kein Recht, ihn zu verdrängen. Übrigens gestand er zu, dafs er an sich keinen Wert darauf legen würde, „gewisse Lehens-Prärogativen zu verteidigen“. „Provençale, Mensch, Bürger: das sind meine Titel, anderer bedarf ich nicht.“

Er hatte seine Kandidatur für den dritten Stand gleichsam proklamiert. Allein es schien ihm nötig, ehe es Ernst mit den Wahlen würde, die Provence noch einmal für kurze Zeit zu verlassen, um sich in Paris den Rücken zu decken. Hier war inzwischen seine scharfe Kritik Neckers im Briefwechsel mit Cérutti bekannt geworden. Cérutti, obwohl nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens genannt, war entrüstet über den Vertrauensbruch Mirabeaus, zumal in seinen Briefen manches vorkam, was er nicht öffentlich hatte sagen wollen. Er liefs sogleich in das Journal de Paris vom 21. Januar eine bittere Erklärung einrücken, die damit schlofs, er müsse seine eigene Unklugheit anklagen, denn was ihm passiert sei, habe nur ihn in

Erstaunen gesetzt[1]). Die begeisterten Anhänger Neckers, auch in der Provence, konnten Kapital daraus schlagen, wenn man sich nicht anstrengte, durch Verteidigungen in der Presse den übeln Eindruck zu verwischen. Indessen viel ernstere Folgen drohte das Erscheinen der Berliner Berichte nach sich zu ziehen. Es gab einen ungeheuren Aufruhr, als die zwei Bände unter dem Titel „Geheime Geschichte des Hofes von Berlin, oder Korrespondenz eines französischen Reisenden vom 5. Juli 1786 bis zum 19. Januar 1787" als „nachgelassenes Werk" in einer grofsen Anzahl von Exemplaren verbreitet wurden[2]). Jeder Kundige wufste, dafs der Reisende, der 1788 „in einem unbekannten Dorfe im Herzen Deutschlands" gestorben sein sollte, Graf Mirabeau sei. Schon am 16. Januar wurde der preufsische Gesandte von der Goltz durch den höchlich verlegenen Minister Montmorin darüber aufgeklärt und gebeten, seinem Schmerze in Berlin Ausdruck zu geben. Montmorins Unmut war um so gröfser, da eben damals der von Mirabeau in seinen Depeschen so schmählich mifshandelte Prinz Heinrich in Paris weilte. Dieser nahm die Sache allerdings sehr gleichmütig auf. Er beruhigte den verzweifelten Luchet, der sich als einstiger Vermittler seiner Bekanntschaft mit Mirabeau in gewissem Sinne verantwortlich fühlte, und gab Auftrag, eine Anzahl von Exemplaren zu kaufen, um sie an Freunde zu verschenken.

Anders wurde der Fall in Berlin aufgefafst. Man war hier schon wegen des Werkes über die preufsische Monarchie sehr aufgebracht. Nicht jeder teilte die Ansicht Dohms, dafs in diesem Werke „viele wichtige und wahre Bemerkungen freimütig vorgetragen, deren bleibender Wert dadurch nicht verlieren könne, dafs dieselben mit manchen Irrtümern gemischt seien". Die

---

[1]) Dennoch rührt von Cérutti: Éloge funèbre de M. de Mirabeau, prononcé le jour de ses funérailles dans l'église de St. Eustache etc. 1791. Daselbst S. 11 eine Anspielung auf die „actions moins pures" und die „égaremens" des Verstorbenen.

[2]) Histoire secrète de la Cour de Berlin ou Correspondance d'un voyageur français depuis le 5 juillet 1786 jusqu' au 19 janvier 1787. Ouvrage posthume 1789. s. l. Deutsche Übersetzung „Cölln bey Peter Sandhof 1789". Gegenschriften von Posselt: Über Mirabeaus Histoire secrète u. s. w. Carlsruhe, Schmieder 1787. Trenck: Examen politique et critique d'un ouvrage intitulé Histoire secrète etc. Berlin, s. d. deutsch: Trenk contra Mirabeau, Leipzig 1789. s. u. a. auch Zimmermann: Fragmente über Friedrich den Grofsen. 1790.

deutsche Kritik behandelte es im ganzen sehr kühl. Graf Hertzberg spielte in einer Rede vor den Mitgliedern der Berliner Akademie auf den Verfasser als einen „der Aretine unserer Tage an, die mit ihrer käuflichen Feder den Namen und den heiligen Beruf des Geschichtschreibers usurpieren“. Um wie viel empfindlicher noch mufste man sich in den höchsten Kreisen durch die wahren und falschen Enthüllungen der „geheimen Geschichte“ verletzt fühlen. Der König war nach d'Esternos Versicherung aufser sich und rief aus: „Das also sind die Franzosen, die in meinen Staaten reisen,“ wodurch d'Esternos weitere Behauptung, Mirabeaus Chiffre sei an der Spree längst bekannt gewesen, sich widerlegt. Die Minister Hertzberg und Finkenstein sprachen gegenüber Goltz ihr Befremden darüber aus, dafs die französische Regierung den Druck solcher Schriften nicht zu hindern wisse, da doch die Censur gegen fremde Bücher strenge gehandhabt werde. Montmorin sagte denn auch Unterdrückung des Libelles und Bestrafung der Verkäufer wie des Druckers zu, wenn sich herausstellen solle, dafs dieser in Paris lebe. Was Mirabeau betraf, so erklärte der Minister, wäre er nicht in der Provence, so würde man sich an alles Geschrei nicht kehren und kraft lettre de cachet Hand an ihn legen. Finkenstein und Hertzberg waren dadurch sehr befriedigt und hofften, man werde einen Menschen nicht länger unbestraft lassen, „der alles, was achtbar in Europa ist, wie ein toller Hund anfällt“.

Indessen wurde drei Wochen lang dem heimlichen Verkaufe des Werkes kein Hindernis in den Weg gelegt, nach dem Urteile des östreichischen Gesandten ein deutlicher Beweis der Schwäche des Ministeriums. Erst an einem der letzten Tage des Januar übergab Ludwig XVI. selbst das Buch dem Generaladvokaten, um es beim Parlamente zu denunzieren. Auf dessen Verfügung vom 10. Februar ward es, nachdem ungezählte Exemplare untergebracht waren, durch den Henker verbrannt. Die „nationale Ehre“ war, wie der Mercure de France urteilte, „damit gerächt“. In Berlin war man jedoch mit diesem Ergebnis ebensowenig zufrieden wie mit dem Wortlaute der Denunziation. Lejay blieb unbehelligt, von Mirabeau war keine Rede[1]). Dieser hielt es

[1]) Depeschen von Goltz 1789 Jan. 16, 23, 30. Febr. 6, 13, 16. Weisungen an Goltz 1789 Jan. 30. Febr. 3, 9, 23, 27. Archiv Berlin. Mercy an Kaunitz 1789 Febr. 4, Archiv Wien. Thiébault: Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin II, 197 ff. (Luchet): Mémoires pour servir à l'histoire

inzwischen doch für geraten, durch einen sehr gebräuchlichen Kunstgriff die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen. Man mufste den Schein wahren und den politischen Gegnern, die in entrüsteten Zeitungsartikeln und in bissigen Flugschriften die Angelegenheit ausbeuteten[1]), irgend etwas erwidern. So brachte denn das Journal de Paris vom 22. Februar einen vom 11. Februar aus Aix datierten Brief Mirabeaus an die Redaktion, in welchem er nicht gerade leugnete, dafs die Berliner Berichte von ihm herrührten, aber zu verstehen gab, sie seien „verstümmelt, gefälscht, vergiftet". Ein genaues Urteil über das Werk könne er sich nicht bilden, da kein Exemplar nach Aix gelangt sei. Ein ähnliches ostensibles Schreiben wurde de Comps zur Verfügung gestellt. „Es ist klar," hiefs es hier, „dafs die Leute, welche mich nicht in der Nationalversammlung haben wollen, diese Intrigue angesponnen haben." Die gleiche Komödie wurde gegenüber Mauvillon gespielt, der Mirabeau erst kürzlich in der Berlinischen Monatsschrift gegen die Beschuldigung verteidigt hatte, zu der Übersetzung einer vielgelesenen Schrift „Geheime Briefe über die Preufsische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II" ein Vorwort und Noten verfafst zu haben[2]). Ohne Zweifel wäre Mirabeau nichts lieber gewesen, als wenn Mauvillon hinsichtlich der „geheimen Geschichte" ebenso gehandelt hätte. „Es soll übrigens," liefs er ihn wissen, „ein gutes Buch sein; ich habe es noch nicht gelesen."

Diese Zeilen waren schon nicht mehr aus der Provence geschrieben. Mirabeau war einen Tag, ehe seine Erklärung in der Zeitung erschien, in Paris angekommen. Doch wagte er nicht, in der Stadt zu bleiben, sondern hielt sich eine Woche lang in einem Dorfe an der Marne verborgen, wo er einige Bekannte sah. Er wandte sich, allem Anscheine nach durch Biron, an Montmorin, berührte nicht nur die geheime Geschichte des Berliner

---

de l'année, 1789 Paris, 1790 I, 67. Vie privée etc. du Prince Henri. Paris, 1809. S. 264—266. Grimm: Corresp. littéraire XV, 392—394.

[1]) Berlin. Monatsschrift XIII, 168—170 s. daselbst 380—395 die Polemik Gedikes und Biesters gegen Zimmermann.

[2]) Ich nenne z. B. Correspondance entre le Diable et M. le Comte de Mirabeau. 1789. 30 S. Bibl. nat. L. 39b 1449. Du Comte de Mirabeau de ses ouvrages et entr' autres contre la cour de Berlin etc. A Aix en Provence et se trouve à Paris chez Madame Néhrat (sic! Die „illustre Dame Néhrat" wird. S. 40 verspottet) rue de Richelieu grand Hôtel de la Chine 1789. 54 S. Bibl. der Stadt Paris 8626. Journal de Paris 28. Jan. 1789.

Hofes, sondern auch den Briefwechsel mit Cérutti, und erbot sich, Nachrichten über den Zustand der Provence in einer mündlichen Konferenz zu ergänzen. Der Minister antwortete unter Birons Adresse durchaus abweisend und erklärte, seine Pflicht sei, dem Herausgeber der Berliner Depeschen nachzuspüren und ihn zur Strafe zu ziehen. Dies war alles, was er Mirabeaus Keckheit entgegensetzte. Zwar hat dieser behauptet, Montmorin habe ihn auf ein Schiff verbringen und nach Indien überführen lassen wollen. Auch bestätigen Äufserungen des Ministers selbst, dafs er den gefährlichen Menschen gerne mit Gewalt entfernt hätte. Aber die Zeiten waren nicht mehr, da man derartiges hätte wagen dürfen. Montmorin gestand es seufzend dem preufsischen Gesandten. Er fügte hinzu, auch das Pariser Parlament sei aus Hafs gegen Necker so pflichtvergessen, dafs alle seine Bemühungen, die Feststellung von Mirabeaus Autorschaft zu erleichtern, am bösen Willen der Magistratur scheitern müfsten [1]).

Zu fürchten hatte Mirabeau also nichts, aufser dafs er es mit Montmorin verscherzt haben möge. Nicht anders stand es mit Talleyrand, der sich nicht überwinden konnte, so gute Miene zum bösen Spiele zu machen, wie Biron, der zweite der leicht erkennbaren Adressaten jener Skandalberichte aus der Berliner Zeit. Die Freundschaft des ungleichen Paares war schon mehrfach bewölkt gewesen. Der geschmeidige Talleyrand hatte hier und da den Anstandsprediger gespielt. Der unbezähmbare Mirabeau hatte gelegentlich von Höflingsmanieren und Perfidie gesprochen. Einmal hatte er den späteren Grofswürdenträger Frankreichs in einem vertraulichen Briefe folgendermafsen charakterisiert: „Für Geld hat er seine Ehre und seinen Freund verkauft; für Geld würde er seine Seele verkaufen, und das mit Recht, denn er würde seinen Mist gegen Gold vertauschen“ [2]).

---

[1]) Bacourt I, 79. 239. Depeschen von Goltz 1789 März 13, 19, 30: „Jamais, ajouta le ministre, le Roi et son Conseil ont tant désiré de terminer une affaire si odieuse par une lettre de cachet, mais vous en voyez vous-même l'impossibilité dans le temps actuel de l'agitation des esprits.“ Nov. 27.: „En me parlant des dernières séances de l'assemblée nationale il (Montmorin) me rappela le désir qu'il avait eu dans le temps d'éloigner le comte de Mirabeau en juste punition des horreurs commis contre les plus grands princes de l'Europe.“ Arch. Berlin.

[2]) „Il troquerait son fumier contre de l'or.“ s. Ch. de Loménie: Mirabeau et Talleyrand, Nouvelle Revue Mai 1886, S. 46. vgl. Mirabeaus Briefe an Biron s. d. und 21. April 1789.

Napoleon urteilte bekanntlich nachmals nicht anders. Talleyrand wird sich vielleicht nicht ganz so drastisch ausgedrückt haben, als er erfuhr, was Mirabeau kürzlich gegen Gold vertauscht hatte, aber er brach mit ihm. Das Märchen von dem durch Frau Lejay gestohlenen Manuskripte konnte bei ihm nicht verfangen. Er liefs sich auch nach den Wahlen nicht dadurch entwaffnen, dafs Mirabeau ihn durch Biron beschwor, „die kleinen Konvenienzen“ über den „grofsen nationalen Angelegenheiten zu vergessen“. Er kämpfte in der Nationalversammlung fast immer Schulter an Schulter mit ihm, aber er verzieh dem Schuldigen erst, als diesen der Fittich des Todes berührte.

Wenn Mirabeau irgend etwas über den gerechten Groll Talleyrands trösten konnte, so war es der Empfang, den er bei seiner Rückkehr in die Provence fand. Es zeigte sich, dafs die neuesten Vorgänge ihm nichts geschadet hatten. Der dritte Stand begrüfste den Grafen mit Jubel als den seinigen. In dem Städtchen Lambesc wollte man ihm am 5. März die Pferde ausspannen. Von Aix aus zogen ihm Handwerker mit Blumen entgegen. In Aix selbst nahmen die Ovationen vor dem Hause des Advokaten Jaubert, bei dem er speiste, kein Ende. Am folgenden Tag langte eine Deputation von Marseille an; ein Bauernhaufe führte sie zu Mirabeaus Frau und gab ihr in gutem Provençalisch zu hören: „Es ist eine zu schöne Rasse, schade, wenn sie aussterben sollte.“ In Marseille, wo er sich den 18. März aufhielt, stieg der Enthusiasmus der leichtlebigen, feurigen Bevölkerung auf den höchsten Gipfel. Man schmückte seine Wohnung mit den Flaggen der Schiffe, die im Hafen lagen, und Tausende begleiteten ihn Abends zum Theater, wo man ihn bekränzte. Er safs in einer Loge zwischen zwei Damen, deren eine, die Tante von Thiers, auf seine Frage, ob das Schauspiel — der „Bourgeois-Gentilhomme“ — ihr gefiele, schlagfertig antwortete: „Was uns am besten gefällt, ist, neben dem Gentilhomme-Bourgeois zu sitzen.“ Den folgenden Tag gaben ihm Hunderte von Wagen und Berittenen das Geleite. An der Grenze des Marseiller Gebietes hielt der Advokat Bremont eine Abschiedsrede, in der „vom ewigen Hasse gegen die Feinde des Bürger-Heros“, vom „Menschenfreunde“, der in dem Sohne fortleben würde, gesprochen ward. Die Mannen von Aix, die „den Verteidiger der provençalischen Nation“ einholten, erwiderten nicht minder pathetisch, und da die jungen Marseiller sich von ihrem Abgott nicht

trennen wollten, zog man zusamt bei Fackelschein in Aix ein. Die ganze Nacht hindurch gab es unter Mitwirkung von Militärmusik, die der Kommandant Graf Caraman zur Verfügung stellte, fröhliche Serenaden, den Tag danach ein brüderliches Festmahl.

Mirabeaus Gegner haben behauptet, er habe die Stimmung in der Provence zu seinen Gunsten durch unlautere Mittel gesteigert, eine ganze „Truppe von Machern" in Sold genommen und übertreibende, wenn nicht gar erlogene Berichte seiner Erfolge ausposaunt[1]). Gewifs ist, dafs er sich auf die Kunst, von sich reden zu machen, meisterhaft verstand. Ansprachen, Briefe, Gutachten: alles, was derart während des Wahlkampfes von ihm ausging oder an ihn gelangte, wurde, wenn es seinen Zwecken diente, sofort in Druck gegeben. Nahe und ferne Freunde hielt er auf dem Laufenden, um sie zu Trompeten seines Ruhmes zu machen. Besonders nützlich wurde ihm Luchet. Der ehemalige Beamte des Prinzen Heinrich glaubte sein Gewissen durch Mirabeaus öffentliche Erklärung in betreff der geheimen Geschichte des Berliner Hofes vollständig salvieren zu dürfen und leistete ihm, als eine Art von Leibjournalist, die nützlichsten Dienste. Allein die grofsartigen Triumphe, die Mirabeau feierte, sind durch zu viele unverdächtige Zeugen bestätigt, als dafs man die Thatsache, er sei damals der populärste Mann der Provence gewesen, in Zweifel ziehen dürfte[2]).

Er fühlte seine Macht, aber er erlag nur ausnahmsweise der Versuchung, sie zu mifsbrauchen. Schon am 13. März hatte er eine Denkschrift über die bevorstehenden Wahlen erscheinen lassen, in der er seinen Landsleuten ans Herz legte, einer Lieblingsidee zu entsagen und sich willig den Anordnungen der Regierung zu fügen. Bisher hatte der Tiers, und Mirabeau mit ihm, nichts sehnlicher erstrebt, als die Einberufung einer grofsen Versammlung wahrer Vertreter der drei Stände, welche die

[1]) Z. B. mit ziemlich genauer Hindeutung auf einzelne Persönlichkeiten in dem Pamphlete: Précis de la vie ou confession générale du comte de Mirabeau etc. à Maroc .. Prix Rien MDCCLXXXIX. S. 16.

[2]) S. (Luchet) Mémoires pour servir à l'histoire de l'année 1789 I. 140. 157 ff. Leider hat Luchet eine Absicht nicht ausgeführt, von der in der Schrift: Mirabeau jugé par ses amis et par ses ennemis, Paris, Couvet 1791 Bibl. nat. L. 27n. 14256 S. 97 gesprochen wird: „Le public apprendra avec plaisir que cet écrivain distingué et observateur travaille en ce moment à un grand ouvrage sur Mirabeau" etc. Von Luchet rührt in der genannten Schrift S. 1—11 die „Notice historique de M. de Mirabeau lue au Lycée le 11 avril 1791" her.

Deputierten der ganzen Provinz für die États généraux ernennen sollten. Inzwischen aber war bestimmt worden, dafs das allgemeine Wahlreglement vom 24. Januar 1789 auch auf die Provence Anwendung finde. Demnach wurden die drei Stände aufgerufen, in den Baillages und Sénéchaussées ihre Abgeordneten zu wählen: neben den Mitgliedern des hohen Klerus die Curés, neben den Lehensbesitzern aus der Noblesse die Adligen ohne Lehen, im dritten Stande nach beinahe allgemeinem, wennschon indirektem und sehr verschieden gestaltetem Wahlrecht. Nun erst konnten die breiten, bisher zu schweigendem Dulden verurteilten Volksmassen in Stadt und Land zu Worte kommen. Aus den Cahiers, den Instruktionen, welche die Abgeordneten mit auf den Weg erhielten, lernte man die ganze Summe der Anklagen gegen das ancien régime kennen. Es ist begreiflich, dafs wie anderswo, so auch in der Provence, viele Mitglieder der Privilegierten über das Wahlreglement den Stab brachen. Die Lehensbesitzer unter dem Adel drohten mit offenem Ungehorsam. Aber auch im dritten Stande war die Befriedigung nicht allgemein. Man hatte vielfach gehofft, die Provence würde als ein Ganzes betrachtet und nicht in einzelne Wahlbezirke zerrissen werden. Die Einteilung der Wahlbezirke selbst, die Art der Abstufung bei der Bildung der Wahlkollegien, die Benachteiligung der städtischen Bevölkerung und manches sonst gab Anlafs zum Tadel. Aber alles in allem hatte der Tiers Grund, sehr zufrieden zu sein. Dies war es, was Mirabeau ihm bewies. Er sprach „nicht als Provençale", sondern als Franzose, nicht um Mängel zu beschönigen, von denen man einige bei der Ausführung des Reglementes verbessern dürfe, sondern um dem Geiste, aus dem es hervorgegangen war, zu huldigen. Neckers Namen verschwieg er, um nur von dem König zu reden. „Wir müssen gehorchen, weil alle guten Bürger erkannt haben, dafs der König der provisorische Gesetzgeber der Reichsstände ist; wir müssen gehorchen aus Achtung vor dem Gesetze, aus Dankbarkeit für die Absichten des Monarchen."

Die hohen Beamten der Provinz mufsten, je schwieriger die Zeitläufte wurden, für eine solche Sprache sehr dankbar sein. Aber sie waren mifstrauisch gegen Mirabeau und fürchteten sein wachsendes Ansehen. Der Kommandant de Caraman, ein entfernter Verwandter der Mirabeaus, hielt es für angebracht, ihm freundschaftlich anzudeuten, dafs lärmende Scenen, wie die

eben in Marseille vorgekommenen, die „betrübende Gärung“ nur steigern könnten. Sofort erwiderte ihm Mirabeau sehr derb mit einer Aufzählung der „wahren Gründe der betrübenden Gärung“, zu denen er „die Frechheit und Schlechtigkeit der Privilegierten“, die Nachsicht der königlichen Kommissäre gegen ihre „Auflehnung“, die Furcht vor Anhäufung von Truppen und vor allem „den Hunger des Volkes“ rechnete, welches den Behörden vorwerfe, „seit vierzig Jahren Korndiebstahl zu treiben“.

Es konnte gewifs nichts zur Minderung der Gärung beitragen, dafs dieser Briefwechsel ebenfalls gleich in die Druckerei wanderte. Aber unleugbar war es: die Not hatte auch in der Provence einen hohen Grad erreicht, und das herrschende System der Mahlsteuer wie des Monopoles des Fleischverkaufes hatte Mifsbräuche im Gefolge, die sich eben damals doppelt fühlbar machen mufsten. Schon im Sommer 1788 war das Elend grofs gewesen, dann kam der harte Winter. Von Anfang November bis Anfang Januar 1789 wehte der Mistral; der Schnee fiel nicht dicht genug, um die Vegetation gegen Frost zu schützen; beim Eintritt starker Kälte gingen viele Oliven- und Orangenpflanzungen zu Grunde. Mancher hatte all sein Hab und Gut verloren und konnte das tägliche Brot nicht erschwingen. Eine Empörung von Bauern und Stadtvolk, die am 14. März in Manosque vorfiel, ein Ereignis, auf das Mirabeau in seinem Briefe an Caraman anspielte, war das erste Zeichen der kommenden Stürme. Am 23. März brach der Aufstand in Marseille los, wo politische Erregung und materieller Druck seit Wochen zusammenwirkten. In den Versammlungen der Wähler, bei Abfassung der Beschwerdeschriften von Handwerkern, Schenkwirten, Schiffern, Krämern, Weinbauern des Stadtgebietes war alles zur Sprache gekommen, was die Masse erregte. Die Steuern, durch welche die notwendigsten Lebensmittel getroffen wurden, waren auch hier ein vorzüglicher Gegenstand der Klage. Man beschuldigte die Gesellschaft von Kapitalisten, an welche die Erhebung dieser Steuern verpachtet war, dafs sie, mit dem Intendanten und den Häuptern der Stadt verbündet, betrügerischen Gewinn in ihre Tasche stecke. Das Haus ihres Generaldirektors wurde angegriffen, den Stadtbehörden eine starke Ermäfsigung der Fleisch- und Brotpreise abgezwungen, dieser und jener verhafste Beamte thätlich bedroht. Am Abend erschien Caraman, verschaffte sich Gehör bei der Menge und glaubte, beruhigt wieder nach Aix

zurückkehren zu können. In der Nacht aber und am folgenden Tage kam es zu neuen Gewaltthätigkeiten, an denen sich fremdes Gesindel von Landstreichern und Matrosen beteiligte. Sie drohten die Gefängnisse zu öffnen und die Magazine zu plündern. Da die Polizei ganz ungenügend war, und man sich scheute, Linientruppen von den Forts einrücken zu lassen, tauchte der Gedanke auf, eine Bürgerwehr zu bilden. Er fand den lebhaftesten Anklang, und Marseille gab das erste Beispiel der Organisierung einer Nationalgarde.

Indessen konnte dies nicht genügen, um weiteres Unheil zu verhüten. Man bedurfte eines Mannes von starkem Willen, rednerischer Begabung, unbestrittener Volkstümlichkeit. Niemand gebot in dem Mafse über dies alles wie Mirabeau. Er zögerte nicht, wieder gut zu machen, was er durch Veröffentlichung des aufreizenden Briefwechsels mit Caraman gefehlt hatte. Von diesem selbst aufgefordert, „zu thun, was sein Herz und sein Machtbewufstsein ihm diktieren würden“, eilte er in die aufgewühlte Stadt, spielte dort mit genialer Sicherheit den Intendanten und Kommandanten in einer Person und wachte über der Ausführung der getroffenen Vorsichtsmafsregeln. Er that mehr. In einem „Ratschlag für das Volk von Marseille“, einem wahren Meisterstück populärer Darstellung, setzte er die Gründe der Teuerung auseinander, bekämpfte den Argwohn, der zwischen Schuld der Einzelnen und Zwang der Umstände nicht unterschied, und drang darauf, dafs man auf eine übertriebene Preisminderung verzichten müsse, wenn das Budget der Stadt nicht verhängnisvoll belastet und der Zuzug fremder Käufer abgewehrt werden solle. Er schlofs wieder mit einem Appell an die Loyalität. „Euer Beispiel wird überall dem Frieden günstig sein. Überall, meine Freunde, wird man sagen: die Marseiller sind wackere Leute; der König wird es erfahren, der gute König, den wir nicht betrüben dürfen, den wir ohne Unterlafs anrufen.“ An den Strafsenecken angeschlagen und in den Häusern verteilt, bereitete diese Ansprache den Beschlüssen des verstärkten Stadtrates vom 26. März, die sich teilweise in derselben Richtung bewegten, einen günstigen Boden.

Mirabeau war währenddessen durch einen Kurier Caramans nach Aix zurückgerufen worden, wo es am 25. März noch schlimmer hergegangen war als in Marseille. Belagerung des Stadthauses, Steinwürfe gegen den Kommandanten und sein Gefolge,

durch ein paar Schüsse beantwortet, Verjagung des ersten Konsuls, Ausraubung der Kornspeicher: alles das hatte geschehen können, ohne daſs Caraman, in dem Getümmel selbst verletzt, gewagt hätte, die ihm zur Verfügung stehende Militärmacht aufzubieten. Sowie Mirabeau anlangte, gab er ihm unbedingte Vollmachten. Vom frühen Morgen an zu Pferde, traf Mirabeau seine Anstalten, beförderte die Bildung einer Bürgergarde, nach dem Muster derjenigen von Marseille, beschwichtigte das Volk in der Stadt, zerstreute heranziehende Bauernhaufen und kehrte erst nach Marseille zurück, als die gröſste Gefahr geschwunden zu sein schien.

Unter den Nachwirkungen dieser Ereignisse, die an sich nur ein Ausschnitt des Gesamtbildes der damaligen Auflösung des alten französischen Staatswesens waren, gingen die Wahlen vor sich. Mirabeau durfte hoffen, an zwei Stellen zugleich, in Marseille und Aix, einer der Erkorenen des dritten Standes zu werden. Doch waren seine Aussichten dort weniger günstig als hier, obwohl er selbst unter dem Schleier der Anonymität sich den Marseillern als Kandidat, mit Auftragung der stärksten Farben, empfohlen hatte[1]). In der mächtigen Handelsstadt bestand ein starker Gegensatz der höheren Bourgeoisie und der Groſshändler auf der einen Seite, der Zünfte und Wähler der vorstädtischen Bezirke auf der anderen Seite. Es war vor den letzten Unruhen über die Frage der Bildung des Wahlkollegiums zwischen beiden Gruppen zu einem heftigen Streite gekommen, in den auch Mirabeau mit einem Gutachten eingegriffen hatte[2]). Ohne sich die zweite Gruppe zu entfremden, hatte er sich doch die erste, in der er viele Gegner zählte, zu versöhnen gesucht. Aber es war ihm nur unvollkommen gelungen. Auch sonst mochte mancher von seinen Talenten viel halten, aber seinen Charakter gering schätzen. Als die allgemeine Wahlversammlung der Sénéchaussée stattfand, wurde er in der Nacht vom 4. auf den 5. April erst als vierter Deputierter des Tiers erwählt. Auch dies nicht ohne Vornahme dreifacher Abstimmung und unter dem Drucke der

---

[1]) Lettre d'un citoyen de Marseille à un de ses amis sur M. de Mirabeau et l'abbé Raynal. s. Ch. de Loménie a. a. O. S. 318. vgl. Réponse d'un Bourgeois de Paris à M. le Comte de Mirabeau etc. in (Luchet): Histoire de l'année 1789. II, 23 ff.

[2]) Guibal 193.

drohenden, für seinen Namen begeisterten Jungmannschaft, die das Karmeliterkloster, wo man abstimmte, umdrängte.

Inzwischen erfolgten die Wahlen in Aix. Mirabeau war dorthin geeilt, um als Mitglied des Adels an der Feststellung seines Cahier und an der Vornahme seiner Wahlen teilzunehmen. Des dritten Standes durfte er sicher sein, wenngleich ein Mann wie Portalis ihm jede Unterstützung weigerte[1]). Bei der Feststellung des allgemeinen Cahier des Tiers hörte man in dem speziellen Cahier der „Gemeinde Mirabeau" neben dem „Menschenfreunde" auch „den Volksfreund" rühmen. Die Bauern entschuldigten sich beinahe, dafs sie unter solchen Herren über „die Tyrannei der Feudalität" noch ein Wort verlören, unterliefsen aber doch nicht, sie im einzelnen zu schildern[2]). Der von ihnen gepriesene „Volksfreund", „der einzige seines Standes, der für den Tiers gesprochen", wurde mit grofser Majorität am Abend des 6. April als erster der vier Abgeordneten erwählt. Bis dahin hatte er gezögert, den Marseillern, die ihm die näheren Umstände seiner Wahl in ihrer Sénéchaussée verschwiegen hatten, zu antworten. Jetzt versicherte er sie seines Dankes, fügte hinzu, dafs er aus Achtung für Marseille sich in Aix noch nicht entschieden habe, erbat sich aber das Protokoll der Wahlhandlung. Als er es zu Gesicht bekommen hatte, konnte er zwischen zwei Mandaten, die ihm auf so verschiedene Art zugefallen waren, nicht schwanken. Er nahm für Aix an und erklärte sich darüber in einem langen Schreiben an die Kommissäre des dritten Standes von Marseille, indem er mit grofsem Geschick eine Menge höchst ehrenhafter Gründe seiner Ablehnung aufhäufte und nur den wahren verschwieg. Ein pathetischer Abschiedsbrief an die alte, herrliche Stadt Marseille, „das Asyl der Freiheit" von seiner Seite, die Erteilung des Bürgerrechtes an ihn seitens des verstärkten Stadtrates von Marseille schlofs diese Episode seiner Thätigkeit in der Provence ab[3]). Sie hatte

---

[1]) Guibal 280 nach den Extraits des mémoires du comte de Portalis. Séances et travaux de l'académie des sciences etc. XLVIII, 379—381. vgl. Portalis' Brief vom 12. April 1789 bei Charavay: Revue des documents historiques Januar, Februar 1881.

[2]) Arch. parl. VI, 355.

[3]) S. Mirabeaus höchst charakteristischen Dankbrief an die Marseiller vom 9. Mai 1789, aus der Bibliothek von Marseille mitgeteilt von Guibal S. 309, 310 und danach abgedruckt Anhang X.

seinem Namen so viel Glanz zugefügt, daſs ein paar Wochen später ein provençalischer Dichter Le Blanc in seiner Tragödie „Die Freiheit oder das gerettete Marseille“ vor dem Pariser Publikum in einem Riqueti des sechzehnten Jahrhunderts den des achtzehnten zu verherrlichen für angebracht hielt[1]).

Noch einmal war er triumphierend in der provinzialständischen Versammlung erschienen, die nach mehrwöchentlicher Suspension am 10. April wieder eine Sitzung hielt. Sie war rein formeller Art, aber Mirabeau benutzte sie, um den Adel eine schon vorher bekannt gewordene Erklärung des Verzichtes auf seine Steuerprivilegien in feierlicher Weise wiederholen zu lassen. Wie anders konnte er nun in der Hauptstadt auftreten, wo er noch kürzlich für seine Sicherheit hatte fürchten müssen! Er that sich gegenüber Montmorin keinen Zwang mehr an. Bis dahin hatte er das abweisende und drohende Schreiben des Ministers vom Februar ignoriert, ja sogar seine Mitteilungen über die Zustände der Provence fortgesetzt, was keinesfalls etwas schaden konnte[2]). Nunmehr lieſs er ihn wissen, er habe jenen Brief erst eben durch Biron erhalten, wies alle Drohungen, im Bewuſstsein, ihrer lachen zu können, stolz zurück und endigte seinerseits mit einer Art von Drohung, die durchblicken lieſs, wie er seine Stellung als Erwählter des Volkes gegenüber den Ministern, mochten sie Montmorin oder Necker heiſsen, auffaſste: „Als Privatmann, Herr Graf, nehme ich, wenn auch mit Bedauern, die Ehre der Ächtung an, die Sie mir aus Devotion für einen Heiligen, den Sie nicht immer so feurig angebetet haben, zu teil werden lassen. Als Mann der Öffentlichkeit, wozu ich seit Abfassung Ihres Briefes geworden bin, erkläre ich dem Minister des Königs: Wäre mir, im Interesse meiner Wähler, jemals eine Audienz bei ihm nötig, so würde ich glauben, ihm Unrecht zu thun, wenn ich bezweifeln sollte, daſs ich, statt darum zu bitten, nur einen Augenblick darauf zu warten hätte.“

Er stand am Ziele. Nach so vielen Jahren der Not, der Erniedrigung, des Ringens war ihm die Arena geöffnet, auf der

---

[1]) Ch. de Loménie a. a. O. S. 330.

[2]) „Je me serais gardé de vous fatiguer des paquets que je vous ai fait passer de Provence.“ Leider hat sich nichts davon auffinden lassen. Auch Bardoux, der für seine Arbeit über Madame de Beaumont 1885 (Revue des deux mondes 1883) Montmorins Papiere benutzt hat, erwähnt nichts davon.

sich zeigen mufste, dafs auch das Talent eine Macht sei. Und gerade dasjenige, welchem hier der Preis winkte, war sein, durch die Verflechtung von Schuld und Mifsgeschick, unter Abenteuern und Gefahren, im Verkehr mit Menschen aller Stände, in eigener und fremder Sache von früh an gebildet. Nächst der natürlichen Begabung hatten ihn die Sckicksale seines zerrissenen Lebens zum Redner gemacht. Mochte er in Amsterdam die verkauften Hessen zum Widerstande anfeuern, aus dem Schlofsturme von Vincennes um seine Freiheit kämpfen, in Pontarlier und Aix verzweifelte Rechtshändel ausfechten, in London, Berlin, Paris als bezahlter oder freiwilliger Publizist auftreten, in den Stürmen der Provence seine Stimme erschallen lassen: immer waren es rhetorische Künste, die er spielen liefs, und selbst was als Schwäche des Schriftstellers vom kritischen Leser bemerkt werden mochte, konnte von der Tribüne herab auf eine vielhundertköpfige, unruhige Versammlung mächtig wirken. Die Frage der Zukunft war, ob sich zum Talente noch der Charakter finden, aus dem Redner der Staatsmann bilden, vor allem, was der Einzelne, und wäre es auch ein Mirabeau, inmitten unberechenbarer Kräfte vermögen würde.

Anhang.

I.

(Zu Seite 92.)

Mirabeaus Mutter an den Minister Malesherbes, 25. Januar 1776.

Archives nationales K. 164. 2, 27 (mit Beibehaltung der ursprünglichen Schreibung).

ce 25 janvier 1776 au dame de la trinitté rue de reully faubourg S. Anthoine.

J'ay l'honneur de vous envoyer un memoir Monsieur qui vous donnera la connoissance de la situattion de mon fils sont pere aussi severe envers luy qui sest montré injuste envers moy luy fait expier depuis dix ans des fauts quil méritoit dautant plus dindulguer quelle nont eue pour objet quunne dissipattion dargent assez commune aux anfant de son age et de son estat.

Je me joins a luy Monsieur pour réclamer votre justice et voter bontez bien persuadée que les prieres dune meer accablée du malheur de son fils sont fait pour toucher un cœur juste et genereux comme le voter jattend un mot de reponce pour adoucir mes maux ne doutez pas de ma reconnaissance et du respectueux attachement avec lequels j'ay l'honneur dester Monsieur voter tres humble et tres obbeissante servante

Vassan marquise de Mirabeau.

II.

(Zu S. 92.)

Mémoire contre une lettre de cachet.

Archives nationales K. 164. 2, 29 (bis auf die originale Unterschrift alles von Kopistenhand).

L'on sait avec quelle facilité malheureuse la liberté des sujets a été enchaînée sous le feu Roi. Si le comte de Mirabeau n'a pas réclamé ce bien précieux sous un Roi et un Ministre citoyens, c'est qu'il avait à rendre publique l'injustice d'un père, c'est qu'il avait à démontrer, qu'un homme qui a pris ce titre solennel d'ami des hommes était l'ennemi juré de sa femme et de ses enfants, c'est qu'enfin il était arrêté par les scrupules de la piété filiale, scrupules si puissants sur une ame honnête et sensible. Mais monsieur le marquis de Mirabeau cherchant à perpétuer les chaînes de son fils, qui a connu par lui toutes les prisons d'état, et ce fils voyant consumer dans un obscur esclavage une jeunesse, qui peut être utile à la patrie, se voyant privé des droits de père, après avoir acquis ceux d'époux avec le consentement du sien, il supplie M. de Malesherbes au nom de l'intérêt bienfaisant qu'il prend à la liberté des citoyens d'obtenir de Sa Majesté la levée de la lettre de cachet sollicitée contre le comte de Mirabeau, afin qu'il puisse continuer ses services et reprendre ses devoirs sacrés de père et d'époux.

Vassan marquise de Mirabeau
mere du comte de Mirabeau.

III.

(Zu Seite 100.)

Mémoire von Mirabeaus Vater, mitunterzeichnet von seinem Oheim, Schwiegervater und dem Grafen de Valbelle, gerichtet an den Minister Malesherbes, Ende März oder Anfang April 1776.

Archives nationales K. 164. 2, 92 (bis auf die Unterschriften von Kopistenhand).

On accuse le Ministre auquel j'ai l'honneur d'adresser ce mémoire d'avoir dit, que dans le plus grand nombre d'affaires, qu'il avait vu de père au fils, c'étaient presque toujours les pères

qui avaient tort. J'ignore, si l'habitude des tribunaux et des affaires d'intérêt qui démasquent bien des misérables, si l'habitation d'une ville, corrompue par le concours des loix pécuniaires, des ressources, des usages et des mœurs, justifient ici cette manière de voir, mais je n'ai rien de commun avec tout cela.

Je suis né en pays soumis à la loi du droit écrit, dont les constitutions principales portent sur la puissance paternelle. Elle y est fort grande, et loin que ce soit matière à scandale, cette loi salutaire y maintient les maisons et les mœurs. Si les affaires, la situation des biens dotaux, qui sont entrés dans ma famille, et l'impulsion forcée, donnée de mon temps à tous les notables par le gouvernement, m'ont fait habiter ici, je n'en ai contracté ni les principes ni les usages. Quarante ans d'une vie connue aux mêmes lieux et comme chef et père de famille, quarante ans passésici sans reproche, sont mes témoins, que je préfère à la célébrité et aux marques générales d'estime, dont toute l'Europe m'a honorée.

Mais tel homme peut avoir et mériter une réputation au dehors qui n'est pas de même au dedans de sa maison. Voici le témoignage des faits relativement aux miens. Ma mère âgée de 60 ans a bien voulu s'expatrier pour me suivre, quand j'ai transporté ma maison dans ce pays-ci et y a demeuré 25 ans. Ma belle-sœur, dame allemande et femme d'un frère qui avait retiré et consommé sa légitime, a trouvé un asile honorable chez moi et y a été 11 ans et jusqu'à sa mort. Mon frère le bailli, riche des bienfaits de son ordre et indépendant, veut bien faire avec moi maison commune. J'ai élevé une nombreuse famille et il me reste cinq enfants, que j'ai tous établis plus avantageusement, qu'il n'appartenait à ma fortune, et cela dès leur première jeunesse. J'ai maintenant dans ma maison le marquis Du Saillant, mon gendre, et sa femme, qui me sont bons enfants, ma belle-fille, que sa famille a bien voulu me confier dans la catastrophe de son ménage. J'entretiens son fils, je lui paye sa pension à elle et celle de son mari, tandis que tous leurs revenus sont saisis par une multitude de créanciers; voilà mes faits domestiques, que je n'aurais pas cru devoir être obligé de déduire, passé l'âge de 60 ans.

A l'égard du pauvre fol, vis-à-vis duquel je me trouve aujourd'hui comme compromis, voici ma conduite. Craignant sur toute chose de laisser derrière moi quelque reproche, si les choses

au futur tournaient mal, je trouvai l'occasion d'un homme de mérite qu'un revers de fortune obligeait à se placer, je le pris lui, sa femme, deux enfants et un domestique dans ma maison, lui donnai 1200 livres d'appointements, état bien au dessous de ce, que je pouvais faire, et le chargeai de mon fils, qui n'avait encore que quatre ans et demi; il y a perdu ses peines près de 11 ans, et quand il y renonça, je donnai à cet honnête homme 12000 livres de retraite.

L'enfant n'avait que sept ans que j'étais en correspondance avec le père Joubert, supérieur des Théatins et prédicateur du Roi, homme d'esprit et de mérite, que je lui avais donné pour confesseur, et qui malheureusement me fit les mêmes pronostiques que l'autre.

Comme les fougues si étranges et les vices de cet enfant paraissaient venir d'un travers d'esprit, on me conseilla pour lui la géométrie, un maître, nommé le Sr. Fleury se chargea de le garder et redresser, ou le lui amenait et le reprenait pour les repas, bientôt il y renonça et déclara comme les autres le caractère incurable.

Le voulant débourrer et risquer parmi des camarades, je le recommandai aux salles d'un maître d'armes distingué, nommé Monet. Cet homme flatté de la confiance y fit de son mieux, mais poussé par le soulèvement universel de la classe il y renonça pareillement.

Quand son gouverneur se retira, me trouvant d'autant plus engagé de devoir, que le sujet était plus scabreux, et n'osant le risquer à l'académie, je fus jusques à abuser de l'espèce d'ascendant, que donne sur les âmes honnêtes le malheur non mérité, et engager Mr. de Sigrais, militaire distingué et membre de l'académie des inscriptions, qui habitait alors à Versailles pour le service de sa femme, à prendre ce jeune homme chez lui.

Madame de Sigrais, alors première femme de chambre de madame la Dauphine et maintenant de Madame, femme d'une douceur d'ange, et qui joint à beaucoup d'esprit une modestie incomparable, s'y prêta avec bonté, disant à son mari: „mon ami, Dieu ne nous a point donné d'enfants, prenons celui de cet honnête homme.“ Au bout de quatre mois ils me dirent l'un et l'autre, la larme à l'œil, qu'ils pouvaient bien continuer à être les geôliers de mon fils, mais non pas en espérer autre chose.

Pressé de débarasser de si dignes amis, averti par tous les

principaux de collèges, qui avec le plus d'égards possibles me déclarèrent, qu'ils se devaient à la totalité des parents et ne pourraient garder mon fils, je le mis chez Choquard, homme plus hasardeux, qui tenait à la barrière St. Dominique une espèce d'école militaire.

Les haut-le-corps de ce dernier gîte de son enfance ne feraient qu'allonger ceci et le brisement de cœur, que me donne ce détail. J'ai mis le reste en précis depuis son entrée au service dans le mémoire, que j'avais donné d'abord pour instruire le ministre des faits.

Pourquoi donc, me dira-t-on, avoir marié un tel sujet?

J'ai dit, qu'il s'était marié lui-même, que j'avais averti la famille respectable qui semblait pencher pour lui, autant qu'il est permis à un père, qui jusques-là avait pourtant tenu son fils, de le décrier. Je le laissai quatre mois dans une ville de peu d'étendue et où les notables de la province sont comme entassés; ayant passé une vie studieuse et retirée, il ne m'appartenait pas de juger en dernier ressort des convenances du monde, je le laissais juger; je pris d'ailleurs toutes les précautions possibles dans l'acte, pour que sa famille ne dépendît de lui qu'au cas qu'il devint raisonnable. Le jeune homme a d'ailleurs beaucoup d'esprit, d'intrigue et de malheureux talent; l'on a dit dès longtemps que les mariages sont écrits au ciel, et à mon grand étonnement celui-là se fit. Voici pourtant ce que j'ai fait alors pour lui.

Je lui donne 6000 livres de pension, qui devaient augmenter avec ma ferme de 500 livres par an jusqu'à 8500 livres, je le nomme aux substitutions de ma maison, comme j'en avais le droit, et je lui donne l'habitation de mes pères, le château de Mirabeau, maison bien entretenue et bien meublée, qu'il a mise sens dessus dessous. En même temps néanmoins dans la crainte que la marque extérieure de confiance d'un père, qui marie son fils, ne trompât quelqu'un, je me liai moi-même par un acte authentique. Les substitutions de ma maison étaient libres, mes pères avaient toujours laissé à leurs successeurs le choix entre leurs enfants mâles, d'ailleurs elles n'étaient point insinuées et ne valaient par conséquent que dans la famille, je pouvais valablement vendre et dénaturer mon bien. Je fis insinuer les substitutions (chose dispendieuse) je les fis publier et afficher à Aix et à Marseille, pour que personne n'y fût attrapé. J'ai dit le reste quand j'ai

cru devoir au Ministre une instruction sommaire, j'en ai administré les preuves possibles, quand il m'a renvoyé à un magistrat, que j'estime et honore depuis longtemps; mais aujourd'hui qu'il semble que je devienne comme compromis, et qu'il faille que je trouve des crimes à mon fils, pour qu'il n'échappe pas à la juridiction domestique, qu'il déclare son ennemie, et à l'autorité souveraine, qu'il a bravée, mon cœur se révolte et m'avertit, que je ne dois point être le dénonciateur de mon fils aux pieds de son Roi.

Je n'en ai déjà que trop dit et prouvé et je ne veux désormais plus exposer au Ministre que les personnes, les positions et les conséquences de sa décision.

A l'égard des personnes, voici d'une part un père et un oncle irréprochables, un beau-père et un proche parent, témoins des faits, honorés de la confiance du Roi dans la province, et qui ne sont ni l'un ni l'autre taxés de sévérité, et tous les parents qui s'offrent à signer, si on le veut. De l'autre côté le prisonnier, qui réclame seul, car à l'égard de la personne, qui lui prête son appui, le Ministre et le magistrat savent, qu'elle ne doit point être comptée.

A l'égard des positions, voyons quel est en ceci notre intérêt à tous. J'ai marié mon fils, j'ai mis sur sa tête et sur celle de sa postérité la fortune de ma maison. Il n'y a qu'un fils, enfant de deux ans. En le laissant sortir aujourd'hui, dans six mois il se feroit réclure, mais il aurait fait un autre enfant à sa femme et ma famille en serait plus appuyée. Au lieu de cela, si son fils unique venait à mourir, je ne saurais marier mon fils cadet, ayant mis mon bien sur la tête de son frère, et ma famille est éteinte. Mon frère à la tête de l'ordre de Malte, en état de faire de grands biens à des cadets, qui sont les enfants d'un bon oncle, renonce à cet espoir et n'avait point lui à répondre des fredaines de mon fils. Le marquis de Marignane n'a qu'une fille, par elle seule il pouvait espérer à se voir revivre, il a de grands biens; il pourrait adopter un cadet, lui donner son nom et armes, l'élever, l'établir, car il est jeune, et en attendant voir sa fille, aimable, estimable, qu'il aime, tenir sa maison. Au lieu de cela il la voue à un veuvage prématuré, à un état précaire, toujours exposé, toujours dépendant. Son vœu à cet égard entraîne celui d'un parent et d'un ami, qu'on sait n'être point homme à opiner

du bonnet sur le fait d'autrui, mais qui connait et a vu sous ses yeux les faits et les caractères.

De l'autre côté est un jeune homme, qui demande sa liberté, mais à qui et comment? au Ministre, qui ne peut que le livrer à son propre sort, et il déclare son père et son beau-père qui seuls pourraient lui en faire un, ses persécuteurs et ses ennemis.

S'il obtient ses fins, que devient-il? Il a sur le corps 1° un décret de prise de corps dans sa province. Cela s'accomodera, dit-on? il faut l'espérer, mais ce ne saurait être qu'en vertu des égards, et des amis de ses parents, car quant à l'affaire en soi, il a attaqué un homme sur son terrain, cet homme a pour témoins ses propres paysans, la plainte est en assassinat: si l'homme qui s'est fait cette affaire est libre d'y adjoindre une défense et des incidents de son être, il en résultera finalement un arrêt flétrissant au moins. 2° pour 220000 livres de dettes. Les deux tiers sont usuraires dit-il? Sans doute, mais toutes en lettres de change et revêtues de toutes les sûretés possibles; ses parents seuls peuvent arranger tout ce bloc, et si une fois on le tient, il n'y a plus d'arrangement. 3° Une sentence d'interdiction, prononcée avec toutes les formalités, sur ses réponses etc. Et que deviendra-t-il? il vivra sur le terrain des fols et des incendiaires, empruntera, spoliera, enlèvera, il n'en a que trop le malheureux talent, et il lui est impossible de suivre une autre voie.

Mais, dira-t-on, il n'y a pas encore là de quoi mériter la clôture. Je le crois aussi, il a 27 ans, mais depuis l'âge de 18 il a toujours été sous la clôture, et dans le temps de liberté il a fait plus de mal et à plus de gens que d'autres n'en sauraient voir. Dans ses prisons, dans ses exils, jamais de paix, jamais d'obéissance, jamais un moment de repos, ni pour lui ni pour les autres; tout le monde est partial, est compromis. Ci-devant il a rompu son ban pour aller se faire une affaire criminelle à 20 lieues de là, aujourd'hui, prisonnier sur sa parole, il accuse l'homme, qui lui donnait cette liberté, qui était le maître de le tenir au château et qui en avait l'ordre, d'être son rival. Deux familles sont compromises, un prisonnier a des rivaux!

Cependant le mépris des ordres du Roi est manifeste, car il était libre les deux fois, qu'il s'est sauvé. S'il doit l'être encore, je m'en lave les mains et devant Dieu et devant les hommes, mais je mets sur la conscience du Ministre tous les délits qui en

résulteront; les sujets du Roi, blessés en leur honneur, en leurs biens, en leur vie peut-être; quand l'autorité tutélaire et souveraine se refuse à appuyer l'autorité domestique, reconnue impartiale et équitable, elle sait sans doute, où prendre les ressorts, propres à veiller sur la tête de chaque individu en particulier. Je m'y résigne donc, mais elle ne pourra refuser un jour à ma vieillesse, qui viendra lui demander compte de la prostitution d'un nom, qui m'avait été transmis sans tache et que j'avais tâché de conserver tel, son secours pour le dérober du moins à la flétrissure, portée par les loix.

En conséquence, nous parents, qui connaissons à fond les faits et les personnes, pour et au nom des deux parentés, dont nous n'avons pas cru devoir multiplier les signatures, nous prions le Ministre, de vouloir bien obtenir du Roi un ordre, pour que le comte de Mirabeau soit renfermé au château de Pierre-en-Cise, sans qu'on lui laisse aucune correspondance au dehors ni de vive voix ni par écrit; et ce jusques à ce que monsieur son père demande sa liberté.

Le Marquis de Mirabeau.

Covet de Marignane.
Le Comte de Valbelle.
Le Bailli de Mirabeau.

IV.

(Zu Seite 101.)

Mirabeaus viertes Mémoire gegen seinen Vater, gerichtet an Malesherbes (nach dem Begleitbriefe vom 16. April 1776).

Archives nationales K. 164. 2, 54 (von Kopistenhand, mit Korrekturen Mirabeaus).

Quelqu'effroi que l'on cherche à m'inspirer, en me parlant sans cesse du crédit de mon père, je ne saurais craindre, que l'on croie ses assertions sans appel et qu'on ne daigne pas lire, ce que j'écris pour ma défense. S'il en était ainsi, je ne pourrais qu'avoir tort ou être traité comme ayant tort.

De tous les faits, qu'on m'objecte, de toutes les nouvelles plaintes, qu'on profère, il n'en est pas une, que je n'aie prévue ni foudroyée d'avance.

Mon père prétend, que je ne puis rester à Dijon, parcequ'une

femme de ce pays, que j'ai enlevée, n'y peut retourner tant que j'y serai.

Cette allégation serait très-sérieuse, si chacun des mots, qui la composent, ne renfermait pas une fausseté. I° Madame la marquise de Monnier, qu'on suppose trés liée avec moi, n'est pas à Dijon, et ni doit pas retourner, puisqu'elle est auprès de son mari, qui habite la Franche Comté, qui ne veut ni quitter cette province ni la faire quitter à son épouse, cela est de notoriété publique.

II° il faut être bien atroce (car il faut appeler une fois les choses par leur nom) pour machiner des inventions telles que l'enlèvement d'une femme de condition, actuellement chez son mari malgré son enlèvement, et qui n'a quitté ce mari que pour aller auprès de sa mère et de sa famille au centre de la France, tandisqu'elle et son enleveur étaient à deux lieues de la Suisse, j'ai répété jusqu'à trois fois dans mes mémoires ce peu de mots, qui suffit pour démontrer qu'on ne peut s'arrêter sérieusement à cette accusation d'enlèvement. Quoi! j'ai enlevé une femme titrée et je ne suis pas poursuivi criminellement par deux familles, et celle qui s'est fait enlever vit après cet enlèvement paisiblement avec son époux.

En vérité, j'ai honte de répondre à ce que mes ennemis n'ont pas honte de m'objecter..... oh qu'ils se donneraient moins de peines pour me trouver des crimes, ceux qui veulent me perdre, s'ils avaient de tels délits à me reprocher.

Madame la marquise de Monnier est à 40 lieues de moi, sa famille qui suppose, que nous avons beaucoup d'amour l'un pour l'autre, est à Dijon. Je suis sous ses yeux, on ne peut être inquiet, qu'un prisonnier du château de Dijon aime de 40 lieues loin une dame, que ses affaires domestiques retiennent invinciblement en Franche Comté et qui d'ailleurs se respecte trop pour appuyer la calomnie en se rapprochant de moi; mais quand on la supposerait moins raisonnable, qu'elle ne l'est en effet, qu'on réponde à ceci. Si ce n'est que l'amour qu'on veut empêcher, on s'aime de 100 lieues comme de 40, si ce sont des entrevues, elles sont toutes aussi impossibles ici qu'ailleurs et beaucoup davantage, puisque toute sa famille habite cette ville. Ajoutez, qu'il serait très imprudent, que de longtemps elle retourne dans cette ville.

Si l'on considère la famille de madame de Monnier dans la transfération qu'on propose, on la sert très mal, car il est certain

que mon départ en cet instant peut la compromettre essentiellement. Quant à mon père, il n'a et ne peut avoir qu'une raison pour demander, que je sorte d'ici, c'est qu'il n'y a gagné personne pour me persécuter.

Rassurez-vous, ô mon père, ma santé qui dépérit visiblement, ma poitrine qui est presque perdue, le chagrin qui me tue, vous délivreront de moi, quelque pays que j'habite.

Pourquoi mon père veut-il m'envoyer en Alsace? Je l'ignore, mais je ne puis douter, que son espoir est que je serai plus mal, plus resserré, plus hors de portée de tout conseil, de toute consolation, de tout ami, de tout défenseur, c'est sans doute, qu'il a arrangé, que je ne pourrais ni écrire ni me défendre. On m'assure que j'aurai cette liberté, je le crois, le contraire serait une injustice, que je ne craindrai pas de monsieur de Malesherbes, mais à quoi me sert cette liberté, si je n'ai pas la faculté de l'exercer? On me dit de prendre un avocat, un procureur, et c'est avec 100 francs par mois que je les payerai! Les seuls ports de lettre doivent considérablement me déranger. On retient tous mes papiers, probablement on les soustrait, la plupart des correspondances relatives à mes affaires sont en Provence à des distances très considérables, mon père sait tout cela, c'est par le résultat de tous ces petits détails dont je n'ose pas fatiguer le Ministre, qu'il espère se donner de nouveaux prétextes pour m'incriminer et me perdre; il sait que monsieur de Changey me traite avec bonté, et suit les ordres du Roi avec les égards qu'un homme honnête et sensible doit à un infortuné; il sait que monsieur de Montherot, homme estimé et considéré, plaide ma cause et détruit comme homme public les mensonges qu'on articule contre moi, il sait qu'à Pierre-en-Cise il ne trouverait ni émissaires, ni chefs qu'il lui fût facile de prévenir, que quiconque ne sera pas prévenu pour lui le sera contre. Il espère surtout qu'à force de me persécuter, il me précipitera dans quelques démarches inconsidérées. Mon père n'a donc pas une seule raison recevable pour exiger mon éloignement de Dijon. J'en ai un grand nombre d'excellentes pour demander d'y rester.

Les préventions qu'inspirent de fréquentes transférations.

Les dépenses d'un déplacement.

Le dépérissement de ma santé.

L'éloignement des secours et des défenseurs dont j'ai besoin.

Le désagrément de passer sous les ordres de nouveaux chefs, infailliblement prévenus par mon père, mais surtout l'injustice formelle d'une prolongation de détention.

En effet (et c'est ici le point le plus important de ma défense) le Ministre a daigné me nommer des commissaires pour rapporter mon affaire et les attaques et défenses respectives. Le résultat de ce rapport doit être l'obtention de ma liberté, ou la prolongation de ma détention, quel est donc, j'ose le demander, le motif qui peut décider à me charger de tort, en attendant la décision de mon sort?

Que monsieur de Malesherbes me permette de lui rappeler un exemple de son équité dont je dois m'appuyer aujourd'hui, c'est cette ville qui me l'offre. Le sieur de Varenne a obtenu contre son père la levée d'une lettre de cachet, parceque le Ministre décida, qu'il était juste qu'il fût entendu librement dans ses défenses. Si j'en crois la clameur publique ce Varenne était un sujet peu intéressant, mais n'importe, il était homme et la justice est une.

Ma défense pourrait donc être renfermée en un mot et monsieur de Malesherbes l'entendra ce mot, lui qui a plaidé avec une éloquence à jamais célèbre la cause de la liberté. Si j'ai mérité d'être puni, qu'on le constate légalement et que je sois légalement puni.

Mais j'admets pour un instant que les bienséances, qui après les loix régissent la société, forcent un ministre à écouter les sollicitations d'un père plutôt qu'une rigide et impartiale équité. Toujours est-il, qu'en admettant le raisonnement de mon père, il faut m'enfermer pour le reste de mes jours. Oui il le faut absolument, et je le prouve sans réplique.

„Mon fils", dit mon père, „doit cent mille écus, on le ferait arrêter pour dettes, il faut qu'il reste sous lettre de cachet, parcequ'il vaut mieux qu'il soit mon prisonnier que celui de ses créanciers."

Je remarquerai d'abord que selon le premier dire de mon père je devais quatre cent mille francs il se rapproche de la vérité pour cette fois, et il ne s'en faut que d'un peu plus de 200 000 livres, qu'il ne l'ait atteinte. Mais supposons que je doive 100 000 écus. Mon père qui s'est bien déclaré pour ne vouloir payer mes dettes que sur mon revenu et qui n'a que 11 000 livres par an à employer à cette liquidation, puisque les pensions de madame

de Mirabeau et les miennes sont de 1000 écus, et que je n'ai que 14 000 livres de rente, à ce compte — dis-je — mon père est forcé de convenir que j'ai plus de vingt sept ans de prison à endurer. Vous observerez que pour aider à cette liquidation mon père touche bien mes revenus, mais ne paye rien.

Il est vrai I° que moins de 100000 livres payeraient mes dettes. II° que mon père doit avoir 30 000 livres à compte III° que mes créanciers, presque tous usuriers et usuriers poursuivis (voyez mes mémoires antérieurs), ne demanderaient pas mieux que de s'arranger et que IV° ils le seraient depuis longtemps, si on ne leur eût pas fait des propositions folles exprès pour les dégoûter. Mon père oublie toujours que je ne suis interdit que de sa façon, qu'à trop bon droit ma patience est lassée et que je n'attends autre chose que ma liberté pour attaquer l'interdiction, qui n'est pas soutenable, négocier avec mes créanciers et arranger mes affaires.

Qu'il n'aie donc pas, je l'en supplie, une si tendre inquiétude sur le sort que me préparent mes créanciers. Celui qu'il m'a fixé est-il beaucoup plus doux? Ceux, à qui je dois, ne me laisseraient-ils pas plus de 100 livres par mois, cette pension assignée ne me la payeraient-ils pas? ne me laisseraient-ils pas respirer en paix? me tiendraient-ils dans les fers? Mais non, mon père, mes créanciers ne seront pas assez impitoyables pour me traiter comme je le suis.

Quant au décret de prise de corps, je ne ferai que répéter, qu'on me juge, et si demain j'étais libre, Mr. de Villeneuve serait à mes pieds et je dédaignerais de l'y fouler; mais la justice décidera entre nous, et l'opinion publique n'a-t elle pas déjà décidée?

Résumons ceci:

Si l'on admet le raisonnement de mon père relativement à mes dettes, je dois être enfermé pour le reste de mes jours le Ministre prononcera-t-il cet arrêt? mais ai-je mérité qu'il le prononce?

Mon père n'allègue que cette raison pour prolonger ma détention.

Le décret de prise de corps dont je suis grevé, qu'on ne fit pas exécuter lorsque j'étais libre, qui ne peut pas soutenir un coup d'oeil sérieux, n'est pas et ne saurait être une raison.

Passons maintenant au déchaînement de ma famille dont on s'avantage tant.

Toute ma famille est contre moi, toute ma famille, c'est à dire mon père, mon oncle, mon beau-père et un de mes beaux-frères.

Mon père, et n'est-il pas directement ma partie? Il a mangé mon bien, oui mon bien, car une substitution n'est qu'un dépôt, il m'a poursuivi depuis mon enfance avec une haine implacable, m'a desservi en tout et partout, il accumule les calomnies, les trames de toute espèce contre moi, cela n'est que trop évident.

Mon oncle, mais mon oncle peut-il faire autre chose que soutenir mon père, qui grâce à son dérangement n'aurait pas de quoi vivre, si son frère ne le soutenait pas?

Mon beau-frère, homme vil, ne s'ôte-t-il pas toute créance du moment où il ose paraître contre moi? quoi M. Du Saillant, installé avec sa famille depuis cinq ans chez mon père, d'où il m'a chassé, cet homme qui n'a pas craint d'être le délateur, l'espion, le calomniateur, le persécuteur de sa belle-mère, cet homme qui ne dédaigne pas, que dis-je, qui met à profit les plus vils moyens pour se concilier la bienveillance de mon père et l'irriter contre toute sa famille, qui n'a pas rougi d'entendre son beau-père proposer à ma mère d'assurer tout son bien à une de ses filles, épouse de ce beau-frère si vanté, quoi Mr. Du Saillant peut se déclarer contre moi et ne pas exciter l'horreur de tous les gens de bien? Sans doute on lui sait gré de n'être pas du moins hypocrite[1]). M. Du Saillant est contre moi, je le crois vraiment, eh, quel autre intérêt a-t-il que de nous détruire tous? ne s'est-il pas déchaîné contre mon frère et mon autre soeur? d'autant plus dangereux dans ses infâmes complots, que l'enthousiasme qu'il affecte pour son père fascine plus sûrement les yeux de celui-ci, qui ne voit pas, qu'un fils dénaturé peut

---

[1]) Man vergleiche damit Mirabeaus Brief an Du Saillant „12 janvier 1775 château d'If": „Mon cher frère, je comptais sur votre amitié, avant que vous m'en eussiez donné autant de preuves. J'apprends de partout que vous me les prodiguez tous les jours avec un zèle et une activité qui font honneur à votre coeur et que je mérite par mon attachement pour vous. Continuez-moi tous vos sentiments, et rendez-moi heureux de votre bonheur, puisque le mien semble échappé sans retour. Mes voeux et ma tendre amitié ne se démentiront jamais pour vous. Mirabeau fils."

(Loménie: Les Mirabeau II, 578.)

et doit être un gendre intéressé (qu'on interroge M. Du Saillant père sur M. Du Saillant fils).

Mon beau-père, ah je le respecte trop pour lui plonger un poignard dans le sein, mais si je disais un mot!.. Ô mes juges respectez les secrets domestiques, et croyez, que vous ne connaisez que les moindres de mes malheurs . . . . . .

Mon beau-père est trompé . . ce n'est pas par moi, qu'il sera détrompé, je préférerais ma perte à une telle extrémité, mais que madame de Mirabeau ose paraître, qu'elle profère une plainte, que cette plainte me soit communiquée, ma réponse est prête.

Voilà donc toute ma famille et tant d'autres parents, ... toute la famille de ma mère, et cette mère qui, chassée de chez elle depuis 15 ans, oublie ses maux, pour ne s'occuper que des miens, pour ne penser qu'à mes affaires, tandis que j'ai refusé constamment de m'occuper des siennes, que je lui ai crié sans cesse: permettez, que je sois neutre et que je gémisse en silence, ô ma mère, le ciel est témoin, que j'ai cru agir honnêtement, je me suis trompé sans doute et il m'en punit.

Je finis des écrits, que je voudrais au prix de mon sang ne pas avoir été forcé de commencer, je ne prendrai plus la plume pour répondre à des imputations plus que détruites, plus qu'absurdes, plus qu'insensées. S'il en est de nouvelles, et qu'elles me parviennent, je leur opposerai des faits sans revenir encore sur les motifs d'un acharnement, qui répand trop d'amertume sur ma vie, pour que je ne cherche pas à en détourner les yeux.

Je ne me plaindrai plus, c'est au Ministre à me sauver, s'il m'en trouve digne. Je mérite d'autant plus son intérêt, j'ose le dire, que je suis poursuivi par des ennemis plus puissants. Ma santé me rend toute transfération dangereuse et intolérable, sans compter les raisons, que j'ai, de craindre un piége dans une proposition faite par mon père.

Quoiqu'il en soit, je me laisse et m'abandonne à mon sort. Si j'eusse eu tout autre persécuteur qu'un père, j'aurais lutté avec courage, mais ma constance est lassée, les plaies du coeur ne se cicatrisent point avec la haine d'un père.

Si l'on veut absolument, que je quitte Dijon, serait-il déraisonnable de demander, qu'on me mît à Paris, à l'abbaye, ou près de ma mère, de mes conseils, de mes amis? Je puis tout espérer de la bonté de ma cause et de l'activité de mes défenseurs, peut-être même d'un moment favorable pour fléchir mon

père et désiller ses yeux. Je serais près du Ministre, je n'en serais que plus sévèrement gardé, mais du moins je serais sûr, que mon affaire serait bientôt décidée.

V.

(Zu Seite 139.)

Mirabeau an den Minister Amelot 19. November 1780.

Archives nationales K. 164. 2, 142 (darüber die Notiz: „attendre les démarches du père").

Monsieur,

Dans la juste confiance, que m'inspirent votre humanité et votre équité, j'ose recourir à vous pour me mettre à même de profiter des bontés, que mon père, touché de mon repentir bien profond et bien sincère, et ému par le spectacle de mes longs malheurs, est au moins tenté de me témoigner. J'ai sû par ma soeur du Saillant, j'ai sû par ses amis que je pourrais espérer qu'on obtiendrait de lui un adoucissement à mon sort, s'il était possible de l'arracher à la bonté du Roi. Je ne lui demande pas autre chose que de m'accorder un ordre, qui me mettant à la discrétion de mon père, m'enjoigne d'aller et de rester où il me l'ordonnera. C'est assez prouver, je crois, combien j'ai à coeur de réparer mes torts, car un homme qui ne serait pas sûr de sa volonté de bien faire à l'avenir ne ferait pas une telle démarche. Souffrez, qu'à cette considération j'ajoute celle du dépérissement de ma santé et de ma vue, qui me menace d'une entière cécité, á laquelle je doute que j'eusse la force de survivre, et ne doutez pas que l'extrême sensibilité de mon coeur, qui m'a suscité tant de malheurs, tournée aujourd'hui toute entière vers la reconnaissance et l'amour de mes devoirs, ne me fasse vous porter au premier rang de mes bienfaiteurs

Monsieur

Votre très humble et très obéissant serviteur

Mirabeau fils.

Au donjon de Vincennes 19 Nov. 1780.

VI.

(Zu Seite 155.)

Mirabeau an den Minister Vergennes 29. September 1782.

Archives nationales K. 164. 2, 155 (bis auf die Unterschrift von Kopistenhand).

Monsieur le Comte,

Souffrez que je m'adresse à vous comme au mandataire de l'autorité de mon Roi, qui a le plus de titres à la confiance et au respect des citoyens, pour lui porter mes réclamations et mes craintes sur la situation équivoque et précaire, à laquelle on me réduit.

Vous savez, Monsieur le Comte, quel procès m'attira en Franche Comté, puisque vous m'avez bien voulu y servir auprès du Conseil d'État de Neuchâtel, qui devenait par les circonstances en quelque sorte juge du plus important incident de cette affaire. Lorsque je vins me remettre dans les prisons de Pontarlier pour faire tomber l'atroce sentence, qui me condamnait à perdre la tête pour un crime imaginaire, je n'y vins que de l'aveu de mon père, aux ordres duquel une lettre de cachet me met purement et simplement. J'ose vous supplier de ne pas perdre de vue cette circonstance.

Ce n'est qu'après six mois de procédures et de chicanes inexprimables que j'ai pu amener mes parties à signer une transaction honorable pour moi, mais sûre pour elles, aussi bien que pour Madame de Monnier. Cette transaction à été signée par Madame et Monsieur de Ruffei, que vous honorez de vos bontés.

Vous croyez bien, M. le Comte, que six mois écoulés en prison, où il a fallu me résigner à rester, et dans la lice des avocats et des procureurs, qui s'évertuaient à obscurcir la lumière du jour, ont nécessité de grandes dépenses que d'ailleurs la nature d'une procédure si grave emportait seule. J'ai mes comptes en règle, appuyés de leurs pièces justificatives; et ces comptes montent à près de 12000 francs. Cette somme ne vous paraîtra pas énorme, si, sans entrer même dans l'examen des détails, vous pensez, qu'elle a suffi pour remettre ma tête sur mes épaules, à moi, l'aîné de ma maison, et nommé à toutes ses substitutions, et pour rendre l'existence à ma co-accusée. Eh bien! M. le Comte, mon père n'a pas pensé de même, et il s'obstine à ne pas me donner un sol de plus que les deux mille cent livres, qu'il

a déboursées d'abord, y compris les frais de voyage pour me rendre à Pontarlier.

Vous croyez peut-être, que j'ai des revenus indépendants de mon père, sur lesquels il prétend que je puis payer les frais de mon affaire. Il n'en est pas un mot, Monsieur le Comte. Mon père s'est fait nommer curateur à l'interdiction, qu'il fit prononcer contre moi, il y a neuf ans, sans nulle opposition de ma part, et je n'ai précisément que ce qu'il me donne. Or j'ose vous le demander: le seul acte de m'envoyer à Pontarlier, me remettre et suivre mon affaire, n'était-il pas un engagement personnel de me fournir les avances nécessaires pour mon procès? Eh bien! M. le Comte, mon père pendant mon séjour à Pontarlier, a confirmé cet engagement d'une manière indirecte, mais évidente dans la plupart de ses lettres.

Il m'a donc fallu, M. le Comte, recourir à la bourse de mes amis pour faire face aux frais de mon procès; et quand il a été fini, quand toutes mes représentations les plus respectueuses, mais les plus énergiques ont été vaines auprès de mon père, je n'ai eu de parti à prendre que d'attendre ici les moyens de satisfaire à mes créanciers ou du moins d'assurer leurs créances; car j'aurai l'honneur de vous observer encore, M. le Comte, que je me suis réduit à demander à mon père de me cautionner; nouveau refus, et de plus ordre en vertu de l'ordre du Roi, dont je vous ai parlé ci-dessus, de me rendre en Provence.

Certainement c'est là mon premier voeu et mon premier intérêt, puisque je dois y trouver un oncle, que je respecte, que je chéris, et qui se donne de grandes peines et fait d'utiles efforts pour arranger les affaires de ma maison; puisque j'y trouverai une épouse jeune, aimable, qui sera une des plus riches héritières du royaume, que je n'ai pas cessé d'estimer et d'aimer, et qui n'est rien moins qu'éloignée de se réunir à moi, aujourd'hui que le procès, qui avait mis une barrière entre nous, est terminé. Ce n'est pas sans doute le moindre de mes chagrins et de mes malheurs, que celui de me donner malgré moi-même le coup d'oeil de différer une réconciliation, que j'ai tant à coeur, et sans laquelle je ne recouvrerai jamais tous les avantages de mon existence naturelle.

Mais, M. le Comte, puis-je m'acheminer en Provence avant que d'avoir arrangé mes affaires? Outre que je n'en ai pas la possibilité physique, faudra-t-il donc me donner la réputation et

toutes les apparences d'un banqueroutier, et d'un banqueroutier ingrat? Il le faut pourtant, ou rester, ou dévoiler et rendre publique l'inconcevable dureté de mon père.

Cependant je le connais, et j'ai trop éprouvé les suites infaillibles de son courroux. Trente-huit lettres de cachet ont déjà frappé ma famille; j'ai été la victime d'une partie de ces ordres; je ne saurais me résoudre à l'être du trente-neuvième. Trois ans et demi et dix jours du donjon de Vincennes sous le prétexte d'un procès criminel, que j'ai gagné, lorsqu'on m'a permis de le défendre, ont lassé mon courage sur les prisons d'état. J'aimerais mieux périr que d'y rentrer, et je suis tout résolu à l'alternative.

Mais observez, M. le Comte, que par la nature de l'ordre du Roi qui me grève, je peux sans aucune information nouvelle, sans même aucune imputation, et au premier signe de mon père y rentrer.

Cet ordre, j'ose le dire, est inconcevable, est inoui. Le Roi n'a ni dû, ni pû se départir de ses droits de protection et de jurisdiction sur moi, me déclarer en quelque sorte hors de l'empire de la loi et de sa volonté.

Je réclame donc contre cet ordre, et j'ose demander en même temps l'assurance, que le gouvernement ne sévira plus contre moi sans m'entendre. A Dieu ne plaise, que je sollicite une liberté licencieuse, une liberté illimitée. Non, je ne veux qu'opposer un rempart aux calomnies obscures, qui pourraient séduire de nouveau les ministres du Roi et surprendre leur religion.

Daignez, M. le Comte, protéger un désir si naturel, une demande si juste. Je me retire en lieu de sûreté, ignoré de ma famille et de mes amis même. Mais au moment où le Ministre daignera me donner sa parole, que je n'ai rien à craindre de l'autorité, et qu'elle ne m'impute point à tort mon malheur, j'irai lui rendre compte de ma conduite et le supplier de faire quelques démarches pour amener mon père à des sentiments plus justes et plus paternels. Ah! M. le Comte, si un homme qui jouit d'une aussi grande considération personnelle que vous, daignerait dire un mot, j'en attendrais mon salut, et vous conquéreriez par la reconnaissance un homme très dévoué à tout ce qu'il aime.

Recevez avec indulgence, M. le Comte, cette esquisse, que

j'ai resserrée, autant qu'il m'a été possible, de ma situation vraiment triste et douloureuse.

Si par hasard on osait vous dire, que je vous en impose, daignez m'admettre à la preuve, et vous vous indignerez des détails, que je pourrais ajouter.

Sujet du Roi, déjà obligé par vous, et surtout malheureux, j'ai cru avoir des droits à votre commisération généreuse. Il est si digne de l'homme, qui aux qualités d'un grand ministre réunit toutes les vertus morales, de rendre à la société un citoyen notable, à une famille honorée de la bienveillance publique, un jeune homme, qui n'aspire plus qu'à trouver dans le bonheur domestique un port assuré contre les orages, qui ont agité sa vie et le dédommagement de ses malheurs; un tel projet est si digne de vous, que je n'ai pas cru pouvoir m'adresser mieux qu'à vous, M. le Comte.

Aux âmes telles que la vôtre il suffit pour faire le bien du plaisir de le faire. Que je serais heureux, si dans une si bonne oeuvre, vous trouviez une sorte de récompense personnelle en recueillant les fruits de vos bienfaits, qui, versés dans une âme sensible, pourraient peut-être me rendre digne d'être utile à mon bienfaiteur!

Permettez-vous, que pour premier témoignage de ma reconnaissance, je vous donne sur les affaires de Genève un avis important, que mon séjour ici me procure l'occasion de vous faire passer, et que je n'ai pas cru devoir prendre la liberté de vous envoyer sans votre permission? Il s'agit des tentatives, que font plusieurs puissances pour exciter et faciliter les émigrations des citoyens de Genève.

Je suis avec un très profond respect

Votre très humble et tres obéissant serviteur

Le Comte de
Mirabeau
fils.

A Neuchâtel
le 29 Septembre
1782.

VII.

(Zu Seite 156.)

Mirabeau an seinen Vater 3. Oktober 1782.

Archives nationales K. 164. 2, 156 (Kopie).

Mon père,

Quelque illimité que soit le terme, que vous daignez assigner à des créanciers, qui sans doute pourraient sans injustice se regarder comme privilégiés sur tous autres, vous faites disparaître du moins la principale crainte, qui me retenait ici, et je ne redoute plus, si je viens à leur manquer, de leur laisser pour toute reconnaissance un procès. Maintenant donc que je ne suis plus leur caution unique et nécessaire, maintenant que je crois pouvoir m'éloigner sans honte, je pars pour la Provence, où vos ordres, mes vrais intérêts et mon tendre respect pour mon oncle m'appellent. Ce n'est pas que plus d'un avis sinistre n'essaye de voir ma rentrée en France comme le premier pas vers une nouvelle prison. Je ne saurais le croire, mon père, quelque mécontentement que vous me témoigniez par la tournure de votre lettre; car assurément je n'ai pas merité un nouvel arrêt de proscription, et quand ce que vous semblez insinuer de mes dissipations à Pontarlier serait vrai, ce qui n'est assurément pas; quand ce motif serait suffisant pour attenter à ma liberté, toujours pourrais-je dire: j'ai fourni 200 louis de ma poche à mon affaire outre l'impression gratuite de mes mémoires, qui est un objet de plus de 150 pistoles.

Qui osera soutenir que j'ai consumé dans cette affaire deux mille écus de plus, qu'il n'était nécessaire? Je n'avais donc pas si grand tort de demander le reste.

Quoiqu'il en soit, mon père, je pars pour vous obéir aussitôt que je le puis. Si, ce que je ne croirai jamais, je me donne au hasard, en me livrant aux sentiments de confiance dûs à un père, et à un père tel que vous, je n'y survivrais pas sans doute, mais je préférerai de succomber sous un tel coup au malheur de l'avoir prévu.

Je suis avec un profond respect

Votre etc.

à Neuchâtel 3 Oct. 1782.

VIII.

(Zu Seite 202.)

Mirabeau an Talleyrand 31. Juli 1786 (dechiffriert).

Archives du ministère des affaires étrangères. Papiere Mirabeaus.

31 Juillet. Votre lettre est très sévère, elle l'est trop assurément et vous aurez bien du regret, quand vous aurez lu ma justification, elle est simple.

Premièrement le mémoire sur les administrations provinciales (je commence par là, attendu que l'avoir livré, depuis que le ministre l'a reçu de moi et qu'il est ainsi devenu son bien, serait à mes yeux une véritable infamie, et cela même, ce me semble, aurait dû vous prouver suffisamment que je ne l'avais pas fait) ce mémoire est dans les mains de M. Clavière depuis cinq années, c'est à dire, depuis le milieu de 1781 [1]). Sur cela j'atteste I° Mr. Jeanneret, qui a vu ma consternation, et tout ce que j'ai fait pour le ravoir, au moment, où monsieur Brissot de Warville, ignorant absolument de qui venait cet écrit, m'apprit comme une chose indifférente, qu'il allait le faire imprimer. II° Mr. Clavière lui-même, à qui je donne blanc-seing sur les détails, parcequ'ils ont trop de témoins pour pouvoir être falsifiés. Il a reçu de moi ce mémoire à Neuchâtel en Suisse, où je lui laissai en dépôt une foule de papiers. Il dit que Mr. Brissot de Warville, que je ne connaissais pas même alors, le lui a volé en Irlande, et se lamente de cette friponnerie. III° Mr. Panchaud, qui pouvait m'éviter la peine de vous écrire tout cela, en vous le disant; car je le lui ai appris fort peu de jours avant mon départ, et peut-être ce jour-là même en présence de M. M. Jeanneret et Schweizer, qui savent que j'ai dit à Mr. Clavière: Vous mériteriez que je fisse coucher vous et Warville ce soir à la Bastille. Maintenant que devient toute votre diatribe sur le petit amour-propre, et ce que je dirai, et ce qu'on me répondra, et ce que j'aurai empêché, retardé? en quoi suis-je coupable, je vous prie? N'étais-je pas maître de mon manuscrit? Pouvais-je deviner en 1781, ce que le ministre des finances me demanderait en 1786? Ne saviez-vous pas, que

[1]) So irrtümlich statt „quatre années“ und „1782“.

ce mémoire existait depuis longtemps, vous qui le possédiez depuis deux ans? Pourquoi m'avez-vous soupçonné d'en avoir révélé le secret le jour où il est devenu tel, vous qui n'ignoriez pas que ce mémoire avait dans l'origine été destiné pour le public?

En vérité avant de traiter durement ceux qu'on aime, il faudrait être du moins sûr d'avoir raison, il faudrait surtout essayer toutes les suppositions, avant que de soupçonner son ami d'une chose malhonnête. Comment se peut-il que vous les ayez épuisées toutes contre moi et que vous n'en ayez pas trouvé une pour? Je serais très fâché que ce mémoire fût connu, dès qu'il peut être utile; je n'ai rien épargné et je n'épargnerai rien pour qu'il ne le soit pas; mais je dois vous dire que M. Dupieron[1]), que le comte d'Entraigues, que Dupont même l'ont aussi depuis plusieurs années, et que vous n'avez pas plus le droit de vous en étonner que vous n'aviez celui de supposer que je l'avais donné d'une manière malhonnête, tandis que j'avais tant de manières honnêtes de l'avoir donné.

Secondement. Me prend-on pour un enfant de me faire une tragédie à propos du mémoire apostillé de Toulon? Ce n'est point de Mr. Panchaud que je le tenais. À la vérité, il me l'a communiqué. Mais je n'ai pas même pensé alors à le faire copier, et j'y aurais pensé que je n'en aurais pas eu le temps. C'est M. de Calonne qui me l'a donné lui-même, ce mémoire. Je ne sais pas depuis quand c'est un crime de garder des pièces aussi intéressantes pour son instruction, quand la condition de ne pas les copier n'a point été faite. C'est peut-être cette belle morale qui fait que vos diplomaties sont si instruites! A la vérité c'est une faiblesse d'avoir laissé prendre à Clavière ce mémoire, noté de ma main et non de celle d'aucun autre; mais il le saisit avec la familiarité qu'il avait chez moi, et qu'augmentait encore en ce moment l'avantage de m'avoir procuré la réponse de La Noraye et un autre papier beaucoup plus important. Jeanneret peut dire par quels indignes subterfuges ce fourbe Genevois, qu'il doit m'être permis de n'avoir pas toujours si bien connu (car entre aimer l'argent et être perfide il y a encore très-loin) m'amusa lors de mon départ trois jours de suite et d'heure en heure sans me rendre ce mémoire. Mais enfin j'ai été trompé, je n'ai pas trompé; je me suis compromis, je n'ai compromis

[1]) Vielleicht irrtümlich statt Dupeyrou s. Brissot Mémoires 269 ff.

personne; j'ai encore une fois été joué par ma folle confiance ou ma sotte facilité; ce devrait être un motif de plus pour mes amis de me plaindre, et non de me blâmer, et certes il n'y a rien dans tout cela qui puisse justifier cette phrase très amère; je ne puis dire l'effet que cela a produit sur moi . . . Tous les ministres et tous les rois de la terre ne me feraient pas rester une minute à leur service, s'ils m'en écrivaient une pareille, et doutez-vous qu'elle ne me soit tout autrement cruelle, me venant d'un ami que je chéris très-tendrement, et respecté de tout mon coeur assurément? mais auquel je ne saurais m'empêcher de déclarer, que si cet effet qu'il ne saurait dire est de la méfiance de moi, de mes intentions ou de mes principes, c'est tant pis pour lui beaucoup plus que pour moi; car je suis trop au-dessus de tels soupçons et ils sont trop au-dessous de lui.

D'après cette déclaration, le secret tant recommandé des lotteries n'a plus besoin de réponse, et quant à la recommandation très réitérée d'une extrême circonspection, je la ferai, si l'on veut, à mon petit Coco, qui n'a pas quatre ans, car pour moi, si l'on croit que j'en sois à ces A. B. C. pourquoi a-t-on affaire à moi?

Ce langage peut paraître âpre sans doute, mais quand on a, comme je l'ai, la conscience de faire son devoir d'ami et de citoyen avec toutes les forces qu'on a reçues de la nature, on n'aime pas à être maltraité; et je ne le serai jamais impunément, tout est trop cher à ce prix.

Je ne suis pas étonné que le premier chiffre de Brunswick ait été si mauvais, nous étions bien pressés et bien novices. J'espère que les suivants seront meilleurs et je prie qu'on me mande ce qui en est. Au reste en fait de chiffres, il faut nécessairement deviner quelquefois, car la plus légère différence, que personne ne peut promettre d'éviter toujours, fait un contre-sens incalculable . . . . .

IX.

(Zu Seite 213.)

Mirabeau an den Herzog von Lauzun 25. Juli 1786.

(Arch. étrang. Mss. France Vol. 1884 fol. 18. Konzept, nach gefälliger Kollationierung von Herrn Dr. Ed. Rott in Paris mit einer kleinen Abweichung vom Drucke bei Pallain: La mission de Talleyrand à Londres en 1792. Paris, Plon. 1889 p. 38—40.)

Berlin le 25 juillet 1786.

Je n'ai pas encore reçu, Monsieur le duc, depuis que j'ai quitté Paris, une seule lettre qui me parle soit de ceux qui ont des bontés pour moi, soit de la chose, à laquelle on a jugé à propos de m'occuper et qui cependant mériterait qu'on y donnât un peu plus d'importance. Mais j'ai eu occasion de beaucoup parler de vous et de vérifier plus que jamais, combien vos idées sur les pays que vous connaissez sont justes et saines. Je ne saurais entrer dans ces détails aujourd'hui. Je désire seulement vous encourager dans le beau et vraiment grand projet où je vous ai laissé: celui de tourner vos forces dans la carrière où tout vous appelle vers un changement de système sans lequel l'Europe errera toujours à l'aventure entre les agonies de mauvaises paix qui ne seront que des trêves indéfiniment ordonnées par l'épuisement réciproque et les horreurs de guerres aussi indécises que ruineuses.

J'ai beaucoup causé avec le duc régnant de Brunswick dont vous connaissez la sagesse et les talents, et qui parle de vous avec un très grand plaisir; j'ai discuté avec lui cette idée prétendue chimérique d'une alliance entre la France et l'Angleterre; il la regarde comme le sauveur du monde et comme n'ayant d'autre difficulté que les préjugés de la fausse science, et la tiédeur de la pusillanimité.

J'en ai parlé philosophiquement avec la légation anglaise, et j'ai trouvé milord Dalrymple, et même son très britannique secrétaire de légation infiniment plus près de ces idées que je n'aurais osé espérer. Le lord m'a dit qu'aussitôt la nouvelle de la Confédération germanique, il avait dit au marquis de Carmarthen et à M. Pitt qu'il n'y avait plus qu'un système pour l'Angleterre, celui d'une coalition avec la France, fondée sur la liberté illimitée du commerce, que M. Pitt lui avait répondu qu'outre que l'on n'était pas mûr à cette grande révolution, la

France avait encore trop de jalousie contre l'Angleterre pour s'y prêter et que les deux ministres s'étaient accordés à soutenir qu'il était impossible que l'Angleterre fît les premiers pas, parce qu'ensuite, si nous ne nous y prêtions point, elle aurait inspiré gratuitement la méfiance aux puissances dont elle est obligée aujourd'hui de rechercher l'alliance.

J'avoue que je suis parfaitement de leur opinion en ceci. J'ajoute qu'il me paraît impossible de persuader à l'Angleterre que nous songeons sérieusement à cette grande métamorphose de toute la politique du globe, aussi longtemps que nous aurons l'air de nous occuper presqu'entièrement du système maritime et de nous reposer absolument pour le maintien du système continental sur notre alliance avec la cour de Vienne, dont la puissance, qui porte tous les jours sur de plus grandes bases, n'aura bientôt plus aucun contrepoids sur le continent; pas même le nôtre, puisque nous sommes partagés entre la terre et la mer, et que l'Empereur n'a et n'aura de longtemps que le développement de ses forces continentales.

Cependant, où marchons-nous, Monsieur le duc? à recueillir les fruits amers d'une méfiance universelle, et à tomber dans les dernières syncopes de l'épuisement en voulant forcer la nature des choses qui ne permet pas que la même puissance ait les deux sceptres, qui nécessite la prodigalité de capitaux immenses et toujours renaissants pour créer et soutenir une puissance de mer, prodigalité incompatible avec l'incalculable dérangement de nos finances, qui surtout frappe de malédiction et de stérilité tous les efforts dont le but serait de substituer une puissance artificielle à celle qu'elle a donnée et dont elle réchauffe les germes et facilite les développements autant qu'elle contrarie tout ce qu'on fait en dépit d'elle . . . .

Mais je parle de la guerre devant Annibal. Je ne veux, Monsieur le duc, que vous encourager à cultiver sur ce beau sujet votre propre pensée, appuyée de toutes les invitations de la nature, à tracer, comme vous savez faire, le parallèle du système continental et du système maritime, investi de toutes les entraves et de toutes les chausse-trapes de la politique; à montrer la possibilité, j'ai presque dit la facilité, d'asseoir sur l'éternelle et inébranlable base de l'intérêt commun l'alliance de deux pays qui doivent et peuvent commander la paix au monde ou qui ne cesseront jamais de l'ensanglanter en se déchirant.

Aimez-moi, Monsieur le duc, comme je vous suis dévoué; donnez-moi de vos nouvelles et laissez-moi espérer qu'une fois le sort sera juste envers vous, et que vous remplirez enfin vos belles destinées.

X.

(Zu Seite 293.)

Mirabeaus Dankbrief an die Kommissäre der drei Stände der Stadt Marseille nach Empfang des dortigen Bürgerrechtes 9. Mai 1789.

(Bibl. publique Marseille; Pièces sur la révolution française, IIe, carton 1 in 8°, Pièce Nr. 3, mitgeteilt bei Guibal S. 309, 310.)

J'ai reçu avec une vive et respectueuse gratitude le titre de votre concitoyen dont vous avez daigné m'honorer.

Ce nouveau bienfait accroît et fortifie les devoirs que mes sentiments m'avaient déjà imposés, en même temps qu'il m'inspire un degré de courage de plus pour les remplir.

Je les ferai toujours consister, ces devoirs, à professer et à défendre partout, de tout mon pouvoir, les droits éternels de l'homme, la liberté, l'égalité et le moyen qui seul peut les rétablir et les affermir, l'union.

Non cette liberté aveugle et farouche qui ne veut point de lois parce que les lois sont trop souvent partiales, mais cette liberté éclairée et conciliante qui veut tout soumettre à une loi commune, parce qu'une loi commune est la bienfaitrice de tous.

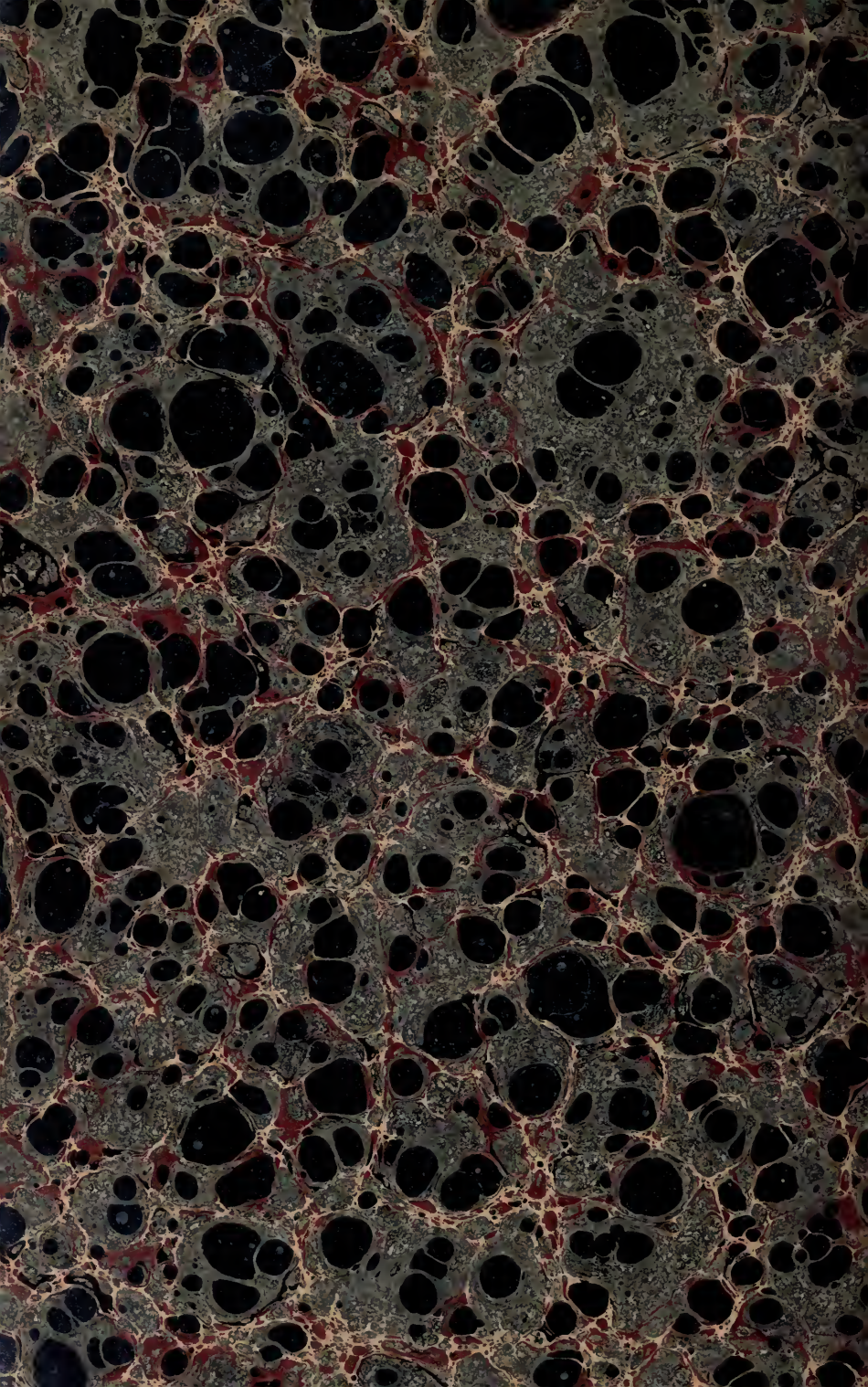
Non cette égalité chimérique et absurde, qui mettrait un art funeste à confondre les rangs et les personnes, tandis que la nature établira toujours des différences inévitables entre les individus et les agrégations, mais cette égalité toujours ordonnée par la nature et la raison, quoique toujours violée par les hommes, qui distribue sur le même plan et avec la même balance, le pouvoir et la dépendance, les droits et les devoirs, les richesses et les contributions, les peines et les récompenses, suivant l'importance, le talent, le mérite et les fautes de chacun.

Non, sans doute, cette union terrible de quelques-uns contre la multitude et qui ne se forme et ne se resserre que pour la diviser et la dominer;

Ni même cette union du grand nombre contre le petit, qui tendrait à anéantir les partages, tandis qu'il n'est question que de les régler et qui ferait naître la discorde sans jamais amener la paix;

Mais cette union de tous pour la félicité commune qui assurerait la justice à chacun et n'aurait à redouter le despotisme de personne.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



G.E.STECHERT

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 084204335